

Editorial	1
Verlagsmitteilungen	1
InkriT	5
Robert Cohen Brief an Uwe Timm über sein Buch <i>Am Beispiel meines Bruders</i>	7
Silke Wittich-Neven Sexuelle und andere staatliche Ausschweifungen	8
	10

Widerstand und Erinnerung

Fredric Jameson Ein Monument radikaler Momente Für eine neue Lektüre von Peter Weiss <i>Ästhetik des Widerstands</i>	13
Roger I. Simon Beharrlichkeit des Vergangenen. Pädagogik und öffentliches Erinnern	51
Nils Zurawski Nordirland: Terror als symbolischer Alltag	63
Klaus Weber Die tägliche Anstrengung der Normalität Erinnerte Aus- und Eingrenzungserfahrungen	72

Clyde Barrow Staatstheorie und us-amerikanischer Superstaat Gespräch mit Ingar Solty	82
Michael Heinrich Über »Praxeologie«, »Ableitungen aus dem Begriff« und die Lektüre von Texten. Antwort auf W.F. Haug	92
Julia Reuter Körperinszenierungen. Zur Materialität des Performativen bei Erving Goffman und Judith Butler	102
<i>Kongressberichte</i> Cinematographie des Holocaust (Tobias Ebbrecht); Pensamiento Filosófico Latinoamericano (Rainer Schultz); Theologie und Politik – Internationale Walter-Benjamin-Gesellschaft (Claas Morgenroth)	115
<i>Ankündigungen</i>	119
Verfasser/innen; Zeitschriftenschau; Summaries	166

Philosophie

Flashar, Hellmut (Hg.), <i>Grundriss der Geschichte der Philosophie. Die Philosophie der Antike, Bd. 2/1: Sophistik. Sokrates. Sokratik. Mathematik. Medizin</i> (Christoph Kniest)	120
Badiou, Alain, <i>Paulus. Die Begründung des Universalismus</i> (Carsten Schmidt)	122
Tietz, Udo, <i>Ontologie und Dialektik. Über das Sein, das Nichtidentische, die Synthesis und die Kopula</i> (Alexander Reutlinger)	124
Kersting, Wolfgang, <i>Kritik der Gleichheit. Über die Grenzen der Gerechtigkeit und der Moral</i> (Hermann Klenner)	126
Negt, Oskar, <i>Kant und Marx. Ein Epochengespräch</i> (Vesa Oittinen)	128

Soziologie

Engemann, Christoph, <i>Electronic Government – vom User zum Bürger. Zur kritischen Theorie des Internet</i> (Tilman Reitz)	129
Esping-Andersen, Gøsta, Duncan Gallie, Anton Hemerijk u. John Myles, <i>Why We Need a New Welfare State</i> (Katrin Mohr)	131
Rampton, Sheldon, u. John Stauber, <i>Weapons of Mass Deception. The Uses of Propaganda in Bush's War on Iraq</i> (Wolfgang Sützl)	133
Röder, Wolf Jürgen, u. Klaus Dörre (Hg.), <i>Lernchancen und Marktzwänge: Bildungsarbeit im flexiblen Kapitalismus</i> (Stefan Müller)	134
Mathes, Horst (Hg.), <i>Priorität politische Bildung</i> (Stefan Müller)	134
Engler, Wolfgang, <i>Die Ostdeutschen als Avantgarde</i> (Stefan Bollinger)	136
Thumfart, Alexander, <i>Die politische Integration Ostdeutschlands</i> (Stefan Bollinger)	137

Pädagogik

Lohmann, Ingrid, u. Rainer Rilling (Hg.), <i>Die verkaufte Bildung. Kritik und Kontroversen zur Kommerzialisierung von Schule, Weiterbildung, Erziehung und Wissenschaft</i> (Claus Claßen u. F. Hartmut Paffrath)	138
Comenius, Johann Amos, <i>Pampaedia – Allerziehung</i> (Wilhelm Filla)	139
Brezinka, Wolfgang, <i>Erziehung und Pädagogik im Kulturwandel</i> (Andrea Nagy)	140
Jahrbuch für Pädagogik 2001, <i>Zukunft</i> (F. Hartmut Paffrath u. Claus Claßen)	141
Höhne, Thomas, <i>Pädagogik der Wissensgesellschaft</i> (Fritjof Bönold)	142
Gruber, Christine, u. Elfriede Fröschl (Hg.), <i>Gender-Aspekte in der Sozialen Arbeit</i> (Michèle Amacker)	143

(Fortsetzung Seite VII)

Editorial

I.

»Wer sich zur Geschichte seiner Bewegung verhält, wie jemand, der sich an nichts erinnert«, heißt es bei Lenin, »kann kein klassenbewusster Arbeiter sein.« Der Satz gilt nicht nur für die Arbeiterbewegung. Mutatis mutandis mögen die andern emanzipatorischen Bewegungen ihre Erfahrung in diesem Satz wiedererkennen, was immer sie sonst von Lenin halten. Die jeweils Regierenden aber setzen, umrahmt von offizieller Geschichtsrepräsentation, auf die Vergesslichkeit der Völker. Den Skandal auszusetzen, bis der nächste ihn ablöst, funktioniert für gewöhnlich. Doch nicht immer. Wo man es kaum mehr zu erwarten wagte, schlägt unversehens die Erinnerung durch. Inmitten der Krisen ereignen sich dann die Festtage der Subalternen, während es in höheren Gefilden zum politischen Kehraus kommt. So jüngst in Spanien. Zunächst hatte es ausgesehen, als blieben die Bewegungen gegen die staatlich verschuldete und vertuschte Ölpest, gegen die Manipulation der Justiz und des Fernsehens, gegen den von der Regierung mitgetragenen Irakkrieg folgenlos. Bei den Kommunal- und Regionalwahlen machten sie sich nicht geltend. Doch als nach dem Massaker vom 11. März die Regierung die Schuldzuweisung manipulierte, trat »das Gewesene mit dem Jetzt blitzhaft zu einer Konstellation zusammen« (Benjamin), und die Rechte wurde abgewählt.

Gehen in Deutschland die Uhren anders? In kurzatmiger Empörung flüchten hier die Wählermassen vor dem rot-grünen Neoliberalismus in die Arme des schwarzgelben. Dieser schickt sich an, der Bereicherung der Reichen bei sozialer Enteignung der Vielen den letzten Schliff zu geben. Ein Sinnbild, das markanter kaum sein könnte, ist der durch jene Wählerbewegung angebahnte Wechsel im Amt des Bundespräsidenten. Auf »Bruder Johannes«, die personifizierte Sozialintegration, folgt eine Personifikation des globalen Finanzkapitalismus, die den Empörten das, was sie empört, nur »besser zu erklären« ankündigt. Das Land schickt sich an, die Flagge der globalen Geldgesellschaft zu hissen. Zehntausende verlassen derweil die SPD, ohne dass der PDS Kräfte zuwachsen. Noch ist unklar, ob und wie das Vakuum auf der Linken politisch wirksam wird.

»Austritt aus der Sozialpolitik, Eintritt in den Krieg«, war unser Kommentar überschrieben, als die Regierung Schröder/Fischer sich dem von den USA angestifteten völkerrechtswidrigen Nato-Krieg gegen Jugoslawien zugesellte und Lafontaine im Protest gegen die gleichzeitige neoliberale Wende der Innen- und Sozialpolitik die Regierung verließ und den SPD-Vorsitz aufgab. Erinnern wir uns an die Rechtfertigungslügen, die den Propagandamärchen aus dem Ersten Weltkrieg glichen? Der Teufel wurde mit dem Beelzebub ausgetrieben. Der Feldzug gegen ethnische Säuberung produzierte diese erst recht (und fährt noch immer fort, sie zu produzieren). Dem Irakkrieg verweigerte sich die rot-grüne Regierung und erreichte damit bei den Wahlen noch einmal eine Mehrheit und nicht zuletzt das Verschwinden der linken Konkurrenz durch die Antikriegspartei PDS aus dem Bundestag. Wer sich erinnert, wird registrieren, dass ein Großteil der Warnungen vor dem Krieg Wirklichkeit geworden sind. Die angeblichen Kriegsgründe haben sich als so fadenscheinig

erwiesen, »dass die Berufung darauf schon lächerlich wirkt«, wie die FAZ am Jahrestag des Kriegsbeginns besorgt feststellt. Mit Erinnerungslosigkeit rechnend und sie fördernd, wird von allen Seiten darauf hingewirkt, jene Gründe zur belanglosen Nebensache absinken zu lassen und neue Gründe aufzubauen, die es auch der Bundesregierung erlauben, sich »ihrer Verantwortung nicht länger zu entziehen«, wie sie ja jetzt schon, in Dubai, irakische Polizisten ausbilden lässt.

Carlos Fuentes hat die USA mit ihrer Geschichts- und Gedächtnislosigkeit konfrontiert und vorgeschlagen, sie in »Vereinigte Staaten von Amnesia« umzubenennen. »Die USA sind der Doktor Frankenstein der modernen Welt, spezialisiert auf die Produktion genau derjenigen Monster, die sich später gegen ihre Schöpfer wenden.« Fuentes sprach auch aus, dass die USA die »antifundamentalistische Repression Saddam Huseins« weggebombt und ihren neuen Todfeinden à la Al Khaida damit den Weg geebnet haben. Mit etwas Gedächtnis erkennt man das Muster des Feuerwehrmanns als Brandstifter. Gesetzt wird auf militärische Ordnung dort, wohin zuvor die Unordnung gebracht wurde. Doch noch ist unklar, wer da wem in die Falle gegangen ist, die Islamisten den USA, oder umgekehrt. Angesichts des im Irak entfesselten mörderischen Chaos, aus dem es, wie seinerzeit in Vietnam, keinen geordneten Rückzug geben kann, scheinen die USA in der Falle zu sitzen. Doch die rechtskonservativen Strategen eines *American Century*, die im US-Regierungsapparat das Sagen haben, haben paradoxerweise gerade damit ein Hauptziel erreicht: Mit dem Vergessen der Völker rechnend, ist es ihnen gelungen, den 1989/91 verloren gegangenen Systemfeind und Globalgegensatz zu ersetzen.

In den neuen Krieg die Welt weiter und unwiderruflich hineinzutreiben ist das Anliegen von Richard Perles und David Frums Buch *An End to Evil*, das sich als »Handbuch für den Sieg im Krieg gegen den Terrorismus« empfiehlt. Hier geht es um die Substanziierung einer Weltkriegskonstellation neuen Typs. Nach dem Ausscheiden der Sowjetunion hat sich der gegen diese von den USA gezüchtete islamistische Terrorismus als der neue Freiheitsfeind, Nachfolger der Nazis und dann der Kommunisten in »aggressiver Ideologie und Drang nach Weltherrschaft«, aufbauen lassen. Hier soll es keinen Zwischenweg geben – »Entweder Sieg oder Holocaust«, eine finster-eschatologische Lösung, welcher der FAZ-Berichterstatter, Matthias Rüb (»Horrorszenarium oder Realismus«, FAZ, 24.3.04, 12), nach den Anschlägen von Madrid Realismus zuspricht.

Die von Baran/Sweezy während des Kalten Kriegs analysierte »Surplusabsorption« durch Rüstung kann also fröhliche Urstände feiern, und die Kontroll- und Gewaltapparate perfektionieren ihre Penetration der Gesellschaften. Die Forderung nach »Friedensdividende« hatte beides nach dem Ende des Kalten Krieges kurzzeitig in Verlegenheit gebracht. »Kann sich der Kapitalismus ohne Feind stabilisieren?«, fragten wir damals. Inzwischen hat seine Führungsmacht es geschafft, den Feind zu reproduzieren. Die Erinnerung an den Holocaust hat er zur Kriegsreklame umfunktionierte. Seine aggressivsten Vertreter sind dabei, die Weichen der Weltgeschichte des 21. Jahrhunderts zu stellen. Das Prinzip der »Vereinigten Staaten von Amnesia« aber, auf das Vergessen zu bauen, wird sich über den ganzen Globus ausdehnen, wenn sich nichts bewegt. Aber noch ist es nicht so weit.

II.

Keine Herrschaft hält auf Dauer ohne Hegemonie. Der Erinnerungsbetrieb vom Standpunkt derer, die gesiegt haben, bildet eine Grundfunktion der Hegemonialapparate. Gegenhegemoniale Formationen beruhen auf widerständiger Erinnerung, wie diese auf emanzipatorischer Bewegung. Denn sich widerständig zu erinnern, ist kein Zustand, sondern eine aktive Haltung, die zur verändernden Kraft wird, wenn sie sich sozial mitteilt und zum gemeinsam vollzogenen Eingedenken steigert. Dies im Rückblick aufs 20. Jahrhundert zu leisten und damit einem neuen sozialen Aufbruch den Weg zu bahnen, ist kein literarisches Werk geeigneter als Peter Weiss *Ästhetik des Widerstands*. Seiner Rückholung ins Gedächtnis der Linken widmen wir den Schwerpunkt dieses Hefts. Wenn von diesem Roman gesagt werden konnte, er stelle »uns in die Revolutionsgeschichte, damit wir sie weitertragen« (AS 75, 31), dann ist hinzuzufügen, dass er diese Geschichte und ihre Trägerschaft durch eine Erzählweise verwandelt, die alles Monolithische und Einseitig-Parteiische auflöst. Der Erzähler Peter Weiss tut etwas, das über den Horizont der Erzählten geht: Im Konkreten ihrer zerreißenen Kontroversen vergegenwärtigt er die lebendige Seele des Marxismus, im »ewigen Disput und Dissens«, wie es bei Fredric Jameson heißt, die mögliche, unaufhebbar plurale Einheit.

Hier herrscht nicht Thomas Manns »raunender Imperfekt des Erzählers«, sondern eine Aktualisierung politischer Leidenschaft, die verlangt, »dass in diesen obsessiven Wiederaufnahmen der Vergangenheit – den Fehlern, verpassten Gelegenheiten, notwendigen Verbrechen oder zufälligen Fehleinschätzungen – und in den besorgten, angst- und hoffnungsvollen Zukunftsprognosen, die in Form von Strategien, Taktiken, Beurteilungen, in der Hilflosigkeit mangelnden Wissens und fehlender Information damit einhergehen, dass in all diesen Gesprächen, in denen die Sprache selbst diskreditiert scheint von den Tatsachen der Vergangenheit und der Unvorhersehbarkeit der Zukunft, der Leser an jeder Stelle eine Gegenwart wiederherstellen muss«.

Der Fall der Mauer und mit ihr das Ende der DDR riss die Rezeption dieses Werks zunächst mit in den Abgrund des Vergessens. Jameson zeigt, dass es in seiner dialogisch-agonalen Grundstruktur bei der Bildung einer »Geschichtskonstruktion« helfen kann, »die das vereinigte Deutschland vornehmen muss, wenn es die DDR-Erfahrung aufnehmen will – entfernt vergleichbar mit dem Problem der geistigen und historiografischen Aneignung der komplex-vielgestaltigen Lebenswelt des eroberten Südens nach dem amerikanischen Bürgerkrieg.« Mehr noch: Es trägt dazu bei, »dass die Linke weltweit ein neues Bild von ihren Aufgaben und Möglichkeiten gewinnt«. Jamesons Beitrag, der die amerikanische Ausgabe der *Ästhetik des Widerstands* begleiten wird, ist eine nachdrückliche, in ihrer Artikulation überraschende Einladung, jenes Werk erstmalig oder *après le déluge* erneut vorzunehmen. Weil wir darin ein heilsames Ferment für ein Geschichtsbewusstsein sehen, das sich aus Postmoderne und postkommunistischer Situation erst noch zu sammeln hat, bringen wir den Essay, obwohl er schon einmal 2001 – allerdings gekürzt und in einer Festschrift begraben – auf deutsch erschienen ist, in überarbeiteter und ergänzter Übersetzung, unsere Umfangskonventionen sprengend. WFFH

Veränderungen in der Redaktion

Jörg Nowak hat das vor einem Jahr übernommene Amt des Redaktionssekretärs abgegeben, nachdem er ein Promotionsstipendium erlangt hatte. Als seine Nachfolgerin ist Vanessa Lux der Redaktion beigetreten. Sie studiert Psychologie an der Freien Universität Berlin und hat bisher im *Forum Kritische Psychologie* und im *Forum Wissenschaft* zu Fragen der Bio- und Gentechnologie publiziert. Ihre weiteren Arbeitsgebiete sind psychologische Rassismusforschung, feministische und postkoloniale Theorie. Von Mai 1998 bis Juli 2001 engagierte sie sich im FU-ASTA und gehörte u.a. dem Organisationskomitee des Kongresses »Geist gegen Gene« an, der 2001 zusammen mit dem Russeltribunal »Freedom of Thought« in Berlin stattgefunden hat. Vom Dezember 2002 bis März 2004 leitete sie eine Projektwerkstatt zu den Konflikten im Transkaukasus an der Technischen Universität Berlin.

Der Redaktion beigetreten sind ferner Catharina Schmalstieg und Katrin Reimer, Diplompsychologinnen ihres Zeichens. Catharina Schmalstieg arbeitet bereits seit August 2000 in der autonomen Frauenredaktion mit (vgl. Arg. 238, 42. Jg., 613). Seit her hat sie mit einer Untersuchung zur Subjektivierung von Geschlechterverhältnissen »diplomiert«, in der es um die Bestimmung des Verhältnisses von Frauenformen, Kritischer Psychologie und Ideologietheorie geht. Sie befasst sich jetzt besonders mit Arbeit, Sozialpolitik und Geschlechterverhältnissen und bereitet eine Dissertation zu »Lebensführung« am Beispiel von »Ich-AGs« vor. Beruflich betreibt sie Organisations- und Politikberatung zu Handlungsstrategien im Umgang mit Rechtsextremismus, Rassismus und Antisemitismus. – Katrin Reimers Abschlussarbeit geht über Max Webers Handlungstheorie sowie über methodische Probleme, die sich aus dem Verhältnis von gesellschaftstheoretischer und lebensweltlicher Bezugsebene ergeben; eine Kurzversion erscheint im nächsten *Forum Kritische Psychologie*. Während ihres Studiums engagierte sie sich in der Hochschulpolitik sowie gegen Neonazismus und Rassismus. In den vergangenen drei Jahren ist sie als Mitverfasserin von Studien zu Rechtsextremismus und Demokratieentwicklung hervorgetreten. Momentan bereitet sie eine Dissertation zu Grundlagenproblemen interkultureller, antirassistischer Pädagogik vor. Zusammen mit den derzeit drei Praktikantinnen (Tanja Droste, Margot Geiger, Nina Knirsch) haben die drei neuen Redakteurinnen der jahrzehntelangen männlichen Mehrheit in der Redaktion ein Ende bereitet.

Zu den Korrespondierenden Redakteuren hinzugestoßen sind Thomas Barfuss (Chur/Schweiz) und Richard Heigl (Regensburg). Beide haben in den letzten Jahren sowohl im *Argument* veröffentlicht als auch beim *Historisch-kritischen Wörterbuch des Marxismus* mitgearbeitet. Der Historiker Richard Heigl, der den Rezensionsbereich Geschichte unterstützt, ist dabei, seine Dissertation zu Wolfgang Abendroth und der Formierung der Neuen Linken abzuschließen. Thomas Barfuss, dessen bei *Argument* erschienene Dissertation über *Konformität und bizarres Bewusstsein* (AS 291) ein Glanzstück gramscianischer Kulturforschung ist, wird beim Bereich Kunst und Kultur mitwirken. Wir halten Ausschau nach weiterer Verstärkung in den Gebieten Soziologie, Politik und Ökonomie.

WFH

Verlagsmitteilungen

Argument-Neuerscheinungen

Wissenschaft

Der erste Band unserer neuen Reihe *Gramsci-Reader*, die thematisch zentriert Texte aus der Kritischen Gesamtausgabe zusammenstellt und kommentiert, ist jetzt erschienen: *Erziehung und Bildung*, herausgegeben im Auftrag des Instituts für kritische Theorie von Andreas Merkens (ISBN 3-88619-423-X).

»Jedes Verhältnis von ›Hegemonie‹ ist notwendigerweise ein pädagogisches Verhältnis« (Antonio Gramsci). Die Studienausgabe versammelt Texte zur Rolle der Intellektuellen in der Gesellschaft, Staat und Zivilgesellschaft als pädagogisch-ethische Instanzen, zum Alltagsverstand als notwendiger Ausgangspunkt gesellschaftlicher Bildung und kritischer Subjektwerdung, bis hin zu unmittelbar schulpolitischen Überlegungen, in denen die emanzipatorische Bedeutung der ›Einheitsschule‹ herausgestellt wird.

Die Diskussion um Foucault wird fortgesetzt mit Sven Opitz, *Gouvernementalität im Postfordismus. Macht, Wissen und Techniken des Selbst im Feld unternehmerischer Rationalität* (AS 297; ISBN 3-88619-297-0).

Opitz systematisiert Foucaults Denken zu einem analytischen Modell. Der Begriff der *Gouvernementalität* dient dabei als Scharnier, das die Archäologie des Wissens, die Genealogie der Macht und die Techniken des Selbst integriert. Anschlüsse an die Arbeiten von Judith Butler, Gilles Deleuze und Niklas Luhmann werden diskutiert, aktuelle Beiträge der *governmentality studies* einbezogen. Opitz untersucht Managementliteratur zur Frage, wie im postfordistischen Unternehmen »regiert« wird und Subjektformierung geschieht. Mit empirischen Belegen wird gezeigt, wie die Logik des Unternehmerischen die Grenze des Unternehmens passiert und als hegemoniale Denk- und Praxisform den gesamten Raum des Sozialen durchdringt.

Als eine Art Grundlegung für den ›Kopftuchstreit‹ lässt sich die historisch-kritische Arbeit von Bettina Stötzer verstehen: *InDifferenzen. Feministische Theorie in der antirassistischen Kritik* (AS 293; ISBN 3-88619-293-8).

Mit ihrer Kritik am deutschen Feminismus haben Migrantinnen, schwarze und jüdische Frauen die vermeintliche Sicherheit eines feministischen ›Wir‹ nachhaltig erschüttert. Damit wurde ein Perspektivwechsel im Feminismus eingeleitet, in dem Differenzen zwischen Frauen stärker in den Blick genommen und als soziale Konstruktionen verstanden werden. Bettina Stötzer bietet einen Überblick über die politischen und theoretischen Fragen des Antirassismus und bringt diese in Dialog mit dem methodischen Instrumentarium der Dekonstruktion. In ihrer Zusammenführung betont sie den herrschaftskritischen Anspruch dieser Ansätze: Beide verweisen auf die Grenzen eines Feminismus, der rassistische Machtverhältnisse außer Acht lässt. Zugleich zeigen sie, dass eine Reformulierung zentraler Kategorien feministischer Kritik für die Weiterentwicklung antirassistischer Perspektiven notwendig ist.

Eine neue Dimension in unserer Schriftenreihe zur Kritischen Psychologie wird eröffnet mit Gerlinde Aumann, *Kritische Psychologie und Psychoanalyse. Historisch-subjektwissenschaftliche Analyse zum Geschlechterverhältnis* (Reihe Psychologie 9; ISBN 3-88619-731-X).

Die Geschlechterverhältnisse und die Neurosenlehre gehören zu den auffälligsten Lücken in der bisherigen Auseinandersetzung der Kritischen Psychologie mit der Psychoanalyse. Aumann bringt beide Bereiche in einen Zusammenhang. Im Mittelpunkt ihrer Reinterpretation steht das Verhältnis von Geschlecht und Sexualität. Freuds Reduzierung der Geschlechterfrage auf Sexualität wird mit einer historisch-kritischen Analyse der Geschlechterverhältnisse überwunden. Auf Grundlage einer subjektwissenschaftlichen Konzeption von Trauma, Abwehr und Unbewusstem lassen sich psychische Probleme auf den aktuellen Lebenskontext beziehen und Ansatzpunkte zur Überwindung von Ausgrenzung und Unterdrückung entwickeln.

Belletristik

Neu im April 2004: Ida Swearingen, *Nachtvogel* (Ariadne Krimi 1149; ISBN 3-88619-879-0)

Ein ungewöhnlicher Krimi zwischen Politik, Verbrechen und Familienverhältnissen. Ungewöhnlich auch der Standpunkt, den die Leserinnen einnehmen müssen. Die ›Heldin‹ ist ein entlassener Häftling auf der Suche nach ihrem Vater, der ein rechter Milizführer und gesuchter Bankräuber ist. Sie gerät in die Kreise des Waffenschmuggels in Texas. Die Autorin nutzt dieses Szenario, um die üblichen Grenzziehungen zwischen Gut und Böse, Familie und Freundschaft durcheinander zu bringen. Sie spiegelt die Widersprüche in den Personen über die Frage des Rechtsradikalismus.



Gramsci jetzt als Studienausgabe:

»Jedes Verhältnis von ›Hegemonie‹ ist notwendigerweise ein pädagogisches Verhältnis.« Antonio Gramsci

Antonio Gramsci

Erziehung und Bildung

Gramsci-Reader Band 1

Herausgegeben von Andreas Merken im Auftrag des
Instituts für Kritische Theorie

208 S., 12,90 € [D] · ISBN 3-88619-423-X

Im guten Buchladen oder direkt beim
Argument-Versand: Reichenberger Straße 150
10999 Berlin · Tel. 6113983 · Fax 6114270

 Argument
www.argument.de

InkriT-Mitteilungen

Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bände 6/I und 6/II

Manchmal spielen so neutrale Dinge wie das Alphabet einen unvermuteten Streich. So versammeln sich im *HKWM* 6 eine solche Menge grundlegender und zudem historisch grundsätzlicher, theoretisch umstrittener Thematiken, dass der Arbeitsaufwand aller Beteiligten, von den Verfassern, der Redaktion bis hin zum Herausgeber die bisherige Dimension bei weitem übertraf. Das gilt nicht nur für die wesentlichen im *HKWM* zu erwartenden Begriffe wie Herrschaft, herrschende Klassen und herrschaftsfreie Gesellschaft und den Gesamtkomplex um Ideologietheorie; schwierig war es, den hochaktuellen Bereich des Islam zu erarbeiten oder Fragen von Individuum, Ich, Identität usw.; hinzu kamen im marxistischen Kontext neu zu erschließende Bereiche wie Homosexualität und Heteronormativität sowie die in der rasanten Entwicklung der Produktivkräfte teils erst zu erforschenden Felder wie High-tech-Kapitalismus, hochtechnologische Produktionsweise, und die Arbeiten rund um den Begriff der Information.

Die mehr als 140 Stichwortartikel waren in der von uns selbst gesetzten Zeit von zwei Jahren und dem buchtechnisch möglichen Umfang von 700 Seiten nicht zu machen. Anfang 2004 entschlossen wir uns, den Band zu teilen. Der erste Halbband (*Hegemonie – Imperialismus*) erscheint Ende Mai, der zweite (*Imperium – Justiz*) sechs Monate später. In Umfang und Preis entsprechen die beiden Teilbände in etwa *HKWM* 1.

Tagungen

Die VIII. Internationale InkriT-Konferenz *Wither Crisis of Marxism? Katastrophen / Konflikte / Kollektives Handeln* musste auf den Herbst verschoben werden. Sie wird vom 14. bis 16. Oktober 2004 in der Akademie Berlin-Schmöckwitz stattfinden.

Gesucht werden noch Autoren und Sprecher in den Plenen zu: Krieg und Frieden; Krise des Marxismus; Klassenkämpfe; Kapitalismus quo vadis? Außerdem wird es wieder ca. 20 Wörterbuch-Werkstätten geben, diesmal aus dem Spektrum der in Band 7 vorgesehenen Begriffe von *Kader* bis *Krisentheorien*. Für fortgeschrittene Studierende stellt das InkriT bis zu 20 um die Hälfte ermäßigte Plätze zur Verfügung.

Vorschläge und Anfragen bitte an Thomas Weber: hkwmred@zedat.fu-berlin.de; *Anmeldung* bei Ruth Schaldach: InkriT2004@gmx.de. *Weitere Informationen* finden sich unter www.inkrit.de.

Robert Cohen

Brief an Uwe Timm über sein Buch *Am Beispiel meines Bruders*¹

New York, 22. Oktober 2003

Lieber Uwe,

am vergangenen Wochenende habe ich dein Buch über den Bruder gelesen, dieses genaue, im direkten Gegensatz zu seinem Umfang ungemein schwere Buch, das mich intensiv beschäftigt. Das Schwere besteht für mich vor allem in der Einsicht, welche Qual für den Freund damit verbunden gewesen sein muss, sich dieser Familienvergangenheit zu stellen, in aller Öffentlichkeit, ohne wenn und aber, quasi schutzlos sich auszuliefern diesem Familienabgrund, einer Herkunft, die allem entgegensteht, wofür du in deinem Leben und mit deiner Literatur eingetreten bist. An deinem Bruder zeigst du, wie die ganz normalen Täter entstehen, zugleich ist dein Buch ein Beispiel dafür, wie eine solche normale deutsche Familiengeschichte erzählt werden kann. Alle die erzählerischen Mittel, das Fragmentarische, Achronologische, Montierte, die Formen der Distanz zu dem »Jungen«, die reflektierenden, essayistischen Passagen, das kursive Zitieren, die Iterationen usw. – ein ungemein komplexes Gewebe, das zeigt, wie viel verlangt wird, wenn verlangt wird, dass angemessen über diese Vergangenheit gesprochen wird. Mit seinem Thema – dem Erkunden der Täterschaft – steht dein Buch quer zu den eher pseudomutigen neueren Werken, in denen »endlich« auch vom Leiden der Deutschen gesprochen werden darf. (Ein Leiden, das sehr real war, das ist unbedingt anzuerkennen, und über das gesprochen werden muss, aber auf das Wie kommt es an.) Und es geht auch weit über die sogenannten Väterbücher der 1970er Jahre hinaus, deren Verdienst darin bestand, die Erkundung des alltäglichen Faschismus im eigenen Familienalltag erstmals für eine breite Leserschaft zur Sprache zu bringen, die das aber auf meist unzulängliche Weise taten, wie etwa Christoph Meckel und der ganz unakzeptable Gauch, *Vaterspuren* (der historischen Wahrheit näher schien mir da z.B. Ruth Rehmanns *Der Mann auf der Kanzel*).

Ich komme auf diese Väterbücher zu sprechen, weil ihnen ein strukturelles Problem inhärent ist, das mich im Zusammenhang mit deinem, wie schon gesagt, weit bedeutenderen Text erneut beschäftigt: Wie kann man über Täter sprechen, die zugleich die eigenen Väter (oder Brüder) waren? Vorausgesetzt, man hat nicht einen grenzenlosen Hass auf den eigenen Vater, wie (verständlicherweise) etwa Bernhard Vesper, so haftet solchen Darstellungen etwas Apologetisches an, unvermeidlicherweise, wie mir scheint. Es kommt, unvermeidlicherweise, die »menschliche« Seite, das Harmlose, Liebenswürdige der Täter zum Ausdruck. Sie waren grosso modo gute Familienväter, liebten ihre Hunde, Musik, aßen gerne gut, machten Witze usw. Die Einsicht, dass das ganz normale Menschen waren, kann die Abscheu vor der Tat relativieren. Browning, über dessen Buch² du Wichtiges sagst, hat, wie mir scheint, diese Relativierung dadurch vermieden, dass er den Abgrund zwischen dem Töten und der Normalität so unüberbrückbar wie möglich machte. Vergleichbare Gesten sehe ich bei dir am Werk. Du gibst nicht die

1 Uwe Timm, *Am Beispiel meines Bruders*, Köln 2003. Das Buch ist eine Suche nach den Spuren des sechzehn Jahre älteren Bruders, der als neunzehnjähriges Mitglied der SS 1943 in der Ukraine fiel.

(erklärenden, d.h. beruhigenden) Antworten, sondern bürdest der Leserschaft und vor allem dir selbst dieses quälende Nichtverstehenkönnen auf, ohne dadurch das Verhalten der Täter zu fetischisieren. Mehrfach weist du behutsam auf ein mögliches anderes Verhalten hin, ohne Besserwisserei, ohne Heldisches zu verlangen: nur mehr als dieses fraglose Mitmachen.

Ich komme noch auf einen anderen Aspekt, der mich nicht loslässt. Anders als etwa der unneugierige Gauch versuchst du, dem Bruder auf die Spur zu kommen, du recherchierst über die Aktivitäten seiner SS-Einheit – und du findest nichts, was seine unmittelbare Beteiligung am Holocaust belegt. Hier sagt mir mein eigenes Wissen über den Holocaust: Dieser Bruder war beteiligt, der hat Juden, Russen usw. umgebracht, nicht nur im Kampf, sondern als Massenmörder. Wer, wenn nicht ein Mitglied der SS, sollen denn die Täter gewesen sein? Seit bekannt geworden ist, wozu schon »gewöhnliche« Armee- und Polizeieinheiten fähig waren, muss dieser Bruder unbedingt als Typus des Täters gelten. (Du selber zeigst ja mit einer von Trauer getriebenen Insistenz, dass du das in Bezug auf Russen für wahrscheinlich hältst.) Lass mich hier anfügen, und es ist ein wichtiges Anfügen, dass ich mir kaum vorstellen kann, was du durchgemacht hast beim Nachdenken, Werweißen, Vermuten über das Schlimmste, Äußerste, das der eigene Bruder, der eigene Vater getan haben könnten. Ich kann dir nur den tiefen Eindruck bestätigen, den dieses schutzlose Erkunden mir gemacht hat.

Lieber Uwe, ich fühle mich gespalten. Als einer, der auf jeden Fall zu den Opfern gehört hätte, habe ich das frustrierende Gefühl, dass die Täterschaft zwar grundsätzlich bekannt ist, bei näherem Hinschauen sich aber auflöst in Einzelfälle, die sich der Erfassung entziehen. Das ist das eine. Das andere ist meine Überzeugung, nicht als Jude, als der ich mich im Grunde kaum verstehe, sondern als engagierter Intellektueller, dass es für uns nur diesen von Adorno formulierten Imperativ geben kann: unser Denken und Handeln so einzurichten, »dass Auschwitz nicht sich wiederhole, nichts Ähnliches geschehe«. Dazu ist es notwendig, sich mit der unreduzierbaren Ambiguität der Täter auseinander zu setzen: Sie waren eben zum größten Teil alltägliche Menschen, darauf ist zu beharren, sonst ist der Nazismus nicht zu begreifen. Wenn das richtig ist – und ich bin davon überzeugt –, dann ist dein Buch ein Ereignis, ein grosser Beitrag zu dieser nie nachlassenden Anstrengung des Verstehenwollens.

Ich breche hier ab. Lieber Uwe, es ist mir nicht leicht gefallen, diese paar Gedanken zu formulieren, weil es da um das Schwierigste geht, worüber wir sprechen können, und es besteht immer die Gefahr, dass etwas nicht so herauskommt, wie ich es wollte. Betrachte diesen Brief als Entwurf zu einem Gespräch, das ich gerne mit dir führen würde, um diese Gedanken zu präzisieren, zu erweitern und auch zu modifizieren. Und vor allem hoffe ich, dass du in dem Gesagten die hohe Achtung spürst, die ich vor deiner Arbeit habe, zu der ich dich beglückwünsche.

In alter Freundschaft
Dein Robert

2 Christopher R. Browning, *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibattillon 101 und die »Endlösung« in Polen*, Reinbek b. Hamburg, 1998

Nachrichten aus dem Patriarchat

Sexuelle und andere staatliche Ausschweifungen

Ein Beschluss des Bundesverfassungsgerichts (BVG) vom 14.5.2003 gibt Anlass, über Körperlichkeit und Sinnlichkeit des Staates nachzudenken. Das Gericht hatte auf die Verfassungsbeschwerde einer Kurdin hin zu prüfen, ob ihr, die in der Türkei von Sicherheitskräften misshandelt und vergewaltigt worden war, ein Recht auf Asyl zustehe. Dies hatte das zuvor damit befasste Verwaltungsgericht verneint und der Kurdin nur ein Abschiebungshindernis nach § 53, Abs. 6 AusländerG zugestanden. Zentral für die Prüfung auf höchster Ebene ist die Frage, ob es sich dabei um *politische* Verfolgung handelte – eine Verfolgung, die, wie das BVG doziert, »dem Einzelnen in Anknüpfung an asylrelevante Merkmale gezielt Rechtsverletzungen zufügt, die ihn ihrer Intensität nach aus einer übergreifenden Friedensordnung der staatlichen Einheit ausgrenzen«. Politische, d.h. staatliche Verfolgung sei nicht schon dann anzunehmen, wenn jemand in türkischen Gefängnissen wegen krimineller Delikte gefoltert wird, sondern erst dann, wenn diese unmenschliche Behandlung wegen »asylrelevanter Merkmale eingesetzt oder in verschärfter Form angewendet« werde. Hintergrund dieser Rechtsprechung ist die realistische Einschätzung, dass es keiner staatlichen Ordnungsmacht möglich ist, »lückenlosen Schutz vor Unrecht und Gewalt zu garantieren«. Wenn einem Staat daher in seiner Hilf- und Machtlosigkeit die Folterei innerhalb des Staatsgebiets nicht zugerechnet werden kann, kommt logischerweise auch kein Asylrecht nach Art. 16a GG für die gefolterten Personen in Betracht, sondern eben allenfalls ein Abschiebungshindernis. Weil der Staat außerdem bei all seinen Aktivitäten – dem Anordnen, Verwalten, Verhindern usw. – sich lebendiger Menschen bedienen muss und diese Menschen sich von ihren eigenen Motiven leiten lassen, können »vereinzelte Exzesstaten von Amtswaltern [...] dem Staat möglicherweise nicht zugerechnet« werden. In diesem Fall scheidet ebenfalls eine politische und damit asylrelevante Verfolgung aus. Eine solche, dem türkischen Staat nicht zuzurechnende Exzesstat hatte das Verwaltungsgericht im Fall der Kurdin angenommen, obwohl diese, die aus einer PKK-Hochburg stammt, »mehrfach Übergriffen der staatlichen Sicherheitskräfte, insbesondere Vergewaltigungen ausgesetzt war«.

Sexuelle Gewalt gegen die Frauen des Gegners ist eine von alters her bekannte Kriegstaktik, um über die schutzlosen Frauen gleichzeitig ihre ebenso machtlosen männlichen Familienmitglieder, ja die gesamte dahinter stehende ohnmächtige Herrschaftsordnung zu demütigen. Von dem von Livius überlieferten und von Malern gern in Szene gesetzten sagenhaften »Raub der Sabinerinnen« bis hin zu den sehr realen Vergewaltigungen durch eine Soldateska wiederholen sich die Bilder und Berichte, zuletzt z.B. über die Vergewaltigungen, die Regierungssoldaten im Zusammenhang mit dem liberianischen Bürgerkrieg in der Hauptstadt Monrovia begangen haben. Ebenso wiederkehrend sind die Ausflüchte, die in den Vergewaltigungen

nicht eine gezielte militärische Maßnahme zur Unterwerfung, Demütigung und Vertreibung sehen wollen, sondern eine Folge individueller sexueller Zügellosigkeit. Dem widersprüchlichen Verhalten des Verwaltungsgerichts, einerseits genau zu wissen, dass Übergriffe türkischer Sicherheitskräfte in den kurdischen Siedlungsgebieten auch gegen Alte und Kinder häufig vorkommen, und andererseits sich der Einsicht zu verschließen, dass sexuelle Gewalt gegen die Zivilbevölkerung zu den Taktiken gehört, Menschen zu unterwerfen und in der Folter Geständnisse zu erpressen, schiebt das BVG einen Riegel vor, indem es sich eingehend mit dem Begriff »Exzess« beschäftigt und unter Zuhilfenahme des Fremdwörter-Dudens den Unterschied zwischen staatlicher Verfolgung und individuellen, sexueller Triebhaftigkeit entspringenden, Übergriffen unterscheidet. Der Exzess, gefasst als eine »das übliche Maß überschreitende Ausschweifung« ziele dem Begriff nach »in dem hier maßgeblichen Zusammenhang auf vereinzelte und spontane Vorgänge ab«. Gegen die Annahme von vereinzelt Exzesstaten von Amtswaltern im vorliegenden Fall spreche aber, dass es nach den Schilderungen der Beschwerdeführerin »über einen längeren Zeitraum mehrfach zu Übergriffen von erheblicher Intensität kam«. Mithin unterscheidet also die Regelmäßigkeit und Dauerhaftigkeit die *staatlich initiierte* Vergewaltigung von der *privaten*.

Zu den Merkmalen politischer Verfolgung gehört es nach den Erkenntnissen des BVG außerdem, dass sich der Staat regelmäßig von Ungesetzlichkeiten untergeordneter Organe distanzieren, »dennoch würden sie von Staatsanwaltschaft und höheren staatlichen Instanzen, die sogar die dafür erforderlichen finanziellen Mittel bereitstellen« (welche Mittel mögen das sein, Anschaffungskosten für Foltergeräte oder Schichtzulagen?), »zumeist geduldet; dementsprechend finde eine konsequente Strafverfolgung der Täter nur selten statt«. Dass die fehlende konsequente Strafverfolgung als zusätzliches Kriterium für politische Verfolgung herangezogen wird, erleichtert die Unterscheidung zwischen staatlichen und privaten sexuellen Ausschweifungen. Als konsequente Strafverfolgung ist z.B. zu werten, dass ein Bremer Polizist vom Dienst suspendiert wurde, als sich 2003 gezeigt hatte, dass er 1997 bis 1999, also mit einer gewissen Regelmäßigkeit mindestens fünf weibliche Abschiebehäftlinge, vor allem Prostituierte, missbraucht hatte (*Frankfurter Rundschau*, 18.11.2003). Die späte Suspendierung wurde vom Bremer Polizeipräsidenten Mordhorst damit begründet, dass erste Beschwerden einer Gefangenen über sexuelle Übergriffe aus dem Jahr 1998 »leider nicht« hatten bewiesen werden können. Dass dieser Fall ebenso wie ein anderer, in dem Nacktfotos im Bremer Polizeigewahrsam geschossen wurden, im Hinblick auf Täter, Mittäter und Mitwisser nun Ende 2003 dennoch geprüft wird, obwohl die Taten teilweise wegen Verjährung nicht mehr bestraft werden können, führt uns den Unterschied zwischen einem strafverfolgungsunwilligen Verfolgerstaat, der Türkei, und unserem bundesrepublikanischen Rechtsstaat vor Augen. –Jedenfalls verhält sich der zweite Senat des BVG gegenüber vergewaltigten Frauen im Allgemeinen sehr chevaleresk, wenn er auch im konkreten Fall der klagenden Kurdin durch einige diskrete Verweise auf das Verwaltungsverfahren- und das Asylverfahrensgesetz sowie die Möglichkeit

inländischer Fluchtalternativen, innerhalb der Türkei, dem Verwaltungsgericht Wege zeigt, das Vorbringen der Kurdin als verspätet und damit unerheblich zurückzuweisen.

Eine andere Entscheidung des BVG vom 24.6.2003 zeigt, dass es viel wichtiger sein kann, einem Staat einfach zu glauben, dass er einen Menschen, den er ausgeliefert haben möchte, nicht durch unmenschliche Haftbedingungen foltern wird, als sich durch entgegenstehende Berichte von amnesty international und dem Auswärtigen Amt beirren zu lassen. Das Gericht lehnte die Verfassungsbeschwerde eines vanuatuischen Staatsbürgers ab, der wegen krimineller Verschwörung und Betrugs – es geht immerhin um 2 143 000 € – an Indien ausgeliefert werden soll. Während zwei der acht Richter, nämlich Sommer und Lübke-Wolf, in einem abweichenden Votum darauf beharren, dass im Hinblick auf die Menschenwürde niemals mögliche Folter hingenommen werden dürfe, meint die Mehrheit, dass ein zwischen Deutschland und Indien abgeschlossenes, allerdings noch nicht in Kraft getretenes Auslieferungsabkommen ein Indiz dafür sei, dass, auch wenn in Indien »Folter eine häufig von der Polizei angewandte Vernehmungsmethode oder Erpressungsmittel sei«, gegenüber den von der Bundesrepublik ausgelieferten Menschen Indien auf Folter verzichten werde, denn sonst wäre »es nicht zu einem solchen Abkommen gekommen«. Mag auch ein schlichter Richter, Volker Drecktrah (in: *Betrifft Justiz* Nr. 76, 2003, 193), in dieser Logik eine palmströmsche wittern (»weil nicht sein kann, was nicht sein darf«) – wir ändern wollen gern akzeptieren, dass aus dem »völkerrechtlichen Frustrationsverbot«, also dem Verbot, den Vertragszweck nicht zu beeinträchtigen, die Nicht-Untat, also die Nicht-Folter folgt. Zu fragen bleibt nur, weshalb das Frustrationsverbot uns im Hinblick auf Indiens Nicht-Folterei so sicher macht, während der NATO- und künftige EU-Partner Türkei durch unser Misstrauen in seinen staatlichen Zustand hinsichtlich sexueller Foltermethoden frustriert werden darf.

Silke Wittich-Neven

Demnächst als Buch: Nachrichten aus dem Patriarchat



Seit über einem Dutzend Jahren erscheint im *Argument* die regelmäßige Kolumne »Nachrichten aus dem Patriarchat«. Amüsant, bissig, kritisch-pointiert wird hier verhackstückt, was in der alltäglichen Begegnung mit der patriarchalen Normalität an Absurditäten möglich ist und was für schräge Ebenen die Medien (allen voran die FAZ) im Kontext Geschlechterverhältnisse zuweisen bieten. Ab Herbst als Sammelband beim Argument Verlag.

NEU IM OKTOBER 2004 – JETZT VORMERKEN

Vorbestellungen beim Argument-Versand · Reichenberger Str. 150
10999 Berlin · Fax: 030 / 611 42 70 · versand@argument.de

 **Argument**
www.argument.de

Fredric Jameson

Ein Monument radikaler Momente

Für eine neue Lektüre von Peter Weiss *Ästhetik des Widerstands*

Wolf Haug zum Fünfundsechzigsten

I.

Die *Ästhetik des Widerstands*, Peter Weiss dreibändiger historischer Roman über die Kämpfe des kommunistischen deutschen Widerstands gegen Hitler von 1937 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, markiert einen entschiedenen Eingriff in die deutsche Geschichtsschreibung, genauer gesagt in das Geschichtsbewusstsein und in die Vergangenheitskonstruktion, in denen Deutsche und Linke bis ins letzte Jahrzehnt des Kalten Krieges hinein lebten: einen in West- wie Ostdeutschland wahrgenommenen Eingriff (das Buch erschien in beiden Ländern), der die bis dahin üblichen, fruchtlosen Polemiken um den Stalinismus zur Kenntnis genommen hat, um sie hinter sich zu lassen. Weiss starb sechs Monate nach Erscheinen des letzten Bandes 1981. Postum kommt ihm jetzt eine bedeutsame Rolle in dem geschichtlichen Moment zu, den ein vereinigtes Deutschland schaffen muss, um die DDR-Erfahrung zu integrieren – eine Aufgabe, die entfernt vergleichbar ist mit der intellektuellen und historiografischen Aneignung der komplex-vielgestaltigen Lebenswelt des eroberten Südens nach dem amerikanischen Bürgerkrieg. Das neue Deutschland ist zwangsläufig auf der Suche nach einem neuen Bild seiner Vergangenheit – zu einem Zeitpunkt, da die Geschichte, die ja wegen dieser Bemühung um hegelsche *Er-Innerung* (PhG, 591) und Rekonstruktion einer gemeinsamen Identität nicht stehen bleibt, Deutschland und seine Nachbarn in eine neue und größere, transnationale Einheit zu bringen im Begriff ist (und zugleich droht, die Autonomie dieser neuen Einheit wiederum aufzuheben in die noch größeren Netzwerke einer allumfassenden spätkapitalistischen Globalisierung).

Es handelt sich jedoch nicht nur um ein deutsches Thema: Vor solchen Problemen steht die Linke überhaupt in der heutigen Welt; dass in Deutschland die eigenen radikalen Bewegungen und revolutionären Impulse anders wahrgenommen werden, trägt notwendig dazu bei, dass die Linke weltweit ein neues Bild von ihren Aufgaben und Möglichkeiten in einer scheinbar post-revolutionären Situation gewinnt, in der nach allgemeiner Überzeugung der Kapitalismus und das unablässige Vordringen des freien Marktes in Zukunft unwidersprochen bleiben. Der gescheiterte Umbau der früheren DDR bedeutet indes, dass irgendein künftiger deutscher Radikalismus in überraschenden Formen von diesen eroberten Provinzen ausgehen wird, und zwar ohne Vorwarnung, wie alle großen revolutionären Momente, ganz wie für Benjamins messianische Gestalten in der Zukunft »jede Sekunde die kleine Pforte [war], durch die der Messias treten konnte« (GS I.2, 704). So steht die messianische Vorbereitung

auf eine Wiedergeburt der deutschen Linken, aus ihren älteren revolutionären Traditionen heraus, wiederum als Sinnbild für die Linke überhaupt. Weder werden Stalin, die Kulturen und Strategien des Sowjetkommunismus – oder die leninistische Dimension selbst – wieder auferstehen, noch wäre eine solche Wiedergeburt auch nur wünschenswert für revolutionäre Bestrebungen (wie Peter Weiss sie schildert), die im Zusammenhang mit der alten Sowjetunion so vieles beklagt, gefürchtet und verabscheut haben. Erst wenn man die Vergangenheit unerschrocken ins Auge fasst, ihr »Anerkennung« zollt (um Stanley Cavells Schlüsselbegriff zu benutzen), kann sich das radikale Novum einer neuen politischen und revolutionären Bewegung entfalten, unvorhersehbar und anscheinend ohne Vorwarnung. Ein solches Ins-Auge-Fassen ist nicht nötig, um »aus der Geschichte zu lernen und ihre Fehler zu vermeiden« – eine bestenfalls alberne Vorstellung; sie soll auch nicht »Wiedergutmachung« leisten und die Schuld der Stalin-Ära eingestehen – denn Schuld lähmt und ist eine Sache, die, genau besehen, praktisch jeden Menschen auf der Welt betreffen dürfte. Wie in der vertrauten Dialektik der kommunistischen Ära (wieder und wieder reflektiert in den endlosen Erörterungen und Gesprächen der *Ästhetik des Widerstands*) die Verteidigung der Sowjetunion ebenso unmöglich wie unvermeidbar war, kommen wir heute um den Gedanken an die Sowjet-Ära, um die Erinnerung an diese gewaltige geschichtliche Erfahrung nicht herum, auch wenn es keinen sicheren Weg der »Bewältigung« geben kann. Diese Auseinandersetzung mit der Vergangenheit muss außerdem den ihr begegnenden Widerstand und Widerwillen berücksichtigen, mit dem (west-)deutsche Leser heute die ältere politische Literatur der westdeutschen Gruppe 47 aufnehmen¹, ebenso den Widerwillen, den postmoderne Leser generell der mittlerweile toten Vergangenheit der Zwischenkriegszeit und des Zweiten Weltkriegs entgegenbringen – ein Desinteresse, das sich gelegentlich mit seltsamen Anflügen von Nostalgie mischt und durch Konsumgewohnheiten verstärkt wird, denen das Überholte und Altmodische aus irgendeinem Grund unerträglich ist als der handgreifliche Schund, der heute vielfach als eigentlich zeitgemäß gilt. Es gibt keinen richtigen Umgang mit der Vergangenheit – Vergesslichkeit ist nicht heilsamer als der Bann eines fortbestehenden Traumas; aber Geschichte besteht nicht aus vorübergehenden Moden, die man beliebig fallen lässt oder wechselt. Das Nachleben von Peter Weiss Roman erklärt sich aus der geschichtlich veränderten Rolle, die ihm in der neuen Zeit nach dem Kalten Krieg zukommt, die sich stark von der noch politisch aufgeheizten Situation im Deutschland der frühen 1980er Jahre unterscheidet. Dies (und dass das Werk Lesern außerhalb Deutschlands und Schwedens weithin unbekannt ist) mag entschuldigen, dass dem bereits umfangreichen literaturkritischen Werk zu Peter Weiss eine aktuelle Auseinandersetzung mit diesem Text hinzugefügt wird.²

1 Vgl. die berühmte Friedenspreis-Rede Martin Walsers, abgedruckt in: ders., *Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede*, Frankfurt/M 1998.

2 Ich habe hier vor allem aus den unverzichtbaren Arbeiten Robert Cohens geschöpft. Vgl. bes. 1993, das eine umfangreiche Bibliografie enthält, in der sich auch seine anderen Arbeiten zu diesem Thema finden.

Doch ist das aktive Eingreifen in die Vergangenheit, die erneute Beschäftigung mit den wohlbekannten Dilemmata der Politik der weltweiten Linken während der Hitlerzeit – nur diesmal jenseits der unfruchtbaren Alternative von Apologetik und schreiendem Antikommunismus – nicht die einzige Bestimmung dieses »Romans«, auch nicht der einzige intellektuelle Kontext, in dem seine Originalität und seine Kraft spürbar werden. Die bereits vorgenommenen, unvermeidlichen Hinweise auf das Gedächtnis – das kollektive wie das individuelle – erinnern uns wohl oder übel daran, dass die letzten Jahre eine fieberhafte Beschäftigung mit historischer (wie autobiografischer) Erinnerung, mit Trauer und Melancholie und schließlich mit dem Holocaust erlebt haben.³ Die *Ästhetik des Widerstands* gedenkt der politischen Misserfolge und Niederlagen, kann aber über das physische Leiden und das Martyrium, das mit solchen Niederlagen einherging, kaum hinwegsehen; sie will dafür kein wie immer geartetes Denkmal sein (die Denkmäler sind ebenfalls eine der brennenden Fragen unserer Zeit), sondern eine Maschine zum nochmaligen Durchleben dieser nackten körperlichen Agonie. Auch ist sie kein Zeugnis (vgl. Felman/Laub 1992), das die Zeugen getreulich festhalten und bewahren könnten: Es ist die Unmittelbarkeit des Körpers und des gepeinigten Bewusstseins, die wir in der Lektüre wieder durchleben sollen. Es ist ein eigentümliches Nebeneinander von Materialien: sparsam ausgewählte, aber lebendige Landschaften neben Innenansichten und Räumen mit unterschiedlicher Funktion, der Anschauungsunterricht vieler Gemälde und schließlich die blanke Pein von Körpern, deren einstige Sexualität (ganz und gar abwesend auf diesen Seiten) ersetzt ist durch Schmerz. Peter Weiss hat zu den neueren Theorien des Körpers ebensoviel zu sagen wie zu den vielfältigen, bildhaften oder intellektuellen und manchmal auch sprachlosen oder unmöglichen Versuchen, sich einem Ereignis wie dem Holocaust zu nähern. Obwohl dies kein Buch über den Holocaust ist, meine ich, dass es ihm Raum gibt. Allerdings muss man nur an die Kritik erinnern, die an seinem Auschwitz-Stück *Die Ermittlung* geübt wurde – dass die Juden auf inakzeptable Weise mit anderen Opfern, allen voran den Kommunisten, gleichgesetzt werden, dass dem Ereignis dadurch seine singular jüdische Bedeutung genommen wird⁴ (ein Vorwurf, der sich trotz Peter Weiss zur Hälfte jüdischer Herkunft auf die *Ästhetik des Widerstands* übertragen lässt) –, um zu erkennen, dass dieses Werk sich nicht der Holocaust-Literatur und -Erinnerung zuordnen lässt. Doch behält es gewiss zentrale Bedeutung für all jene Themen und theoretischen Fragen, die die Debatte über diese Literatur aufgeworfen hat, von der Unmöglichkeit der Darstellung bis zum Umgang mit der Erinnerung.

Rekonstruktion der Vergangenheit und einer zukünftigen Linken, Gedenken an das Leiden der Toten – diesen Projekten sei noch ein weiteres hinzugefügt, auf das bereits der Titel hindeutet: Die *Ästhetik des Widerstands* ist nicht so sehr ein Beitrag zur ästhetischen Theorie als vielmehr die Ausarbeitung einer ästhetischen Pädagogik. Denn sie ist auch ein Bildungsroman, in dem ein junger deutscher Arbeiter im Auf und Ab der Geschichte eine Politik des Widerstands erlernt und sich dabei eine

3 Für ausführliche bibliografische Informationen vgl. LaCapra 1988.

4 Vgl. Young 1988 und, für eine ausgewogenere Untersuchung, Cohen 1998.

ganze ästhetische Kultur aneignet, die jene anfängliche politische Bildung ergänzt, ihr in vieler Hinsicht sogar vorangeht und die kulturelle (im deutschen Kontext könnte man sagen »geistige«) Aufnahmefähigkeit für die eher pragmatischen Lektionen und Probleme vorbereitet. Der Roman beginnt bekanntlich mit dem Besuch des Pergamonaltars durch drei Schulfreunde: Die erste Form physischen Leidens auf diesen Seiten ist die der gequälten Skulptur – der Todeskampf der von den Olympiern zerschmetterten Titanen; die erste politische Lektion ist eine mythologische und ästhetische, eine imaginäre – die Vision der Niederlage, der Triumph der olympischen Herrscher über die rebellierenden Halbgötter. Der erste Schritt in dieser ästhetischen Pädagogik, in dieser ästhetischen Bildung des Subjekts ist also ein »Massaker, das sich vom Gedanken an Befreiung nicht durchdringen ließ« (I, 14)⁵: ein erster Schritt, der offenbar entmutigend und lähmend ist.

Doch ist dies ein proletarischer Bildungsroman, eine Pädagogik der Subalternen, und es lohnt sich daran zu erinnern, dass unter den hunderten Figuren, die diesen gewaltigen Roman bevölkern, nur drei erfunden sind: der namenlose Erzähler und seine Eltern. Alle anderen sind wirkliche historische Gestalten, über die Weiss ausführlich geforscht hat. Vergessen wir auch nicht, dass die drei fiktiven Hauptfiguren sich nur in sehr vermittelter Form als autobiografische entziffern lassen, denn Peter Weiss war bürgerlicher Herkunft, sein Vater Geschäftsmann. Es wäre abwegig, wollte man annehmen, der Schriftsteller habe seine eigenen Erfahrungen mühelos in die eines fiktiven jungen Mannes übertragen können, der zufällig der Arbeiterklasse angehört und in einem Arbeiterviertel aufwächst. Die Debatten, die sich um Prousts literarische Schilderung heterosexueller Liebe von einem vermutlich homosexuellen Standpunkt gedreht haben⁶, müssten hier ihre Entsprechung finden, wenn wir annehmen, dass diese Darstellung ebenfalls nur die Beschreibung eines bereits empirisch vorhandenen Sachverhalts oder Bewusstseinszustands ist.

Wenn aber der pädagogische Rahmen überhaupt eine Bedeutung hat, dann doch wohl die, dass wir es hier nicht mit einer Zustandsbeschreibung zu tun haben, sondern mit der Herausbildung und Veränderung all jener vorgängigen »Zustände«: mit einer Selbstbildung, einer Konstruktion von Subjektivität, in der das Subjekt sogar jene äußeren Widrigkeiten zu meistern und wiederanzueignen sucht, die, wie man normalerweise meint, sich seiner Kontrolle entziehen. Er muss dies durch Kunst und Kultur tun, und zwar kollektiv, mit seinen Gefährten und einigen Lehrern (Brecht ebenso wie der Psychiater Hodann), um für sich selbst und für sie eine neue Bildung zu schaffen. Politisch und theoretisch nimmt dieser pädagogische Rahmen

5 Die *Ästhetik des Widerstands* (3 Bde.) wird im folgenden nach der DDR-Ausgabe (Berlin 1983) und nach der Suhrkamp-Ausgabe (Frankfurt/M 1975-81) zitiert. Die römische Ziffer bezeichnet den Band, die arabischen Ziffern bezeichnen die jeweiligen Seitenzahlen, soweit die Paginierung abweicht.

6 Weiss selbst weist dies jedoch zurück (vgl. Scherpe 1983). Der Sammelband *Die Ästhetik des Widerstands lesen* (AS 75, 1981) von Klaus R. Scherpe und Karl-Heinz Götze ist noch immer sehr nützlich.

natürlich einen philosophischen Standpunkt ein, denjenigen gewisser neuer oder oppositioneller Marxismen, die gegen einen Mainstream, der Praxis auf das Ökonomische und ein eng gefasstes Politisch-Ideologisches reduziert, auf der Unentbehrlichkeit von Bewusstsein und Kultur bestehen.

Dies ist jedoch keine nur philosophische oder intellektuelle Stellungnahme: Sie erfährt ihre symbolische Durcharbeitung im konkreten Vorgang des Lesens. Worin auch immer der Wert solcher pädagogischer Darstellungen für ein proletarisches oder subalternes Publikum besteht (und es darf als sicher gelten, dass heute das Weiterleben der *Ästhetik des Widerstands* im früheren Ostdeutschland eher feststeht als in den alten Bundesländern) – und worin auch immer die Bedeutung der vorgeschlagenen neuen Aneignung des Erbes und der kulturellen Traditionen für einen sozialistischen Staat bestehen mag, insbesondere was die heiß diskutierte Frage der Aneignung bürgerlicher Kunsttraditionen angeht, von den vorkapitalistischen zu schweigen –, es muss auch daran erinnert werden, dass wir, die neue heutige Leserschaft, in der Mehrzahl zu den Mittelschichten gehören und vom Kapitalismus geprägt sind. Peter Weiss persönliche Anstrengung, sich in die Bildungssituation eines Protagonisten aus der Arbeiterklasse der dreißiger Jahre hineinzusetzen, ist somit selbst ein Sinnbild für unsere eigenen Möglichkeiten schöpferischer Anteilnahme, die wir als Leser haben: allein seine Vermittlung kann unsere eigene Lektüre ermöglichen; obwohl man auch Sartre beipflichten möchte, der den unvergleichlichen Reichtum von Texten und Erzählungen hervorhebt, die nicht umhin können, ein zweifaches Publikum, zwei unterschiedliche Leserschaften anzusprechen (Sartre 1948, 143ff).

II.

All diesen Themen muss ein letztes hinzugefügt werden, ein zwar formales, das aber ganz andere Probleme und Schwierigkeiten aufwirft als die bisher erwähnten. Es handelt sich nämlich auch um einen historischen Roman, der sich all den Problemen stellen und sie auf neue Weise bewältigen muss, mit denen die neu aufkommende Gattung spätestens seit ihrer ersten Kodifizierung durch Sir Walter Scott zu kämpfen hat. Doch obwohl das Werk zu einer respektablen Literaturgattung gehört, hielten sich seine Verteidiger auffällig zurück. So ist es üblich geworden, Diskussionen der *Ästhetik des Widerstands* mit Bemerkungen über ihre formalen Eigentümlichkeiten zu beginnen: Vormweg nennt sie »monströs« (zit. n. Cohen 1993, 160), Haiduk »unbequem« (1983, 278), Scherpe »unkooperativ« (1983, 100); Robert Cohen hält nur den letzten der drei Bände tatsächlich für einen Roman, usw. Formale Neuerungen bereiten zweifellos immer Probleme bei der Lektüre; gelegentlich kann es aber auch sein, dass die formale Neuerung im Kern die Forderung nach einer neuen Lektürepraxis beinhaltet. Das war beim *Nouveau Roman* der Fall, dessen Experimente mit der aus den Medien bekannten »Echtzeit« hier zu erwähnen sind, und so ist es auch und ganz besonders bei Peter Weiss, wemgleich die Neuerungen seines Buches in ihrer Bedeutung und ihrem Geist davon äußerst verschieden sind.

Schönberg soll beim Abschluss seines Violinkonzerts sinngemäß ausgerufen haben: »Jetzt muss ein ganz anderes Violinspiel erfunden werden!« Eine wirkliche Avantgarde ist aber, wie ich glaube, nicht nur dadurch bestimmt, dass ein Werk anders aufgebaut oder ausgeführt wird, sie enthält auch ein Programm, Veränderungen in der Rezeption herbeizuführen (wobei die Aufführung eines Musikstücks nach einer vorliegenden Partitur irgendwo zwischen diesen beiden – oft als aktiv und passiv geltenden – Polen liegt). Mit den neuen Stoffen oder Inhalten, den neuen formalen Strukturen des betreffenden ›Texts‹, sind ausdrücklich neue Formen der Wahrnehmung, des Zuhörens gefordert. Allegorisch entwerfen diese Programme also die Vision einer neuen, um sie herum organisierten Gemeinschaft, so dass die wesentlich gemeinschaftliche Produktion einer bestimmten Avantgarde zwar notwendig, aber nicht hinreichend ist, um ein ästhetisches Moment als solches zu bezeichnen. So gesehen ist der *Nouveau Roman*, dessen gemeinschaftlicher Charakter einer »Schule« ohnehin zweifelhaft ist, bestenfalls ein Grenzfall.

Peter Weiss hat natürlich sein ganzes Leben und Werk hindurch über die Möglichkeit einer sowohl künstlerischen wie politischen Avantgarde nachgedacht; folgt man allerdings dem Filmtheoretiker Deleuze (für den politische Filme gerade durch die Abwesenheit von Gemeinschaft und Praxis definiert sind)⁷, dann könnte man sagen, dass dieses in seiner Entstehung relativ einsame, wenngleich von Zusammenarbeit und gemeinschaftlichem Handeln geprägte Werk, eher den Verlust der Möglichkeit einer Avantgarde betrauert als ihre Wiederherstellung betreibt. Weiss Spätmodernismus, der darin vielleicht nur mit dem der Gruppe COBRA⁸ vergleichbar ist, zielt auf Wiederholung früherer, heute klassischer Formen der Moderne; während aber diese Produktion überwiegend an den ›Klassikern der Moderne‹ sich orientiert – an jenen Nicht-Avantgardisten, die wie Joyce oder Mallarmé Autoren eines einsamen Buches der Welt sind (vgl. Moretti 1987) –, denkt Weiss nach Art des Surrealismus und des Experimentalfilms nach wie vor in Bewegungen. Es lohnt sich in diesem Zusammenhang, die Analogien zu einer anderen großen, nicht klassifizierbaren Gestalt der Nachkriegszeit hervorzuheben, die ebenfalls versuchte, Kunst und Politik, Marx und Freud, sexuelle und soziale Revolution miteinander zu »versöhnen«. Pasolini war womöglich ein noch größerer Einzelgänger als Peter Weiss, wenn er, am eindrucksvollsten in seiner *Medea* (1970) mit ihrem Kannibalismus, ihrer Magie und ihrer Klage über die moderne ›Entheiligung‹ der Welt (zuerst erscheint der Kentaure-Lehrer Chiron als Kentaure, später im modernen Anzug auf zwei Beinen, weil wir Menschen der Neuzeit das Bezugssystem verloren haben, in dem wir an Kentauren glauben könnten), seine Vision der Gemeinschaft in die Mythen und Rituale vormoderner Dörfer und Stämme zurückprojiziert hat. Ich will aber eine grundlegendere Analogie zwischen Pasolini und Weiss hervorheben

7 Deleuze 1985, 281ff. Damit nimmt Deleuze eine ganz andere Position ein als Jean-Luc Nancy (*Inoperative Community*, 1991), der behauptet, nach dem Ende der realsozialistischen Regime sei jedwede Gruppensolidarität unmöglich.

8 Akronym aus COpenhagen, BRüssel und Amsterdam; gegründet 1948 in Paris (Anm.d.Ü.).

– die sich ansonsten nicht miteinander vergleichen lassen, zumal Weiss praktisch in keiner eigenen nationalen Tradition steht –, die Zeitgenossen der Beat-Generation sind, aber ebenfalls ohne irgendwelche echten Gemeinsamkeiten, und mir fallen auch sonst keine Personen ein, an denen sie sich messen ließen. Was sie neben den genannten Themen formal verbindet, ist diese krude, schlagende Einfachheit des Pädagogen – der Formen einführt, dabei keinen besonderen Respekt vor einer Abfolge formaler Übungen und Neuerungen empfindet, der ins Medium einbricht, um etwas mitzuteilen, was als philosophische Position⁹ unausgeführt und programmatisch wäre – etwa das Nebeneinanderstellen von Marat und Sade oder die soeben angesprochene These über das Magische in Pasolinis *Medea*. Hinzu kommt der Rückgriff auf vorhandene Texte – im Falle von Weiss meist historische Dokumente, bei Pasolini Mythen oder Geschichten aus dem *Decamerone* oder aus *Tausendund-eine Nacht*. Ich habe mir diesen Vergleich gestattet, um Weiss in der Nachkriegszeit zu lokalisieren und ihn in ein etwas weiteres als nur das deutsche Bezugssystem zu stellen. Die politischen Überzeugungen der beiden würden Beachtung verdienen, aber für unsere Zwecke genügt es, dass beide neben der Wiedererfindung einer Art avantgardistischer Kunst auch leidenschaftlich nostalgisch an einer Avantgarde-Politik hingen und starken Anteil an der sexuellen Befreiung der 60er und 70er Jahre nahmen. Allerdings ist Pasolinis Werk von Anfang an mit Sexualität durchtränkt, wogegen *Die Ästhetik des Widerstands* verhältnismäßig gesittet bleibt (sie müsste den sexuellen Themen der frühen Werke gegenübergestellt werden, vor allem der emblematischen Gestalt von Sade). Doch nimmt bei Pasolini, wie auch bei COBRA, die Beschäftigung mit Geschichte die Form des Archaischen und Mythischen an, worin sich die Überzeugung ausdrückt, dass gemeinschaftliches Leben nur erfasst, um nicht zu sagen wiedererlangt werden kann, wenn man zu vorkapitalistischen Gesellschaften zurückkehrt: von den seltsamen Ritualen der Stammesgesellschaft *Medeas* bis zu *Boccaccio* oder *Tausendundeine Nacht*. Gegenwartsbezogene Werke wie *Teorema* (1968) sind zwar politisch umrahmt – der Fabrikant verschenkt seine Fabrik –, bleiben aber darin programmatisch oder utopisch; selbst die frühen Bilder, die das Leben der römischen Unterschicht und Pasolinis geliebtes Lumpenproletariat zeigen, schließen die Perspektive einer historischen Interpretation und einer an Ursachen interessierten Untersuchung der jüngsten Vergangenheit aus.

So steht Weiss unter den spätmodernen Schriftstellern (zu schweigen von den explizit postmodernen) allein da, wenn er sich den Formproblemen des historischen Romans stellt, und dies so kompromisslos, dass er eine durchgreifende (und, wie wir an den Kritikern sahen, oftmals irritierende) Revision der konventionellen Erzähl- und Darstellungstechniken fordert. Doch sollen nicht die Momente erzählerischer Meisterschaft im Stil der älteren Moderne ignoriert werden: etwa die große Querschnittsmontage gegen Ende des ersten Bandes, wo die Moskauer Schauprozesse mit der Hinrichtung Bucharins dramatisch im Stile Sartres mit dem ›Anschluss‹

⁹ »Ebendarum aber hat es [das Individuum] unmittelbar anzufangen und, unter welchen Umständen es sei, ohne weiteres Bedenken um *Anfang, Mitte* und *Ende* zur Tätigkeit zu schreiten« (Hegel, *PhG*, 297).

Österreichs durch Hitler und den hitzigen Debatten wechseln, die in den internationalen Brigaden über die schnell zusammenbrechende republikanische Front im spanischen Bürgerkrieg geführt wurden (vgl. I, 288ff/282ff). Nicht zu vergessen auch Brechts Flucht aus Schweden am Schluss des zweiten Bandes, wo es heißt, »Brecht sei, links, auf dem Blasieholm, vom Gebäude der deutschen Botschaft, und rechts, am Stadsgårdhafen, von den deutschen Frachtern, wehten die Hakenkreuzfahnen, beim Weg über die Laufbrücke zusammengebrochen, musste gestützt, fast getragen werden an Bord« (II, 331/326): all das nach einer hochkomischen Sequenz, in der Brecht nach einer Inspektion seiner Bibliothek durch die schwedische Geheimpolizei deren Abgang zelebriert, indem er ihnen aus dem Fenster des zweiten Stocks seine Edgar-Wallace- und Agatha-Christie-Hefte hinterherwirft. Doch sind solche narrativen Kompositionen zwangsläufig Anfangs- oder Schlussteile, deren eigentümliche Tempi die Architektonik als solche auf den Plan rufen, die große Arabeske, die ebenso sehr Konstruktion wie Dekoration ist.

Andererseits wird diese scheinbare Geschichte der überquellenden und dramatischen Ereignisse zu Beginn des Zweiten Weltkriegs durch endlose Gespräche und Debatten über politische Positionen und Strategien vermittelt, angesiedelt in einem seltsam abstrakten Raum, dessen romantische Ausblicke – zum Beispiel auf die Orangenhaine von Valencia – plötzlich in historische und ökonomische Betrachtungen über die Region und die Besonderheiten ihrer Agrikultur übergehen. Dies ist entschieden nicht jene lebhafteste Darstellung der Erfahrung von Geschichte, die wir von Literatur zu erwarten gewohnt sind: Mit bezeichnenden Ausnahmen – dem recht malerischen Bericht über den Bremer Aufstand von 1919, zu schweigen von der grausigen, Schritt für Schritt beschriebenen Hinrichtung der letzten der Widerstandsgruppe in Plötzensee (wozu sich gewiss sagen lässt, dass eine derart physische Eindrücklichkeit in erster Linie durch ihren Kontrast zu jener Zeit der Diskussionen und Debatten, des Wartens und der erzwungenen Passivität erreicht wird, in der Geschichte nur in Form von Nachrichten und Gerüchten ankommen kann) – werden historische Ereignisse hier meist vermittelt und bestenfalls aus zweiter Hand »dargestellt«, indem der widersprüchliche Tatbestand erwogen und im Detail eruiert wird. Festhalten sollte man auch, besonders nachdem der *Nouveau Roman* kurz angesprochen wurde, die Ähnlichkeit zwischen dem Ablauf der historischen Zeit in diesem Roman von Peter Weiss und der Einteilung und Aufzeichnung der Lesezeit, das ich andernorts an einem (nicht-historischen) Roman von Claude Simon beschrieben habe (einem Roman-Autor, der wohl ebenso von Geschichte besessen war, aber auf eine viel experimentellere Weise, durch Erinnern von Unbewusstem und Wiederholung; vgl. Jameson 1991, Kap. 5). Dort wird ein Erzählaparat konstruiert, der die Lesezeit in zwei verschiedene Register aufteilt: einerseits die Zeit der einzelnen Sätze und Worte, der mikroskopisch fragmentierten Wahrnehmungen, die wir nacheinander in dichter Abfolge empfangen, in unmittelbarer Sicht und verstärkter Rezeption; andererseits die Zeit der Textseiten und des Buches selbst, die unwiderruflich, langsam und sicher abläuft, ungeachtet dessen, was die Präsenz der Worte genau beinhaltet. Die Uhr tickt, so möchte man sagen, oder besser, der Zähler läuft: Die Seitenzahlen

ändern sich, türmen sich, ganz gleich, wie unerträglich gebannt oder gespannt wir in einer endlosen Gegenwart des Lesens zu verharren scheinen. So auch bei Peter Weiss: Die Zeit der Geschichte geht weiter, ungeachtet jener endlosen Argumentationen und Debatten, in denen die Zeit stillsteht. Langsam, aber unwiderruflich geht Spanien verloren; unerbittlich kolonisieren die deutschen Armeen Europa; langsam geht auch der Krieg zu Ende – trotz der qualvollen Fixierung der Figuren an ihre Positionen und Verwirrungen, ihre ideologischen Kämpfe und ihr Fragen nach dem, was die konkrete Situation erfordert, ein Fragen, das abstrakt und Sache des Denkens und Argumentierens bleiben muss, wie dringlich und bestimmt auch jenes Dilemma sein mag, das von den Ereignissen ohnehin überholt und in ein neues, ganz anderes verwandelt wird. Wie erklärt sich eine so radikale, scheinbar abwegige Wahl von Erzählstrategien, deren massives Übergewicht auf diesen neunhundert Seiten über jede vernünftige Absicht hinausgeht, die ideologisch-philosophischen Positionen, um die es im Krieg ging, ausdrücken und artikulieren zu wollen?

Tatsächlich erinnert uns schon *Marat/Sade* an den dichotomischen Charakter der begrifflichen Vorstellungskraft von Peter Weiss: Überall in seinem Werk werden Kräfte und Positionen durch Gegensätze definiert, und die großen politischen Divergenzen aus den Zeiten von Komintern und Antifaschismus können hier kaum eine Ausnahme machen. Man stelle sich seriöse Historiker vor, die, um Ausgewogenheit bemüht, auch den Gedanken und Beweggründen derer gerecht werden wollen, die auf der ›falschen‹ Seite stehen (hier vor allem Stalinisten und orthodoxe Parteimitglieder, sind doch wie bei Malraux Faschisten und Nazis aus diesem Kreis der Mitwirkenden strikt ausgeschlossen). Aber der Historikerdiskurs ist, mit Bachtin gesprochen, verhängnisvoll monologisch, und jede um Empathie bemühte Rekonstruktion des Stalinismus muss ein Unternehmen bleiben, bei dem das Vorwissen um das historische Scheitern und die kommenden Enthüllungen unweigerlich Einfluss auf die Tendenz und das Resultat nimmt. Auch steht Weiss nicht über dem Getümmel: Sein pädagogisches Interesse rückt, wie man bemerkt hat, die Kulturpolitik ins Zentrum, verkörpert in der tragischen, aber überlebensgroßen Gestalt Willi Münzenbergs – das begnadete Genie kommunistischer Agitation und weltweiter Propagandatätigkeit zur Zeit der Volksfront, der gehetzte Paria in den ersten Kriegsjahren, der während des Exodus in einem französischen Wald an einem Baum erhängt gefunden wird. Der reichianische Psychiater Hodann, der betont, wie wichtig die Sexualität und die Veränderung des Alltags in jeder engagierten Politik ist, findet in den persönlichen Erfahrungen des Erzählers eine realistische und nachvollziehbare Entsprechung. Doch lässt sich selbst dieses leidenschaftliche Engagement (es ist unverkennbar das von Peter Weiss) nicht ohne Diskussion mit der Gegenseite ausdrücken oder gar bewerten; es muss sich in der Auseinandersetzung mit überzeugenden Kontrahenten herausbilden, die mit guten Gründen darauf bestehen, dass die Revolution zuerst gegen die furchtbare Übermacht der Feinde und drohenden Gefahren verteidigt und gesichert werden muss, bevor man dem Luxus der vollen persönlichen und sozialen Befreiung frönen kann. Am Ende gewinnt keine der beiden Seiten diese ideologischen Kämpfe, aber jede bedarf der anderen, um ihren vollen Ausdruck und ihre historische Darstellung zu finden.

Zählen wir ein paar dieser Gegensätze auf, die miteinander zusammenhängen, aber nicht zusammenfallen. Natürlich ist das große Schisma zwischen der deutschen Sozialdemokratie und der kommunistischen Bewegung (innerhalb und außerhalb Deutschlands) ein zentrales Thema: In einer Szene auf einer Parkbank in Paris der dreißiger Jahre nimmt der Vater des Erzählers die Position des desillusionierten Sozialisten ein, während Herbert Wehner die kommunistische vertritt. In Spanien ist es der Anarchismus, der zum ideologischen Widersacher des Kommunismus wird; seine Führer und Wortführer werden einer nach dem anderen physisch vernichtet. Doch treten in einem Werk, dessen offenkundig ästhetische Hauptanliegen noch ungenügend umrissen wurden, auch künstlerische Gegensätze auf, die in gleichem Maße ästhetisch wie politisch ausgeführt werden: am deutlichsten der Gegensatz zwischen Moderne und Realismus, in einer gewaltigen Bewegung, in der sich das Entziffern der utopischen und sozialen Impulse der modernen Kunst mit dem Bewusstsein paart, dass es sich um die am meisten vernachlässigten Denkmäler eines wirklichen sozialen oder sozialistischen Realismus handelt. Auf die ästhetische Erziehung des Erzählers kommen wir zurück. Dieser Gegensatz bringt aber unvermeidlich einen anderen hervor, den wir schon angesprochen haben und der mit ihm zusammenhängt, aber nicht der gleiche ist: Münzenbergs kulturpolitische Position in ihrem Gegensatz zu den stärker militärischen oder rein politischen, entschieden nicht-ästhetischen Strategien anderer Vertreter der kommunistischen Bewegung. Hodann steht dann für die Abwandlung dieses Themas in das einer reichianischen Sexualpolitik, die der konventionellen Linken auf ähnliche Weise entgegensteht.

Schließlich gibt es auf ganz anderer Ebene den Gegensatz zwischen Vater und Mutter des Erzählers: jener das historische Gedächtnis der Arbeiterklasse verkörpernd (den Bremer Aufstand), nun zurückgezogen von den Tageskämpfen; die Mutter versinkend in visionäre, albraumartige Schizophrenie, in eigensinniges Schweigen und Sprachlosigkeit, entstanden aus dem Trauma der kollektiven Agonie und Vertreibung durch die Naziarmeen und schließlich den Gerüchten über die Todeslager; der Vater besessen von der ›Maschine‹ dieser Gesellschaft. Beide sind also in die Vergangenheit eingeschlossen, aber jeweils aktiv und passiv, der Eine brütend über das Scheitern der politischen Praxis, die Andere erstarrt durch das intensive, lebhaft physische Leid, das sie wieder und wieder durchlebt. Der Erzähler wird diese zwei Ebenen vereinigen, sie aber auf neue, zukunftsorientierte Weise überwinden, indem er das Versprechen – wenn nicht das Bild oder die Vorstellung – der Möglichkeit bietet, Tätigkeit und Trauer produktiv zu verbinden. All diesen Gegensätzen müssen wir aber noch denjenigen hinzufügen, an dem wir als Leser selbst teilhaben – den Gegensatz der bürgerlichen Erfahrung zu der proletarischen, in der notwendig der ganze Begriff von Subalternität zutage tritt: der fehlende Zugang zu dieser oder jener vorherrschenden Kultur; die Art, wie die vorherrschende (oder bürgerliche) Kultur als Kultur der anderen gekennzeichnet ist, als die einer exklusiven Oberschicht oder privilegierten Elite; schließlich die rein materiellen Hindernisse der Kulturaneignung durch Arbeiter, die keine Muße haben, sie zu erwerben, nicht einmal ihre Voraussetzungen erwerben können. Dies alles bekommen wir im Bericht über die Bildung

des Erzählers gezeigt, aber auch in der schroffen Ablehnung, mit der seine Familie und seine Gefährten auf eine fremde Kultur reagieren, deren explizite Ideologien oft privatistisch oder ästhetisierend sind, sofern sie nicht offen für Herrschaft und Unterdrückung eintreten – wie eben zu Beginn die Glorifizierung der siegreichen Olympier auf dem Pergamon-Altar. Dieses Problem führt, wie wir noch sehen werden, zu einer hermeneutischen Entzifferung, die weit vielschichtiger ist als alles, was in einem ausschließlich bürgerlichen Kontext zum Tragen kommt.

Man würde die Spezifik all dieser Probleme und Gegensätze einebnen, wollte man sie in jener großen Antithese von Kunst und Politik resümieren, die nichtsdestoweniger auf ihre Weise in den Titel des Werks eingeschrieben ist und zweifellos eines der Grundthemen seiner Komposition bildet. Es ist dabei – gesetzt, dass die Kunst im zwanzigsten Jahrhundert dem Avantgardeproblem verpflichtet ist – immer nützlich, an Adornos Bemerkung zu erinnern, dass sich die Menschen heute nicht vorstellen können, wie sehr die beiden Avantgarden vor dem Einschnitt, den Stalins sozialistischer Realismus zu Beginn der dreißiger Jahre markiert, miteinander verbunden waren, dergestalt, dass die Errungenschaften der avantgardistischen Kunst nie getrennt von denen der politischen Avantgarde betrachtet wurden (vgl. Adorno 1970, 376f; vgl. auch Andersons berühmten Artikel 1984). Nach unserer Auffassung, zumindest bis vor kurzem, als Avantgarde-Politik scheinbar verschwand, verhielt es sich aber genau umgekehrt, schienen doch die vielfältigen westlichen Traditionen allesamt darauf zu beharren, dass Avantgarde-Kunst – meist verstanden als moderne Dichtung – eine absolute Trennung vom Politischen oder von ›gesellschaftlichen Fragen‹ voraussetzt. Peter Weiss war einer der wenigen spätmodernen Künstler, der diese Trennung zurückwies und praktisch per Dekret und Willensanstrengung versucht hat, die beiden Avantgarden wieder zusammenzuführen (schon in *Marat/Sade*). Seine Originalität besteht in der Einsicht, dass Dilemmata und Widersprüche ebenso sehr verbinden wie trennen und dass das Problem der beiden Avantgarden, wenn es erst einmal gestellt ist, zumindest partiell auch schon überwunden ist.

III.

Wir haben nun diese Formen und Materialien noch nicht in der eigentlichen Problematik des historischen Romans verortet, dessen Dilemmata – schon bei der Entstehung der Gattung genau registriert und von Lukács in seinem Werk *Der historische Roman* (1955) sehr spät kodifiziert – sich in der Moderne mit ihrem Bevölkerungswachstum und ihren technologischen Innovationen nur noch verschärft haben können. Allerdings war schon der ›traditionelle‹ historische Roman in zwei unlösbare Gegensätze oder Widersprüche verstrickt, die nur bestimmte Palliative (wie Lukács ›mittlerer Held‹ oder Beobachter) soweit abzuschwächen vermochten, dass er überhaupt geschrieben werden konnte.

Die erste dieser Achsen ist, nicht weiter überraschend, der Gegensatz zwischen Individuum und Kollektiv oder, noch besser, zwischen der individuellen (oder existenziellen) Erfahrung und der Dimension kollektiver Realität, die sich in

Institutionen, auch in der Ökonomie und im Markt, als das manifestiert, was Sartre (in *Critique de la Raison dialectique*, 1960) das ›Praktisch-Inerte‹ nennt und die letztlich und notwendig über alle individuellen Kategorien hinausgeht. Es ist wichtig, dieses Problem vom eigentlichen Akt der Zeugenschaft zu trennen, auch wenn sich in dieser stärker restringierten und spezialisierten Erfahrungsform die gleichen Unmöglichkeiten geltend machen – wer hat jemals die Depression, das Marktsystem oder den Nationalstaat gesehen? Wer hat je den Krieg als solchen gesehen – was nicht darauf beschränkt werden kann, Zeuge einer Schlacht zu sein? (Auch wenn Stendhal bekanntlich und bereits sehr früh in der Entwicklung des historischen Romans als Form genau diese Unmöglichkeit seiner historischen Erzählung der ›Erfahrung‹ der Schlacht von Waterloo mitgegeben hat; vgl. *Die Kartause von Parma*, Kap. 3). Man ist versucht zu behaupten, es handle sich hier um eine Art räumliches Dilemma, welches seine zeitliche Entsprechung darin findet, dass auch die individuelle biologische Lebensspanne nicht mit den langen Wellen und Rhythmen wirklicher historischer Veränderung synchron geht.

In der modernen Geschichte hat es allerdings seltene Momente gegeben, wo die Antithese von Existenzuellem und Kollektivem transzendiert, wenn nicht überwunden schien. Es sind keine Schlachtszenen, auch wenn die Schlacht dem bürgerlichen Leser die eingängigste Analogie bietet und andere Varianten dem Klischee des gewalttätigen Mobs subsumiert werden (wobei hinzuzufügen wäre, dass Amerikanern der Zweite Weltkrieg gelegentlich als ›moralisches Äquivalent‹ dazu erscheint). Das starke Moment bleibt aber die Erfahrung der Revolution und ihrer Vorformen von Generalstreik, Massenversammlung oder Demonstration. In ontologischer Diktion würde ich sagen, dass in solchen Momenten das isolierte Sein des individuellen Subjekts gesteigert und aufgelöst wird, erhöht und verwandelt in ein kollektives Sein, das fließend oder flüchtig ist – was linke politische Theorie freilich nicht gehindert hat, sie konzeptiv wiederbeleben und in neue institutionelle Arrangements überführen zu wollen (man denke an den ›Aufbau‹ des Sozialismus als zeitlichen Prozess anstelle der faktischen Institutionen eines verwirklichten Sozialismus). Peter Weiss war von solchen Momenten gewiss fasziniert, wie die Erzählungen des Vaters vom Bremer Aufstand belegen (vgl. I, 100ff). Das zeigen auch die zwei symbolträchtigen Romane, über die der Erzähler des längeren nachdenkt: Kafkas *Schloss* und die weniger bekannten *Barrikaden am Wedding* von Klaus Neukrantz, ein proletarisches Werk aus den 20er Jahren, das die Geschichte eines gescheiterten Aufstands in Berlin erzählt. Diese für bürgerliche Leser keineswegs gleichrangigen Werke setzen den klassischen philosophischen Gegensatz zwischen dem Schaffen und dem Geschaffenen auf dem Feld der Geschichte in Szene: von außen die verdinglichte Struktur, von innen der historische Prozess von Kampf und kollektivem Widerstand.

Sie machen aber auch jeden Versuch zum Problem, heute wieder die großen Kollektivszenen zu schaffen, mit denen ein Scott oder Manzoni und später ein Victor Hugo oder Flaubert die Geschichte dramatisieren und dem individuellen Leser/Zeugen vor Augen führen wollten. Solche in der Literaturgeschichte durchaus selte-

nen und kostbaren Szenen setzen auf die Möglichkeit einer Art kollektiver Erzählung, nicht direkt unpersönlich oder allwissend, sondern eher abgeleitet aus verschwundenen oder fiktiven grammatischen Kategorien wie dem Dualis: eine Art ›man‹ (um mit Heidegger zu sprechen), das aber durchaus nicht die Sphäre der Uneigentlichkeit ist und jenes wahrhaft Kollektive aufscheinen lässt, das sich momentan als Schöpfer dessen erweist, was wir Geschichte nennen. Demografie und Globalisierung besagen allerdings, dass sich heutzutage diese Fiktion einer wahrhaft kollektiven Erzählung – oder wenigstens eines wahrhaft kollektiven erzählerischen Moments – nicht mehr aufrechterhalten lässt. Es wäre die schlechteste Allegorie, würde man annehmen, dieser oder jener Straßenkampf stünde wahrhaftig für den kollektiven Prozess (oder er könne uns, wenn man so will, in der gegenwärtigen Situation davon überzeugen, dass eine wirkliche Revolution weiterhin vorstellbar oder gar möglich ist). Nicht auf der Ebene der sprachlichen Neuerung oder des Sprachexperiments kann Peter Weiss also das formale Problem kollektiver Darstellung lösen: Der Gegensatz von isoliertem Individuum und kollektivem Geschichtsprozess wird sich hier gewiss ein um das andere Mal in der physischen Trennung und Einsamkeit der einzelnen Kämpfer und in den großen Kollektivmächten äußern, die jenseits von ihnen in Moskau oder Berlin am Werk sind. Es ist aber die Form des Gesamtwerks, die den Versuch unternimmt, das Dilemma zu vermitteln (und auf diese Weise *ex negativo* zur Darstellung zu bringen).

Die formalen Widersprüche des historischen Romans lassen sich aber auch anders festmachen: im Gegensatz zwischen der Macht und ihren Auswirkungen – doch impliziert dieses System bereits einen Rahmen, eine Extremsituation wie Krieg oder Revolution, weil der Ort der Macht normalerweise weniger sichtbar und schwieriger in eine menschliche Gestalt zu bringen ist. Könige und Königinnen, Präsidenten, Führer und Bosse gibt es auch in Friedenszeiten, doch ist ihre tatsächliche Kontrolle über die Ereignisse und vor allem ihr Verhältnis zum Funktionieren eines bestimmten sozialen Systems mit seinen Ungleichheiten und Privilegien, seinen Chancen und Opfern weniger einsichtig und gewiss schwieriger zu inszenieren. Auch Hegels ›weltgeschichtliches Individuum‹ tritt nur kurzzeitig auf, je nach den Veränderungsmöglichkeiten, die dem System in einem gegebenen Moment innewohnen. Doch bestehen die Aporien solcher Darstellungen der Macht in Friedenszeiten auch noch in den eigentlichen Krisensituationen, wenn diese mit der nötigen formalen Intensität hinterfragt werden.

Wenn wir uns die existenzielle Wirklichkeit der Entscheidungsprozesse oder dessen, was heute leichthin Macht genannt wird, genauer ansehen, wird deutlich, dass es eine reduzierte, verarmte Situation ist, im Grenzfall ein Raum oder ein Kommunikationszentrum mit aufgereihten Telefonen, wo ein Kommen und Gehen zahlloser Boten-Bürokraten herrscht. Der Diktator im Zentrum dieses Geflechts erfährt unmittelbar nur sehr wenig; alles wird ihm vermittelt. So soll Stalin in den ersten Jahren seiner Macht darauf angewiesen gewesen sein, dass seine Frau, damals noch Studentin, ihm mitteilte, was in der Welt draußen geschah und was seine Untertanen dachten und sagten (Chruschtschow 1971, 60f). Statt ein volles

Zentrum nach Art des hobbeschen Souveräns zu sein, hervorgebracht von unzähligen Menschlein, nicht zu reden von Dantes Buch der Welt und Borges Aleph, ist das Zentrum der Macht existenziell leer, und der Versuch, es darzustellen, muss bestenfalls in spekulative Psychologie abgleiten: Davon zeugen die endlosen Debatten über die wahren Motive oder Absichten Hitlers – Debatten, die entweder in die Richtung einer Psychose oder traumatischer Kindheitserlebnisse gehen oder, wie vor allem bei A.J.P. Taylor (*Origins of the Second World War*, 1961), dazu tendieren, diese Gestalt auf einen konventionellen deutschen Staatsmann mit ganz rationalen Plänen, Projekten und Kriegszielen zu reduzieren. Für Lukács darf deshalb das ›weltgeschichtliche Individuum‹ nie Protagonist des historischen Romans sein; es darf vom durchschnittlichen oder mittelmäßigen Zeugen nur aus der Ferne betrachtet werden (dass es andererseits im Mittelpunkt eines historischen Dramas stehen kann, erklärt Lukács damit, dass in diesem Fall wir – die Zuschauer – die Zeugen sind, die die weltgeschichtlichen Gesten und Äußerungen von außen betrachten). Es machte die Originalität Solschenizyns aus, dies in *Der erste Kreis der Hölle* erfasst zu haben. In einer denkwürdigen Szene gibt er uns ein ungewöhnliches Porträt des Diktators in seiner Einsamkeit:

Aber er war nur ein kleiner alter Mann mit einem ausgetrockneten Doppelkinn (auf den Porträts wurde es nie abgebildet), mit einem Mund, der nach türkischem Blatt-Tabak roch, mit fettigen Fingern, die ihre Spuren auf den Büchern hinterließen. Ihm war es gestern und heute nicht gut gewesen. In der warmen Luft hatte er ein wenig am Rücken und den Schultern gefroren. Deshalb hatte er sich mit einem braunen Kamelhaarschal zugedeckt. Er hatte es nicht eilig, irgendwohin zu gehen, und blätterte mit Vergnügen in einem kleinen Büchlein mit braunem, festem Umschlag. Gerne betrachtete er die Fotografien und las stellenweise den Text, den er schon fast auswendig konnte, und blätterte dann weiter. Das kleine Büchlein war besonders angenehm, weil man es ohne große Mühe in der Manteltasche unterbringen, weil es einen durchs ganze Leben überallhin begleiten konnte. Es hatte zweihundertfünfzig Seiten, war aber in ungewöhnlich großer und fetter Schrift gedruckt, so dass auch Menschen, die nur schlecht lesen und schreiben konnten, und alte Leute es ohne große Mühe zu entziffern vermochten. Auf seinem Einband war in Gold zu lesen: *Jossif Wissarionowitsch Stalin. Eine kurze Biografie*. Die einfachen, ehrlichen Worte dieses Buches wirkten beruhigend auf das menschliche Herz. Das strategische Genie. Seine kluge Vorsehungsgabe. Sein starker Wille. Sein eiserner Wille. Seit neunzehnhundertachtzehn war er der tatsächliche Vertreter Lenins (ja, ja, das war richtig ...). Der Feldherr der Revolution erzwang an der Front einen Weg, bezwang die Verwirrung. Die Stalinschen Angaben lagen Frunses Operationsplan zugrunde ... (In der Tat. In der Tat.). Das ist unser Glück, dass uns in den schwierigen Jahren des Vaterländischen Krieges ein weiser und erfahrener Führer voranging – der Große Stalin (ja, das Volk hatte Glück gehabt ...). Alle kennen die durchschlagende Kraft der Stalinschen Logik, die kristallene Klarheit seines Verstandes ... (Ohne falsche Bescheidenheit – das entsprach alles der Wahrheit.) Seine Liebe zum Volk. Sein Zartgefühl, das er anderen Menschen entgegenbrachte. Sein Abscheu vor übertriebenem Aufsehen. Seine erstaunliche Bescheidenheit. (Bescheidenheit – das ist wohl wahr.) (1968, 118)

Hier konfrontiert uns nun die letzte Form dieser Annäherung an das Zentrum mit einem Spiegelkabinett, und die Realität oszilliert in einer letzten statischen Bewegung zwischen ihren eigenen Widerspiegelungen. Es ist, als würde Stalin selbst zu dem Leser, der nach letztgültiger Darstellung sucht, als würde die Leere seines

eigenen Bewusstseins, sein eigenes ›pour-soi‹ (eine Leere, die er mit aller sonstigen menschlichen Realität teilt), ihn auch dazu veranlassen, das fehlende Selbst durch sein eigenes Bild zu ersetzen. Das letzte Buch im Buch erweist sich als eine Kinder-Biografie, in der Stalin zu seinem eigenen Klischee wird – die Macht, die sich kraft- und zahnlos an allem zu delectieren versucht, was von ihr darstellbar ist. In diesem außerordentlichen Moment kulminiert gewissermaßen die Annäherung an den historischen Roman als literarischer Form – sofern sie auf die ihr eigenen Grenzen und auf die Unmöglichkeit ihrer Darstellungsästhetik zielt. Der klassische historische Roman ist seitdem am Ende, und sein weltgeschichtliches Individuum muss zum Antihelden werden.

So gesehen war die durchgreifendste und produktivste Neufassung dieser Langform die neue Gattung des vor allem in Lateinamerika verbreiteten Diktatorenromans. Hier kommt die grundlegende Ambivalenz dieser Gestalt in den Blick, die ebenso sehr fasziniert wie abstößt. Es ist aber eine konstitutive Ambivalenz, in der sich nun die geopolitische Struktur der Machtformen widerspiegelt, die sich in den lateinamerikanischen Ländern zur Darstellung anbieten. Der große Diktator ist hier noch immer ein Monstrum, aber eines, dessen Unmenschlichkeit die Situation erfordert, in der sich die Staatsgewalt befindet – nämlich die ebenso monströse wie übermächtige Präsenz jener Macht, der nur ein solcher Diktator widerstehen kann: der Vereinigten Staaten. Daher die Mischung von Bewunderung und Abscheu, die diese Gestalten beim Leser hervorrufen. Strukturell gesehen kommt dies allerdings der Feststellung gleich, dass dieses besondere Machtzentrum letztlich nicht das wirkliche Zentrum ist, denn seine Macht ist eine, die reagiert. Das wirkliche Zentrum liegt woanders, im Norden, und bleibt selbst außerhalb der Darstellung. In diesem Licht können wir der weisen Entscheidung von Malraux nur zustimmen, den Feind in *Die Hoffnung*, seinem Roman über den spanischen Bürgerkrieg, nicht darzustellen und faschistische Gestalten und Protagonisten nicht einmal als solche zu zeigen, denn der Leser kann keinen wirklichen Zugang zu dem Anderen ihrer Bosheit finden; er läuft bestenfalls Gefahr, einer äußerlichen Faszination zu erliegen. (Camus Entscheidung, in *Die Pest* die Okkupation als eine Krankheit zu inszenieren, ist freilich ein fragwürdiges Verfahren.) Dasselbe gilt, wie gesagt, für die *Ästhetik des Widerstands*, deren riesiger Stab von (wirklichen, historischen) Mitwirkenden auf die Linke oder auf die verschiedenen Linken in den antifaschistischen Bewegungen beschränkt bleibt.

Wenn nun der Pol der Macht letztendlich nicht dargestellt werden kann, warum sollte dies auch für den anderen Pol gelten, für den der einfachen Menschen, die der Macht unterworfen und ihren Wirkungen ausgesetzt sind? Warum sollte eine wahrhaft historische Darstellung des Alltagslebens in einer bestimmten Krise nicht möglich sein? Ich denke, dass diese durchaus angebrachte Frage uns auf das Unbefriedigende in Lukács allgemeinerer Konzeption des ›Typischen‹ führt. Aber greifen wir vor und springen wir in unsere eigene Zeit, um anhand einer Form, die ich an anderer Stelle genauer behandelt habe (vgl. 1998, 7f, 82), ein letztes formales Resultat und strukturelles Dilemma aufzuzeigen, das schon in der frühesten Version des historischen Genres enthalten war.

Der ›Nostalgiefilm‹ führt uns nämlich vor Augen, dass zur selben Zeit, in der die Geschichte, die Geschichtlichkeit der verschiedensten Vergangenheiten und Zeitabschnitte, zu visuellen Bildern ihrer selbst verkommt – zu Stilen, Popmusik, Werkzeugen, Kleidung, Frisuren oder Möbeln einer bestimmten Epoche –, auch das ›Wissen‹ von den historischen Ereignissen und der Gehalt des Geschichtlichen zu den Klischees der simplifizierten Lehrbücher verkommt, mit denen an der Schule Geschichte gelehrt wird. Was wir heute als ›typisch‹ für eine bestimmte Geschichtsepoche ansehen – ihre ideologischen Vorbehalte und Kämpfe, ihre charakteristischen Ereignisse, die Menschentypen, die ihren gesellschaftlichen Raum bevölkern –, geht also über die Klischees einer Kinderlektüre wie derjenigen, in die wir Stalin versunken fanden, kaum hinaus. Das ist der Grund, warum ›Nostalgiefilme‹ weder die älteren noch die neueren Probleme historischer Darstellung lösen (dass sie notwendig mit historischen Materialien umgehen, gehört ja zum ›Genre‹, falls man es so nennen kann). Der Plot enthält nichts Neues; nie begegnen wir in solchen Darstellungen dem Kontingenten oder Unerwarteten, und so vermögen sie das nicht zu bieten, was den grundlegenden Spaß an erzählerischer Form ausmacht. Das liegt daran, dass wir ihren Inhalt schon kennen: Ihre Personen und Ereignisse veranschaulichen immer schon ein bestehendes historisches Wissen (oder Pseudo-Wissen). Sie müssen uns bekannt vorkommen, weil ihre Geltung von solchem Wiedererkennen des Betrachters abhängt, dass dies, ja genau dies, damals (in den ›goldenen Zwanzigern‹ oder der ›großen Depression‹) geschah – ich bestätige hiermit, dass ich diese ›Typen‹ von Personen, diese ›Typen‹ von Ereignissen wiedererkenne. Das ist auch der tiefere Grund, warum das klassische Genre des historischen Romans auch am Pol der Kollektivdarstellung (im Gegensatz zu Darstellung der Macht oder des Staates) auf ein grundlegendes Dilemma stößt: Es muss (sofern es auch ein Roman ist) eine Erzählung von individuellen Leben und individuellen Geschichten bieten. Sofern aber dies die Geschichten wirklich individualisierter (das heißt: privatisierter) Personen sind, eröffnet sich hier eine Sphäre völliger Beliebigkeit, in der die Einbildungskraft des Schriftstellers regiert. Das heißt aber, dass diese privaten Geschichten alles und jedes behandeln können; sie sind völlig abgelöst von ihrem vermeintlichen historischen Kontext und können ebenso gut einen Gegenwartsroman ausstatten wie eine Handlung, die in die Vergangenheit versetzt ist (wenn man die historischen Requisiten, Kostüme, Räumlichkeiten und ähnliches austauscht). Sofern nun diese Geschichten organisch oder konstitutiv mit einer wirklichen historischen Situation verbunden sein wollen, werden sie in ihren Motiven und Inhalten stets jenes vorgestanzte, klischeehafte Wissen von einer bestimmten Vergangenheit widerspiegeln, das wir so dicht an der Oberfläche der Postmoderne am Werk fanden. Das in diesem Sinne ›Typische‹ ist eine unheilige Synthese aus einem erzählerisch Besonderen und einem begrifflich (historiografisch) Allgemeinen, wobei dies Letztere fatal dazu tendiert, jenes in ein bloßes Beispiel zu verwandeln und ihm damit seine erzählerische Unmittelbarkeit zu nehmen.

Die zeitgenössische historische Romanliteratur wird nur authentisch sein, wenn sie sich diesen Widersprüchen und formalen Dilemmata vorbehaltlos stellt, so dass dabei eine formal innovative (wenn auch provisorische) Lösung herauskommt.

Die *Ästhetik des Widerstands* wird nie als Modell einer künftigen Geschichtsdarstellung dienen; kein Buch könnte das. Ihre strukturellen Neuerungen (die, wie wir gesehen haben, so oft als Ungeschicklichkeiten, formale Defizite oder Verstöße wahrgenommen wurden), können indes nur in diesem Licht gewürdigt und bewertet werden.

IV.

Peter Weiss »Lösung« dieser Dilemmata – das heißt: seine intensiviertere Artikulation derselben – nimmt die Form einer entpersonalisierten kollektiven Stimme an, die ich als dialogisches Agon bezeichnen will. Ich möchte dieses Konzept nach dem Muster des unpersönlichen individuellen Subjekts entwerfen, dessen Formen man überall in der heutigen Literatur findet, weil es gebunden ist an die Theorie und Praxis des radikal entpersönlichten Bewusstseins, das jenseits aller individuellen Identität und Subjektivität haust: das berühmte »dezentrierte Subjekt« oder »Bewusstsein ohne Selbst« (Blanchot), das manchmal unzulässig in der Rede vom »Tod des Subjekts« oder als ideale Schizophrenie (Deleuze) gefeiert wird, das sich in all den rätselhaften dritten Personen der modernen Literatur findet, von denen oft gesagt wird, sie seien geheimnisvoller als die Figuren in der ersten Person, weil wir sie zwar sehen und beobachten können, uns dabei aber auf den Blick des Erzähler-Subjekts beschränken müssen, und sie daher etwas von der Unerkennbarkeit des kantischen noumenalen Subjekts haben, das allen Bewusstseinsvorgängen sein »Ich denke« hinzufügt, selbst aber unerkennbar und unzugänglich bleibt. Diese Annäherungen an ein anonymes individuelles Subjekt, das im Gang der Geschichte unpersönlich und unzugänglich geworden ist – wobei nie klar ist, ob die verschiedenen Versuche der modernen Philosophie, es von der Illusion über seine Subjektivität zu befreien, die Tendenzen spätkapitalistischer Gesellschaft nur wiederholen oder zu energischer Gegenwehr auffordern –, bleiben jedoch in der »Bewusstseinsphilosophie« befangen. In immer neuen Beschreibungen der Bewusstseinsmonade greifen sie Descartes auf verschiedenste Weise an oder bringen immer neue Interpretationen, die sein subjektivistisches und idealistisches Erbe in Frage stellen. Das verwundert kaum: Die monadische Isolation lässt sich nicht im bloßen Akt des Denkens durchbrechen; kollektive Formen und Erfahrungen lassen sich nicht per Dekret herstellen. Jedenfalls finden wir es aus eben diesen Gründen schwierig, das Kollektive anders als nach dem Vorbild des Individuellen zu denken: Die vielgescholtene Parole vom »kollektiven Bewusstsein« bleibt darin gefangen, so sehr wir auch bestrebt sind, die Dynamik kollektiver Prozesse radikal anders als die des Individuums zu analysieren. Griechische Chöre, unpersönliche historische Erzählungen, »Subjekte der Geschichte«, Mythen und Archetypen, banal-allegorische »Stellvertreter« für gesellschaftliche Kräfte – das sind die Fallen und Fehlschläge, die jedes narrative Engagement für das Kollektive zu gewärtigen hat. Deshalb scheint es wünschenswert, den programmatischen Angriff des Poststrukturalismus auf das individuelle Bewusstsein – in dem letztlich die alte bürgerliche Subjektivität nur neu in Erscheinung tritt – wiederaufzunehmen

und dabei vor allem zu versuchen, seine zentralen Themen – Dezentrierung, Depersonalisierung, die Vorstellung, ›Identität‹ sei ein Objekt des Bewusstseins und nicht dessen ›Subjekt‹, die Materialität der Sprache, die jetzt ›uns spricht‹ statt umgekehrt, die Objektivierung der Intention, die analytische Auflösung der Subjektivität in viele Schichten von Stereotypen und der unauthentischen Stimmen einer Öffentlichkeit, die mit personenübergreifenden Informationen und Bildern gesättigt ist – in das neue kollektive Programm zu überführen.

Peter Weiss Gespräche und Debatten – die einen so enormen Teil dieses dreibändigen Romans ausmachen – bezeichnen eben eine solche formale Neuerung. Wenn wir sie als das Interferieren von außen kommender Diskurstypen lesen – als politischer Kommentar, philosophische Argumentation, historische Information; und wenn wir in den verschiedenen Gesprächspartnern nur die Sprachrohre des Autors oder der verschiedenen ideologischen Positionen sehen, die er darstellen will –, dann haben wir der Lektüre eine konstitutive Spannung genommen, und sie erschöpft sich in bloßer Wiederholung. Doch kann uns ein neuartiger Text seine neue Form des Lesens nicht aufzwingen (wie Plato sagt: Er kann, wenn sein Vater fort ist, nicht mehr antworten, er kann auf unsere Fragen und Mutmaßungen nur mit Schweigen antworten); in irgendeiner Form muss der Leser die unmöglichen ästhetischen Imperative dieses Experiments der Kollektivität wiederherstellen und jedes Moment dieser unlösbaren Konflikte als eine Bewegung von Unbedingtheiten begreifen. Das heißt, dass in dieser besessenen Wiederaufnahme des Vergangenen – der Fehler, verpassten Gelegenheiten, notwendigen Verbrechen oder zufälligen Fehleinschätzungen – und in den bangen, angst- und hoffnungsvollen Zukunftsprognosen, die diese als Strategien, Taktiken, Einschätzungen, und in der Hilflosigkeit des mangelnden Wissens und fehlender Informationen begleiten, dass in dieser gesamten Auseinandersetzung, in der die Sprache durch die Fakten der Vergangenheit und die Unvorhersehbarkeit der Zukunft diskreditiert scheint, der Leser an jeder Stelle eine Gegenwart wiederherstellen muss.

Ich habe oben bemerkt, dass eine der Besonderheiten im Zeitverlauf des Textes in der irreversiblen geschichtlichen Bewegung besteht, die jenseits der fruchtlosen Gegensätze fester Antithesen verläuft, die offenbar nie von der Stelle kommen. Nun müssen wir dieser Zeitlichkeit jene andere, damit zusammenhängende hinzufügen, der gemäß Geschichte nie in einer Vergangenheit existiert, die den aktuellen Dilemmata vorausgeht, oder in einer Zukunft, in der sie ein für alle Mal überwunden wären: Sie existiert als reine Gegenwart in den hitzigen Auseinandersetzungen über das, was sonst als Ansammlung zufälliger Konstellationen mit je besonderem Gehalt erscheinen würde. Unerträglich an diesen Gesprächen ist daher ihre Wahrheit, in ästhetischer wie historischer Hinsicht: ein ewiger Disput und Dissens, eine beständige Gegenwart ideologischer Leidenschaft und politisierten Bewusstseins. Dem Leser wird beigebracht, in dieser Gegenwart zu leben, die die traditionelle Zeitstruktur des Romans und die damit verbundenen Lese-Erwartungen bereits verändert. Es ist deshalb interessant zu beobachten, wie Peter Weiss seine Erzählung beenden kann (die, konventionell genug, mit der Jugend des Erzählers begonnen

hatte). Sie wird selbstverständlich durch die Geschichte beendet, auf eine andere, äußerliche Weise, die uns bekannt ist, aber jenseits des Textes liegt – sie vollzieht sich auch jenseits der Personen und ihrer darüber geführten Debatten und bleibt ihnen äußerlich.

Doch in einem anderen Sinn ist diese narrative Auflösung – oder die Illusion der unmöglichen Auflösung – im Text selbst angelegt, im Inhalt der Debatten und der zwischen den Protagonisten ausgetauschten Argumente. Sie ist nämlich das, was Einheit genannt wird, auf sie sind alle Wortgefechte und ideologischen Kämpfe in der einen oder anderen Weise gerichtet: denn Einheit – oder Einigung – ist zwangsläufig die brennendste Frage aller politischen Theorie, die auf Handeln oder Praxis zielt, statt nur auf Machtbeschränkung oder Analyse bestehender Machtmechanismen. Diese Konzentration auf kollektives Handeln (auf der Rechten bei Carl Schmitt oder Hobbes, auf der Linken bei Lenin oder Machiavelli) unterscheidet die neue Wissenschaft der Politik, die im zurückliegenden Jahrhundert aufkam, von der Tradition der bürgerlichen politischen Philosophie, in die sie sich wieder spurlos auflösen scheint. Voraussetzen oder zum Ausgangspunkt nehmen muss sie natürlich die Einheitsfrage – für die hier die Debatten zwischen Sozialisten und Kommunisten nur ein empirisches ›Beispiel‹ und eine dramatische Inszenierung liefern: Das Ende oder das Ziel kann nämlich nur im Handeln selbst hervortreten; das Handeln aber kann erst beginnen, wenn eine gemeinsame Handlungsfähigkeit hergestellt wird. Gramscis Betrachtungen über den »geschichtlichen Block«, die Theorie einer zeitweiligen hegemonialen Konstellation bei Laclau und Mouffe – all das sind zeitgenössische Reflexionen über den unvermeidlichen ersten Schritt oder die Grundlage der Einheit.

Die Dringlichkeit des Dialogischen, das, wie ich andernorts gezeigt habe, notwendig konfliktuell und antagonistisch ist, wird also aus der Leidenschaft für eine Einheit gespeist, die nie wirklich werden kann. Bachtins Lieblingsbeispiel war Dostojewski, dessen erregte Debatten zwischen unvereinbaren Weltanschauungen das Modell für eine Erzählung liefern, die in dieser Hinsicht jenseits des Individuellen und Monadischen angesiedelt ist. Wir müssen Peter Weiss Text und besonders die endlosen Dialoge so lesen können, als sei hier die Politik an die Stelle von Dostojewskis metaphysischen Leidenschaften getreten und als sei jeder Gesprächspartner nach Art der Gestalten Dostojewskis zu einer Vermittlungsinstanz des Absoluten geworden.

V.

Im Stoff selbst ist eine Dialektik am Werk: Ein so radikaler Formwandel, der die Rolle des Dialogs betrifft und die Weise, wie das Gespräch die Erzählung vorantreibt, kann den übrigen Romanapparat nicht unberührt lassen. Wenn hier das Gespräch zu einem tendenziell eigenständigen Ereignis wird, zumal zu einem historisch einzigartigen Ereignis – einer Mischung aus fiebrhafter Erwartung und Enttäuschung, Rationalisierung und Hoffnung –, dann steht zu erwarten, dass

die anderen für den traditionellen Roman typischen Merkmale ebenfalls verändert werden. Das gilt vor allem für den Raum, dessen neue Rolle bei Peter Weiss wir nun kennzeichnen müssen.

Das Wesen des Raums wird selbstverständlich durch das Wesen des Ereignisses bestimmt – die ideologische Debatte-Diskussion –, das er beherbergt und wofür er eine Art abstrakten Behälter bildet. Metaphorisch war von diesem Raum bereits die Rede, der eben der Raum ist, der zumeist die Ereignisse dieses Romans voneinander abgrenzt: Wenn neue Räume eingeführt werden – die Museumsinsel, wo die einleitende Betrachtung und Diskussion des Pergamonfrieses stattfinden, die Parkbank in Paris, auf der der Vater des Erzählers mit Herbert Wehner mögliche politische Entwicklungen der Zukunft erörtert –, kündigt ihre größere oder größer werdende Offenheit eine Bewegung in Richtung der erweiterten Welt an, die gleich bestimmt werden soll.

Im übrigen wird der Raum hier zu etwas Absolutem: Dass er seinem Wesen nach abstrakt und völlig leer ist, wird uns in der Eröffnung des Romans klargemacht, wo die Küche die traditionelle Rolle des Ortes ist, an dem Arbeiterklassenfamilien reden, die Lage einschätzen und ihre Entscheidungen treffen. In diesem Eröffnungsteil (in dem der Erzähler sich auf die Abreise nach Spanien, in den Bürgerkrieg vorbereitet) wird ein noch viel grundlegenderer Prozess des Abstreifens und Abstrahierens bis zu einer fast geometrischen Figur bloßer Ausdehnung nachgeahmt, und zwar durch die Leere der Wohnung des Erzählers, welche die Eltern auf der Flucht in die Tschechoslowakei bereits verlassen und dabei Möbel und Gepäck mitgenommen haben. Dieser Moment des leeren Wartens, voll Sorge und Ungeduld, in dem ein Leben zu Ende ist und ein anderes erst beginnen muss, erweist sich als eine Form, welche die spezifischen Möglichkeiten der Erfahrungskategorien des Romans noch besser offenbart und aufnahmefähiger für sie ist: Denn in dieser letzten Nacht in Hitlerdeutschland träumt der Erzähler von einer Aufhebung des Raums als solchen – der verwesende Leichnam seines Vaters (der in Wirklichkeit noch lebt) durchschlägt den Fußboden, und der Träumende kann, wie eine von Chagalls fliegenden Gestalten, übers nächtliche Berlin schweben. Wir werden auf die Bedeutung des Traumhaften bei Peter Weiss zurückkommen; nur soviel: Wenn hier das rein dialogische Agon die starke Form oder Kategorie der Erfahrung ist (welcher der abstrakte Raum als Möglichkeitsraum entspricht), dann ist das Traumhafte in einem bestimmten Sinn sein Anderes, sein Gegenteil und seine Ergänzung.

Daraus ergibt sich die Frage, ob das Traumhafte wiederum eine spezifische räumliche Vermittlungsinstanz hat, die für seine narrativen Operationen charakteristisch ist, oder ob es nicht gerade durch die völlige Abwesenheit eines solchen Behälters gekennzeichnet ist, weil es die radikale Erschließung des Räumlichen überhaupt ist. Allerdings existiert eine Art anderen Raums in Peter Weiss' Schaffen, nämlich die Malerei, zumindest wie er sie verstanden und praktiziert hat. Es wäre falsch, seine breit gegenständlichen, albraumhaften Arbeiten als surrealistisch zu bezeichnen, insofern Peter Weiss, aus der Tradition des deutschen Expressionismus kommend, dieser französischen Bewegung lange misstrauisch gegenüberstand und erst nach

dem Krieg begann, sie zu würdigen, als sein malerisches Werk im Wesentlichen abgeschlossen war: Doch stehen seine später im Stile Max Ernsts ausgeführten Collagen in der Tradition dieser zweiten Moderne, geben aber zugleich auch eine andere Art der Darstellung des Traumhaften, die näher an den Collagen des dokumentarischen Materials liegt, aus denen die meisten seiner Theaterstücke bestehen (und durch deren Recherchen die *Ästhetik des Widerstands* zweifellos fundiert wird, auch wenn diese in ihr nicht sichtbar werden). Peter Weiss selbst brachte das erste gegenständliche Gemälde mit Kafka in Verbindung, wir werden aber später sehen, dass dieser scheinbar unbedeutende Verweis eine unerwartete Spezifik enthält, die dahin tendiert, ihn vom Stereotyp des Albtraums zu entfernen.

Hier ist nicht der Ort, um von Peter Weiss bemerkenswerten Leistungen als bildender Künstler zu sprechen, eines muss in diesem Zusammenhang jedoch erwähnt werden: Er malte oder zeichnete praktisch jeden Raum, den er im Laufe seines Lebens bewohnte (und die meisten dieser Darstellungen sind erhalten geblieben). So wird das Porträt des Raums zu einem eigenen Genre im Rahmen eines Gesamtwerks, dessen Originalität unter anderem darin bestand, viele klassische Genres auf eigenwillige und höchst bedeutungsvolle Weise zu verändern. Die Erinnerung ans eigene Alltagsleben in der Form des Raums festzuhalten, sagt zweifellos etwas Wichtiges über dieses Alltagsleben aus; wie ich bereits ausgeführt habe, wird dadurch eine neue Kategorie geschaffen – und dieses Novum hat weit mehr Gewicht als sonst übliche Lösungen wie autobiografische Skizzen oder Notizen zur Gedächtnisstütze. Nicht weil es mit Blick auf einen zukünftigen Lebensbericht Material zusammenträgt, sondern weil es eine neue Auffassung unterstreicht, nach der ein Leben die Geschichte einer Bewegung von Raum zu Raum ist; genau dieses Konzept – durch die historische Krise und die Erschütterungen des Krieges verstärkt – finden wir in der *Ästhetik des Widerstands*.

Sobald die neue Raumkategorie eingeführt ist, beginnt ihr leerer oder abstrakter Rahmen sich zu entfalten und gehorcht allen möglichen inhaltlichen Variationen und Entwicklungen. Es ist, als brächte die Bewegung des Romans durch den Raum und die Geschichte einen sekundären, gewissermaßen philosophischen Vorteil mit sich: Sie erlaubt, die Kategorie des Raums aus einer Vielzahl von Perspektiven zu verhandeln, breitet seine Möglichkeiten aus und setzt die Begrenzungen in Szene, die ihm nicht einfach innewohnen, sondern seinen Gehalt bilden. Wenn wir tatsächlich Deleuze darin folgen, dass ein Filmemacher oder Maler ebenso Begriffe produziert wie der Philosoph, allerdings in der distinkten und davon zu unterscheidenden nicht-begrifflichen Form ihres eigenen Mediums (*Cinéma I*, 1983), dann können wir auch über die philosophischen Implikationen jener Serie von Räumen nachdenken. Einen direkten Widerschein dieser Möglichkeiten gibt der Erzähler in dem Augenblick, als er den letzten Raum verlässt, den er hätte ›seinen‹ nennen können:

Der Besitz prägte die Haltung, die [in den Schilderungen des bürgerlichen Romans] den Dingen gegenüber eingenommen wurde, für uns indessen, denen der Wohnraum nie gehörte und der Aufenthaltsort eine Zufälligkeit war, war nur das Fehlende, der Mangel, die Eigentumslosigkeit von Gewicht. (I, 134)

Die Natur des Raums selbst wird sich im Untergrund verändern: besser gesagt, in der Krisensituation kommt eine tiefere Gestalt des Raums zum Vorschein, die der Wahrnehmung unter den Bedingungen des legalen, bürgerlichen Lebens in Friedenszeiten normalerweise nicht zugänglich ist. Man denke zum Beispiel an Roksners Stube in Stockholm (vgl. II, 176/175): Der zwergenhafte Kämpfer wird praktisch zum Gefangenen in einem Hinterzimmer, das von der offiziellen ›Wohnung‹ seines Gastgebers hermetisch abgeriegelt ist (als Illegaler muss er unbedingt vermeiden, dass die schwedischen Behörden auf ihn aufmerksam werden). In diesem Raum (auf den wir zurückkommen werden) besteht seine politische Aufgabe aber paradoxerweise in der Verbreitung von Informationen an die kommunistische Bewegung überall auf der Welt – seine geheime Zeitschrift ist Empfängerin und Quelle eines weltumspannenden Wissens, das seiner fehlenden Mobilität entspricht und einen absoluten Gegensatz dazu bildet.

Denkt man an die Illegalität in Nazideutschland selbst, wird die Gestalt der Gefangenschaft noch intensiver. Das gilt für die Räume, über die Bischoff aus Schweden wieder nach Deutschland zurückkehrt: Sie verbringt drei Tage und Nächte im Bauch eines Schiffes, und diese neue Modulation eines raumähnlichen Verborgenseins führt zu einem unerwarteten Resultat, einer seltsamen ontologischen Steigerung ihres Wahrnehmungsvermögens:

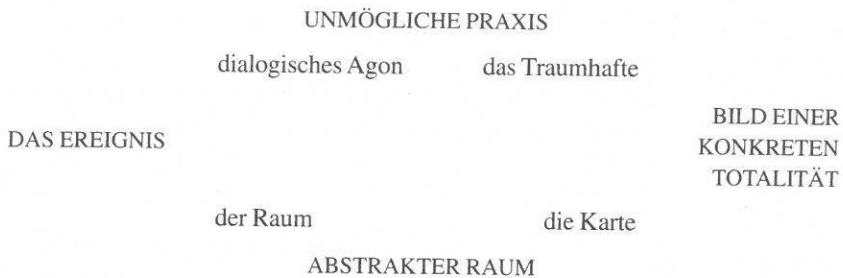
Sie nahm das ganze Schiff wahr, unterschied, von woher die Schritte kamen, wo eine Tür geöffnet oder geschlossen, wo geschabt, gerückt wurde, sie kannte den Ruck am Hebel des Maschinentelegraphen, rechnete sogleich mit dem jeweiligen Manöver. Sie ging auf im Schiff, sie war selbst dieses Schiff, hatte seinen Puls, seine Regungen im Ohr, in den Fingerspitzen, ihre Haut war eins mit den vibrierenden Platten. (III, 73/71)

In gewissem Sinn ist das eine ästhetische Verteidigung des Romans insgesamt: Wie kann man ein allgemeines ästhetisches Interesse an einem Werk begründen, das derart gefangen ist im Entzug von Sinneswahrnehmungen und in dem zwangsläufigen Fehlen von Wissen, das die Illegalität mit sich bringt? In so einer Situation werden Signale von außen vergrößert und ihre Empfänger durchlaufen ein ungewöhnliches Training in der Entzifferung von Zeichen und der Witterung von Gefahren. Das ist die Wahrnehmungswelt der *Ästhetik des Widerstands*; wir werden sehen müssen, bis zu welchem Ausmaß der Roman die Bilder von Verarmung und gleichzeitig gesteigerter Empfindungsfähigkeit innerhalb der übergreifenden Themen Bildung und proletarischer kultureller Erziehung einbringen will.

Die letzte Form des Raums ist zweifellos die Gefängniszelle, in diesem Fall die Todeszelle, die sich in räumlicher Hinsicht nur in eine Richtung öffnet, in einen verborgenen Innenhof, in dem die Gefangenen erhängt oder enthauptet werden: Der Roman will sie in eine andere Richtung öffnen, in der ihr Widerstand und ihre Leiden erinnert werden und in der aktivierenden Wirkung auf die Nachwelt sich entfalten.

Die eingekapselten Räume haben indes ihre eigene Dialektik: Sie müssen in der Wahrnehmung und dem tastenden Lesen ihrer Umgebung – einer Art blindes kognitives Landkartenzeichnen – durch ein grobes Raster organisiert und darauf projiziert werden; genau wie die bloße Bewegung der Illegalen von einem Raum

zum nächsten hochentwickelte Planung und Vorausschau verlangt. Als anderer Pol des geschlossenen Zimmers erweist sich deshalb der Stadtplan: von den Illegalen gezeichnet, wenn sie durch Berlin gehen (vgl. I, 87f/88), sich der räumlichen Struktur Bremens erinnern (vgl. I, 97ff) oder ausnahmsweise zu einer Wanderung in der Umgebung Stockholms eingeladen sind, wie Bischoff bei ihrer vorläufigen Festnahme (vgl. II, 78ff/77ff). Der Erzähler kann auf seiner Reise von Spanien nach Paris und weiter nach Schweden größere geografische Abschnitte nebeneinander stellen; aber es ist im Wesentlichen die Undergroundkämpferin Bischoff, die wir durch das urbane Netz begleiten und mit der wir zuerst nach Bremen und dann im dritten Band des Romans ins Berlin der Kriegszeit zurückkehren (vgl. III, 64; 158). Wir sehen uns also einem regelrechten System gegenüber, das wie folgt dargestellt werden kann:



Wir können das Thema Raum nicht beenden, ohne eine weitere Möglichkeit festzuhalten, und dies ist einer der wenigen Momente, da inmitten der Lähmung des kollektiven Handelns und der Erstickung der lebensnotwendigen Erfahrung das Ästhetische erblüht. Wir sind wieder in einem Zimmer, es ist Rosners, in einem der seltenen Augenblicke, als ihn außer dem Erzähler (der die geheime Aufgabe hat, Informationen zu überbringen und abzuholen) noch zwei weitere wichtige Kämpfer – Stahlmann und Arndt/Funk – besuchen, um ein konspiratives Gespräch über das Schicksal des Untergrunds in Deutschland und über die Handlungsmöglichkeiten zu führen, und zwar zu einer Zeit, als vom Kontinent die ersten Gerüchte über den Holocaust und den Untergang der Juden herüberdringen:

Diese Stube, dreieinhalb Meter lang und zwei Meter breit, hoch wie ein Schacht, überm grünlichen Lampenschein dunkler werdend, die Decke war nicht mehr auszumachen, diese Gruft war das Hauptquartier der Partei im Untergrund, ein provisorisches Quartier, für ein paar Stunden nur, um wieder aufgelöst zu werden und die Anwesenden in einzelne Gräfte zu entlassen. (III, 114/110)

Als das unmögliche Gespräch sich ohne Einigung oder Perspektive auflöst, hängt jeder der drei seinen eigenen privaten Gedanken nach, Stahlmann seinen Erlebnissen in Angkor Wat (denen bereits ein längeres Kapitel gewidmet war), Arndt seinem Steckenpferd Gärtnerei, während Rosner sich an die italienische Oper verliert, die noch leise im Radio läuft:

So nahm ich, als ich im Morgengrauen zum Bahnhof ging, mit mir die Bilder der drei Gefährten, aus ihrem andern Dasein, der unerschütterliche Statthalter der Komintern huldigte der Kunst des Gesangs, der grimmige Organisator der Partei pflegte duftende Zierblumen, und der Kriegsknecht gab sich einer versteinerten Tänzerin hin. (III, 126f/122)

Und wir dürfen die ästhetische Vollendung des Erzählers nicht vergessen, des zukünftigen Schriftstellers, der diesen frustrierenden Streit und seine verpestete Atmosphäre in eine ästhetische Darstellung transformiert – in die Darstellung des Darstellens.

VI.

Inmitten dieser Abstraktionen stehen nun die Figuren und bleiben ausgesprochen lebendig. Dass sie historisch sind und die Namen realer Personen tragen, ist für ihre dichterische oder romaneske Darstellung von keiner größeren Bedeutung als die Herkunft der Namen in Dantes *Göttlicher Komödie*. Doch auch von keiner geringeren: Beide Werke (wobei Dantes in gewissem Sinn eines der Vorbilder für das andere ist) sind prophetische Erfindungen von Geschichte, beruhen aber auf Erzähltechniken, die sich nicht groß von dem unterscheiden, was sich auch sonst in der Belletristik findet. Wie bei Dante handelt es sich aber nicht um rein historische Gestalten, die in dem Werk aufgrund der bloßen empirischen Tatsache auftreten, dass sie wirklich historisch existiert haben. Beide Werke entwickeln sich in der Annahme, dass die empirische Geschichte auch transzendente Sinngehalte trägt, und die Gestalten verkörpern diesen Sinn auf eine Weise, die allegorisch zu nennen ich zögere (sei es aufgrund der Häufigkeit oder der mangelnden Geläufigkeit dieses Begriffs). In der *Ästhetik des Widerstands*, die auch die Bildung des proletarischen Studenten, politischen Kämpfers und künftigen Schriftstellers darstellen will, kommt ihnen allen eine bestimmte Funktion zu, die ich in Bezug auf drei dieser tragenden Gestalten oder Personen kurz umreißen möchte.

Mit Hodann beginnt und endet das Werk. Er holt den Erzähler nach Spanien zur Arbeit in seinem Frontlazarett, und das Werk schließt weniger mit seinem Tod 1946 in Norwegen, nach dem Bruch mit der Partei, als mit seiner großen Rede (vgl. III, 258/249), in der er bei Kriegsende einmal mehr zur Einheit aufruft, und eine neue Kulturpolitik entwirft, für die der Begriff Kulturrevolution vielleicht nicht fehl am Platz ist. Ist es doch eine wesentlich kulturelle Politik, die Hodann in diesem Werk »repräsentiert«: Hinter ihm ragt die tote Gestalt Münzenbergs auf, der einzigen wirklich welthistorischen Figur, der dieser Roman ein Denkmal setzt, deren Leistungen in der Ausweitung rein politischer Propaganda zu einem Volksfrontprogramm der Kultur sowie in der Vereinigung linker Intellektueller und Schriftsteller dennoch philosophisch hinter dem zurückbleiben, was das Programm Hodanns beinhaltet. Als Arzt und Psychiater kann Hodann sein Grundanliegen des Heilens in die doppelte Dynamik von Bürgerkrieg und Klassenkampf einbringen. Im Anschluss an Wilhelm Reich betont er die ideologisch unheilvollen Folgen der Sexualunterdrückung und die Notwendigkeit, politisches Engagement mit sexueller Befreiung zu verbinden. Etwas bescheidener unterstreicht er im Kontext des spanischen Bürgerkriegs

immer wieder den konstitutiven Zusammenhang zwischen politischer Melancholie und sexueller Deprivation. Sexualität als konstitutiver Teil der Kultur oder einer Bewusstseinsrevolution: Wie die beschränkteren Elemente der Partei die eigentlich kulturellen Fragen missachten und vertagen, so ist im Zusammenhang eines linken Puritanismus diese Betonung der Sexualität ein noch größerer Skandal, weshalb ein bezeichnender Bruch droht: Stahlmann

hatte die Zeitschrift *La Voz de la Sanidad* mitgebracht, in der ein Artikel Hodanns publiziert war über Sexualprobleme der Soldaten im Krieg. Die Aufnahme einer derartigen Diskussion, sagte er, wäre doch wohl kleinbürgerlicher Art, in einem Befreiungskampf, wie er in Spanien geführt werde, seien sexuelle Bedürfnisse zurückzustellen, und es könne in einer solchen Zeit nicht zu den Aufgaben eines Arztes gehören, sich mit den Angelegenheiten der Privatsphäre zu befassen. (I, 260)

Was aber Stahlmann private Angelegenheiten nennt, sind faktisch öffentliche, behauptet Hodann. Im Hintergrund dieser Diskussion stehen Befürchtungen und Auseinandersetzungen wegen der stalinischen Schauprozesse und der Hinrichtung der POUM-Führer, und vor allem eine leidenschaftliche Anklage gegen das, was wir heute Sexismus und patriarchale Vorurteile des Politbüros nennen würden, vorgebracht von einer Kämpferin, Marcauer, die später ebenfalls verhaftet wird (vgl. I, 292f).

Hodann ist gewiss auch eine Vaterfigur für den Erzähler, von dem man nicht sagen kann, er hätte schlechte Väter gehabt, nur unzureichende; seine Krankheit und chronische Erschöpfung prägt den Körper in der Form politischer Schwäche wie strategischer Klarheit (»Pessimismus des Verstandes«):

Obgleich Hodann alles daran setzte, die Demokratie, wie sie im Keim im deutschen Untergrund angelegt worden war, zur Verwirklichung zu bringen, war er auch ein Seher, ein Kenner der menschlichen Schwächen und Verirrungen, und dies war es, was ihn plötzlich zum Stocken brachte (III, 256/247f).

Nicht ein Hustenanfall ließ ihn stocken, sondern eine nüchterne Einschätzung des politischen Nachkriegsprogramms der aus dem Osten zurückkehrenden Parteimitglieder und dessen Kontinuität mit den Fehlern der Vergangenheit, die er so oft angeprangert hatte. Die Figur Hodann bringt eine profunde Materialität oder Körperlichkeit der Kultur ins Spiel und warnt zugleich vor den Ausweglosigkeiten dieser linken Nachkriegs-Zukunft (die nun unsere Vergangenheit ist).

Ich habe gesagt, die Anlage von Weiss Roman würde den Faschismus und den »Standpunkt« der Nazis ausschließen. Nun muss ich diese Feststellung korrigieren, indem ich von einer wichtigen Figur spreche, die mit der nazistischen Massenbewegung zeitweise sympathisiert hatte – wird doch eine intelligente und konsequente kulturell-politische Strategie versuchen müssen, die Massenwirkung des Faschismus im Blick auf die Wiederaneignung seiner Energien und utopischen Impulse zu begreifen. Die schwedische Schriftstellerin Karin Boye bringt allerdings noch eine andere, sexualpolitische Dimension ins Spiel, die Tatsache lesbischen Begehrens – zu jener Zeit mit linker Politik unvereinbar und in diesem Zusammenhang unvorstellbar. Zudem stellt ihr Selbstmord im Jahre 1942 einen weiteren

Skandal für die politische Bewegung dar: den einer Überdeterminierung durch politische Entmutigung und die damals unmögliche Weltlage sowie durch sexuelles Elend und persönliche Schuld. Diese Überdeterminierung stellt selbst ein Dilemma für die beschränkte politische Psychologie der Zeit dar, über deren Horizont auch der Roman nicht hinausblickt.

Es mochte zutreffen [sagte Hodann], dass der eine beherrscht war von der Vorstellung einer unüberwindlichen Kluft zwischen der Kunst und dem politischen Leben, während für den andern die Kunst von der Politik untrennbar war. Vielleicht waren dies nur verschiedene Auffassungen von ein und derselben Sache, und derjenige, der meinte, daß sie nicht gescheitert sei an dem Druck, den die äußern Verhältnisse auf die Kunst ausgeübt hatten, sondern an dem beeinträchtigten Vermögen, mit der Kunst, also dem selbständigen Denken, einzuwirken auf die scheinbar unerschütterliche Realität, hatte sich bloß einen Rettungsring angelegt, um sich an der Oberfläche zu halten, während Boye nicht davon ablassen konnte, so tief wie möglich zu tauchen. (III, 48/46)

Besagt dies nur, dass Boye – anders als Hodann, der ungeachtet seines unmittelbaren Schicksals nach dem Krieg und innerhalb der kommunistischen Bewegung für ein ganzes politisches Zukunftsprogramm steht – als unlösbarer Widerspruch vertagt wird? Wohl ruft Peter Weiss Programm, wie oben bereits erwähnt, offen nach einer neuen Einheit von Kunst und Politik: Aber der Bedeutung eines solchen Programms oder einer solchen Politik des Kulturellen in der künstlerischen Arbeit kann mit dem Scheitern ebenso gedient sein wie mit dem Erfolg. Den Antagonismus dieser Praxisformen und Wertsphären aufgezeigt zu haben, diese Spannung in Form eines Widerspruchs artikuliert zu haben, bedeutet in gewissem Sinne auch, ihn künstlerisch zu lösen: Man erinnert sich an Hegels Lehre über die Grenzen (er denkt an Kants rational nicht erkennbares Noumen und an die vermeintlichen Grenzen der Vernunft), nach der derjenige, der eine Grenzlinie zieht, sie bereits überschritten und begonnen hat, sie einzuarbeiten. Unter bestimmten Umständen kann Differenz ebenso vereinheitlichen oder verbinden wie bloße Identifikation.

All das vernachlässigt aber Karin Boyes Kunst, die im Bildungsprozess des Romans ebenfalls wiederangeeignet wird. *Kallocain* ist eine Art 1984 oder, vielleicht weniger anachronistisch, eine Art *Wir* (Samjatin 1924), eine politische Dystopie. Es ist allerdings eine der wenigen modernen Dystopien, die auf die Nazi- und nicht auf die kommunistische Bewegung abgestellt wurden. Dieses Werk markiert deutlich Boyes psychische Abrechnung mit ihrer Faszination durch den Nazismus Anfang der dreißiger Jahre (die Suche nach dem verlorenen Vater, wie Hodann diagnostiziert; vgl. III, 41/39f). Der Roman beschreibt *science-fiction*-artig eine Wissenschaftlerin, die ein Wahrheitsserum erfindet, um dem absoluten Staat bei der Abschaffung der Wahrheit zu helfen. Doch dies ist ein Sprung in den Alpträum, der Boye mit der Vision eines postideologischen Konflikts zweier Paradigmen staatlichen Terrors konfrontiert. Wie in den schizophrenen Alpträumen der Mutter des Erzählers wird hier eine andere Zukunftsvision ins Spiel gebracht, mit einem anderen Diskurs oder einer anderen Repräsentationsweise dieser Zukunft. Die Kulturfrage kann nicht adäquat gestellt werden, wenn wir nicht beides ansprechen – die Form (oder die

Sprache) der Zukunftsvision und ihren Inhalt. Jedenfalls provozieren ihr tragisches Ende und Boyes Kunst dieselbe dumme und realistische, unvermeidliche Frage, die auch Hodanns Therapien aufwarfen: Können solche kulturellen Produktionen jetzt, inmitten von Krise und Kampf, Kräfte wecken? Wo wäre der Ort des Negativen in einer umkämpften politischen Kultur?

Das sind Fragen, die sich auch im Fall unserer letzten Figur stellen lassen, nämlich bei Brecht, der sich bekanntlich zu seinen Zweifeln und Mutlosigkeiten weitaus taktischer und machiavellistischer verhielt als jede der anderen Figuren. Zweifellos liegt für viele von uns ein großer historischer und literarischer Genuss in dieser langen Begegnung mit Brecht (den Peter Weiss nur von fern während dessen kurzem Aufenthalt in Schweden gesehen haben kann); wie auch immer es um die Stimmigkeit dieses Porträts bestellt sein mag, es ist der Abschnitt des Romans, der dem traditionellen Lesevergnügen, das das Genre des historischen Romans zu bieten hat, am Nächsten kommt. Das Porträt wurde als feindselig bezeichnet: Neben Brechts Ausweichen bezüglich der Moskauer Prozesse wird die Anwesenheit vieler Frauen betont, auch die Gerüchte darum; und die fiktive Helferrolle des Erzählers macht hinreichend deutlich, wie Brecht, amerikanisch naiv formuliert, ›Leute benutzt‹. Seine notorische Feigheit und Unwürdigkeit am Ende dieses Bandes, bei seiner Flucht aus dem nunmehr von den Nazi-Armeen bedrohten Schweden, haben wir schon betrachtet. Niemand wird diese Charaktermängel herunterspielen wollen, sind sie doch gerade das, was uns an Brecht fasziniert und, etwas provozierender ausgedrückt, was diese Gestalt liebenswert macht. Der Brecht, der uns hier gezeigt wird, ist allerdings nicht Gegenstand eines satirischen Porträts, sondern der Raum literarischer Produktion und Theaterarbeit. Peter Weiss nutzt ihn als Vorwand, um ein von Brecht geplantes, aber nie ausgeführtes Projekt niederzuschreiben oder sich zumindest vorzustellen – ein zweifellos opportunistisches Projekt, weil Brecht, um seine Werke im Exil aufgeführt zu bekommen, immer neue Werke auf Basis nationaler Traditionen plante (einige wurden fertig gestellt, *Herr Puntila und sein Knecht Matti* für Finnland zum Beispiel, andere blieben unvollendet wie *Der Brotladen* für die USA). Der Aufenthalt in Schweden ließ ihn an eine revolutionäre Episode aus der Zeit denken, die wir nicht vorschnell das schwedische Mittelalter nennen sollten (Schweden hatte als einziges europäisches Land keinen Feudalismus): ein erster bürgerlicher Aufstand gegen den Adel im Jahre 1434, angeführt von jemandem, der – ein glücklicher Zufall – Engelbrekt hieß. Der daraus hervorgegangene Entwurf klingt oft mehr nach einem Stück von Peter Weiss als von Brecht: szenische Bilder, statische Reden über ideologische Standpunkte, offenkundiges Fehlen der paradox-verwickelten Dispute, in denen Brecht Volksweisheiten und Alltagsverstand auf den Kopf stellt, wobei er die daraus resultierende Maxime jeweils zynisch in einem Song-Plakat oder wie beim Stummfilm in einem Zwischentitel vergegenständlicht. Aber auch in Bezug auf Brecht können wir aus den Ergebnissen einige ästhetische Konsequenzen ziehen (Brechts Fragen an sein Mitarbeiterkollektiv passen oft besser zu ihm als die Zusammenfassungen, die der Erzähler von dem gibt, was niemals geschrieben wird).

Bevor wir zu Engelbrekt selbst kommen, muss jedoch eine ganze, etwa achtzig Jahre zurückreichende Vorgeschichte der damaligen politischen Situation Schwedens ins Bild treten: der Kampf gegen die Dänen um die Thronfolge der Infantin Margarete. All dies wird im Stil des mittelalterlichen Theaters skizziert, mit besonderen Ebenen für die Klassen, mit Pomp und dergleichen: Doch was uns dies lehrt, ist, wie mir scheint, der spezifische Impuls von Peter Weiss, in jenem Drang (den er mit Brecht teilte), die Vergangenheit archivarisch nach vielsagenden Details und empirischen Anregungen zu durchkämmen, schon vor dem Anfang anzufangen und die keimhaften Ursprünge der Zeit in der Vorgeschichte ihres blühenden Treibens aufzuspüren. Dieser Impuls erklärt die langen, überall in den Roman eingeschobenen Ausführungen, die wie historische Essays und Tatsachenberichte aussehen: so die Geschichte der Küste Valencias bis zu den Phöniziern (nicht zufällig zu den Erbauern des Pergamon-Altars), die Geschichte der schwedischen Sozialdemokratie (einschließlich der kurzen Begegnung eines ihrer Begründer mit Lenin auf dessen Durchreise nach Petersburg zur Oktoberrevolution; vgl. II, 277ff/273ff), oder die Geschichte von Angkor Wat. Diese scheinbaren Abschweifungen in einen anderen (»nicht-fiktiven«) Diskurstyp finden ihre tiefere Berechtigung, wenn wir zu Peter Weiss' Konzeption des Ästhetischen und der Bildung kommen. Es soll hier genügen, dass sie eine Ablehnung der Unterscheidung von Form und Inhalt markieren, die gleichzeitig die Unterscheidung zwischen der Kunst und ihren nicht-künstlerischen oder historischen Vorlagen zurückweist. Das Material des künstlerischen Werks hat seine eigene, halb-autonome Geschichte, die selbst Teil des Materials ist. Sie muss man herausfinden, wie man die physikalischen und chemischen Eigenschaften des Steins – Quarz oder Granit, Marmor oder Porphyrt – einschätzen muss, aus dem das Gebäude oder die Skulptur besteht. Diese Einschätzung setzt Wissen voraus: ein Wissen, das sich in dieser Situation nicht von der Ästhetik unterscheidet, die es nunmehr beinhaltet.

Das Auftreten Engelbrekts – der plötzlich aus dem Nichts auftaucht, als die Geschichte nach ihm verlangt – konfrontiert jedoch das entstehende Werk mit dem formalen Problem des revolutionären Bruchs mit der Vergangenheit, die nur noch als das zu Bekämpfende aufgenommen werden kann. Sind jetzt die Vorarbeiten nutzlos, eine Verschwendung kostbarer Zeit? Sie wurden jedenfalls immer wieder unterbrochen, nicht nur durch Brechts Krankheiten, sondern auch durch gedrückte Stimmung und die Bestürzung, mit der die Mitarbeiter die Nachrichten aufnehmen – zuerst vom deutschen Einmarsch in Polen und dann von der Invasion im Osten, in der Sowjetunion (ein weiteres Panoramabild). Aber vielleicht ist es doch keine gänzlich vertane Arbeit, denn zumindest teilweise ist klar, dass das, was hier in Gang gesetzt wurde, eine bestimmte Konzeption des künstlerischen Werks ist: Es wird als Prozess aufgefasst, als ein Prozess, der sich vollständig selbst genügt und zudem kollektiv ist. Dieser Blick auf das Werk als Prozess ist in der Moderne vielfach zutage getreten, von Valéry bis Tel Quel, weniger oft (was eine höfliche Umschreibung ist für eigentlich überhaupt nicht) war auch vom kollektiven Charakter dieses Prozesses die Rede – Ausnahmen sind die verschiedenen Avantgarde-Bewegungen, vor allem die Surrealisten. Insofern steht der Name Brecht relativ allein, denn er bezeichnet keinen individuellen Künstler,

sondern eine Gruppe, und verkörpert damit nicht nur das notwendig und implizit Kollektive jeder Theaterarbeit, sondern auch das, was im Zentrum jeder marxistischen Auffassung von Produktion und Praxis steht. (An dieser Stelle kann auf die unbekannte Zusammenarbeit zwischen Peter Weiss und seiner Ehefrau Gunilla Palmstierna-Weiss hingewiesen werden, die sich seit *Marat/Sade* durch alle Werke zieht.)

Das unvollendete Stück hat seinen Wert ebenso sehr durch seine formalen Probleme wie durch seine Eindrücke von der Geschichte: vor allem in der Inszenierung der Revolution, denn nicht nur ist, wie wir gesehen haben, deren Zeitstruktur problematisch, auch die Methode ihrer ›Darstellung‹ muss aus linker Perspektive Zweifel und Probleme aufwerfen. Engelbrekts Moment ist der des heftigen Aufruhrs im Volk, und seine Substanz als ›welthistorische Gestalt‹ besteht aus den Hoffnungen, die ein Kollektiv in ihn setzt, das selbst auf der Bühne nicht wirklich dargestellt werden kann (vgl. II, 222/218f). Wie bei allen linken Werken ist das politische Problem Engelbrekts die Herstellung der Einheit zwischen den unzufriedenen Klassen, die ganz verschiedene Ziele haben; sein Sturz und seine Ermordung resultieren daraus, dass er den Interessen einer Partei (dem Hochadel) gedient hat, die ihn nun nicht mehr benötigt und beiseite schieben kann: ein verschwindender Vermittler, der die Wahrheit einer revolutionären und populistischen Rhetorik verkörpert, die kaum mehr war als die ideologische Maske für die in dieser ›Volksfront‹ Privilegierten. Hier liegt also das eigentliche formale Problem, das auch ein politisches ist: Was Brecht & Co. als wahrhaft revolutionären Moment aufgefasst haben, erweist sich als eine bloß bürgerliche Revolution. Es gab viele interessante Debatten, ob die sogenannte bürgerliche Revolution überhaupt eine Revolution im marxischen Sinne ist; es kommt aber auf den Begriff nicht so an, wenn wir die zwei Arten historischer Ereignisse scharf voneinander trennen. In diesem Falle können die erste, bürgerliche Variante und ihr notwendiges Scheitern Gegenstand vielfältiger Darstellungen sein, von der ironisch-satirischen in Marx' 18. *Brumaire* bis zu Michelets tragischer Erzählung der Französischen Revolution. Die Frage wäre aber, ob eine sozialistische oder proletarische Revolution überhaupt zu repräsentieren (d.h. stellvertretend darzustellen) ist, zielt sie doch gerade darauf ab, den politischen wie den ästhetischen Sinn von ›Darstellung‹ in Frage zu stellen.

So ist es bezeichnend, dass Brecht sich für dieses Material am meisten an der Stelle begeistert, wo sich Engelbrekt bei der Belagerung der königlichen Hauptstadt Stockholm gezwungen sieht, einen Kanal auszuheben.

Der Kanalbau, meinte Brecht, wäre fast ein eignes Stück wert. Hier ließ sich das Prinzip der gemeinsamen Arbeit abheben von der Macht des Eigennutzes und der Profitsucht. [...] Ein Ziehen und Schleppen, ein Sklavenschuften, doch freiwillig vollbracht, sinnvoll, wie nach siegreicher Revolution. (II, 250/246)

(Das ist am Ende der Moment von Magnitogorsk, des Dnjepr-Staudamms und des Weißmeer-Ostsee-Kanals.) Damit kommt ausdrücklich die Darstellung der Produktion selbst ins Spiel, eine zweifellos unmögliche Darstellung, wie so viele Romane des sozialistischen Realismus beweisen, und doch hier – in die *Ästhetik des Widerstands* – eingeschrieben als das, was nicht dargestellt werden kann, das aber das notwendige abwesende Zentrum aller Werke und Werte ist.

VII.

Eine solche Arbeit ist sicher zunächst und vorrangig körperlich, und die gängige theoretische Zelebration des individuellen Körpers als des Ortes von Materialismus schlechthin beinhaltet neben ihren Lieblingsthemen Begehren und Leiden selten genug dasjenige der Arbeit. Es mag paradox scheinen, den Körper und sein Leiden zusammen mit Weiss Traumdiskurs zu diskutieren, und doch ist der letztere das dialektische Komplement des ersteren, eine fremdartige Umkehrung und Erfüllung jener Wahrnehmung ›in der Höhle‹, die wir den Gestalten im Raum oder in der Zelle zugeschrieben haben, jener ›überwachen‹ Sinne, die der verurteilte Heilmann am Abend vor seinem Tod, im langen letzten, eben dem Traum gewidmeten Brief wieder evoziert:

Viel wäre zu sagen über den Abgrund, in den jeder von uns gesunken ist, über den Stein, den wir schmecken, und der durch unsre gedankliche Anstrengung manchmal schon porös zu werden scheint, wie Teig, in den die Finger sich hineinwühlen könnten, und fühlen die Hände dann doch die Härte, dann ist dies ein verwirrendes Gefühl. (III, 211/203f)

Die *Ästhetik des Widerstands* verlangt daher in grundsätzlicher Weise nach genau dieser ›Theorie des Träumens‹, die Heilmann am Vorabend seiner Hinrichtung nur tentativ ausarbeitet – und die ihre letzte Schärfe dadurch gewinnt, dass er nie wieder träumen, ›nie wieder einschlafen‹ wird (III, 216/209). Die lebenslange Bedeutung des Traumhaften für Weiss selbst kann sowohl durch seine Gemälde als auch durch die Rolle von Traumprotokollen in seinen früheren literarischen Texten belegt werden, unterstützt durch die Wertschätzung Jungs, die er aus seiner jugendlichen Hesselektüre bezog. Zusätzlich können wir eine Distanz von dem Teil Freuds vermuten, der auf die analytische Zerstörung des ›Zaubers‹ und der Faszination der Traumerfahrung zielte. Doch lässt sich zugleich eine gewisse Spannung in Weiss Verhältnis zu diesem Material erkennen, ein Widerstand dagegen, sich in den einfachen Mythografien eines Jung oder in der gleichermaßen einfachen *écriture automatique* der Surrealisten zu verlieren.

Es ist diese Spannung – und nicht irgendeine endgültige ›Position‹ zum Traum –, die wir in der *Ästhetik des Widerstands* verfolgen müssen. »Im Traum war ich ein Körper, der sich abquälte, das Denken zu lernen.« (III, 214/207) Zugleich ist der Traum jener Raum unbegrenzter Möglichkeit vor der Welt selbst, über den die jungen Genossen in ihren Diskussionen Hölderlins und Rimbauds einst spekulierten:

Wir sprachen über das Sehn im Traum. Fragten uns, wie in der vollkommenen Dunkelheit Farben von solcher Leuchtkraft in uns entstehen können. Sie werden hervorgebracht von unserm Wissen um das Licht. Das Wissen sieht. Lichtreize sind nicht mehr vorhanden, werden nur erinnert. Wir stellten fest, dass es im Traum diese frühesten Bilder gibt, scharf und genau in jeder Einzelheit. Darüber legen sich dann, in ungeheurer Vielfalt, Spiegelungen, intuitiv geordnet, bestimmten Erlebnisgruppen zugehörend, sie lagern sich ab, oder vielmehr, sie schwimmen, fluten in den verschiedenen emotionalen Zentren umher, suchen sich wie Spermien zum Ei, führen zu fortwährender Befruchtung, jede Gefühlszelle scheint empfänglich zu sein, löst, durch die immer wieder veränderten Anstöße, neue Erscheinungen aus, Gleichartiges tritt nie auf, kann, auf Grund des Fließens, nie auftreten, doch Verwandtes immer, in einer Region, je nach der Zielstrebigkeit, der Eindringlichkeit des Impulses auf das Grundmuster, und manchmal kann es geschehn, dass das originale Bild zutage tritt, dann ist, blitzhaft, alles was drüber lag, weggewaschen. (III, 211/204)

In dieser frühesten Fassung einer Art jugendlicher ›Traumdeutung‹ wird die überragende und demiurgische Produktivität des Traums mithin von dem Realobjekt des Begehrens und der Ungeduld des freudschen ›Wunsches‹ bedroht, der gebieterisch nach Erfüllung strebt. Nun jedoch setzt sich Heilmann mit einem anderen Problem auseinander, einer anderen Spannung: »warum wir im Traum die Leiden, deren Zeugen wir werden, nicht empfinden« (III, 215/208). Er stellt der Traumerfahrung jene andersartige und wache, aber ebenso intensive Vorstellungskraft beiseite, mit der er die Erfahrungen, Demütigungen und Leiden nacherlebt, die seine Genossin Libertas in der benachbarten Zelle durchgestanden haben muss. Dies ist ein anderer Modus der Bildwahrnehmung, in dem der Vorstellende ebenso sehr an seiner eigenen Hilf- und Machtlosigkeit leidet wie an Libertas eigenem Leid.

Ich denke, dass wir an dieser Stelle die schizophrenen Halluzinationen der Mutter verorten müssen, die neben den Hinrichtungen den anderen affektiven Pol des III. Bandes bilden. Hier sah sich Peter Weiss offensichtlich mit einem technischen Problem konfrontiert: Wie war die Erfahrung Osteuropas sowie der nationalsozialistischen Konzentrations- und dann Todeslager in eine Erzählung einzubetten, deren Verlaufskurve uns aus dem Berlin des Jahres 1937 nach Spanien und von dort nach Paris und Schweden führt, um dann wieder in Person der Agentin Bischoff ins Deutschland der Kriegszeit einzudringen, zur gleichen Zeit, da der Erzähler aus der Ferne die Hinrichtungen seiner alten Genossen in Plötzensee zusammenfügt. Die (relativ unbeholfene) Lösung liegt in der Flucht der Eltern aus der Tschechoslowakei in den ersten Kriegstagen: Sie können zunächst nur den Weg über Polen inmitten des Blitzkriegs nehmen, den Exodus der flüchtenden Bevölkerungen begleiten, einschließlich beachtlicher Gruppen polnischer Juden, und sich weiter am bedeutenden Eisenbahnkreuz von Oswiecim (Auschwitz) vorbei bewegen, auf einem riesigen Umweg durch Weißrussland und Litauen, bis sie endlich nach Riga, ins schwedische Konsulat und in Sicherheit gelangen. Sogar diese mühsame Reise jedoch wird unterbrochen, als die Mutter, getrennt von ihrem Gatten, sich selbst als jüdisch identifiziert und die Flüchtlinge auf ihrem Weg begleitet, wobei sie sich mit ihnen in einem Akt weltloser Solidarität verbindet:

Meine Mutter spürte die dichte Wärme, sie gehörte zu diesen schwitzenden Leibern, sie ergriff eine der heißen Hände, umschloss deren Finger, und wie die Hände sich aneinander klammerten, so drückte ihr Gesicht sich an eine feuchte Wange. Arme, Brüste, Hüften, struppige Bärte, ein Gemenge aus Gliedern, pochende Herzen, rauschende Atemzüge, und dass sie mitten unter ihnen war, verließ ihr Kraft. Die faulige Ausdünstung war für sie wie ein Blüten, tief sog sie den Geruch ein, sie lebte in diesem Organismus, nie würde sie hinaus wollen aus dieser Geschlossenheit, eine Trennung wäre ihr Verderben, ihr Untergang. (III, 12)

Und so geschieht es auch: Ihre Rettung stößt sie in einen psychischen Rückzug und in ein Schweigen, aus dem sie nie wieder auftaucht (sie bricht es nur noch einmal, als ihr die ersten Gerüchte von den wirklichen Todeslagern zu Ohren kommen; vgl. III, 134/129). Thematisch steht diese Solidarität in dialektischem Gegensatz zu den paranoiden Fantasien des Vaters über die ›Maschine‹ und besonders über die universelle Kriegsmaschinerie: Es ist ein Gegensatz, der das Bild der Todeslager

in seinen zwei Dimensionen auslotet, der funktionalen Organisation der Logistik à la Eichmann und dem Leiden der Opfer. Doch zwei andere Gesichtspunkte im Schicksal der Mutter scheinen noch bedeutsamer. Zum einen schlagen ihre Sympathie und Solidarität fehl, ähnlich wie Heilmanns unmöglicher Versuch, an der Stelle seiner Geliebten zu sehen und zu fühlen: Laut Boye, die ihr in ihren letzten Monaten nahe kommt, ist die Mutter »über die Grenzen unsres Vorstellungsvermögens hinausgetreten« (III, 25). Als sie zum letzten Mal spricht, erzählt sie vom Grab, in dem sie mit den immer noch warmen und zuckenden Körpern der Toten und Sterbenden lag (vgl. III, 128/124); doch ihre unausgesprochenen und unaussprechlichen Halluzinationen zeigen, dass sogar eine so unbedingte Solidarität wie diese dem Absoluten des physischen Leidens anderer nicht gerecht werden kann. Es handelt sich hier jedoch, zumindest für mich, nicht um das Portrait eines Traumas, selbst wenn der Erzähler die Mutter mit Dürers großartigem Bild der Melancholia assoziiert, des in Schweigen und Untätigkeit erstarrten Engels, unfähig, etwas zu tun oder hervorzubringen (vgl. III, 136f/132).

Es ist fraglos diese Assoziation, die Hodann veranlasst, den anderen Weg künstlerischen Ausdrucks vorzuschlagen: Dies ist einer der Momente, in dem die Berufung des Erzählers zum Vorschein kommt, in der Form jenes Konditionals, das die letzten Seiten des Romans beherrschen wird (»Einmal würde sich beschreiben lassen, was meiner Mutter widerfahren war«; III, 139/135). Denn auf dieser Ebene sprachlicher Wiedererschaffung ist das wirkliche Problem des Traumas (oder dessen, was Shoshana Felman ›Zeugnis‹ nennen würde) zu verorten: Es zeigt sich weniger im Versagen bloßer Vorstellung als in dem der Sprache und besteht nicht so sehr darin, das Vergangene wieder zu erleben, sondern darin, etwas damit anzufangen:

Unser Unvermögen, meiner Mutter zu folgen, war nicht durch Metaphysisches, Mystisches bedingt gewesen, wir besaßen für das, was das Offenkundige überstieg, nur noch keine Register, unsre Hilflosigkeit war eine vorläufige, hatte unsre Entwicklung doch gezeigt, dass sich aus Ahnungen erst, aus tastenden Untersuchungen, konkrete Urteile herausbilden ließen. [...] Ich hatte gedacht, das, was jetzt auf uns zukam, lasse sich nur noch mit einer neuen Sprache ausdrücken. Hodann aber hatte entgegen, es könne für unsre Zwecke nie eine andre Sprache geben als die, die allen bekannt war, und dass das Darzustellende, um es verständlich zu machen, gerade mit den alten abgenutzten Worten überbracht werden müsse. (III, 139f/135)

VIII.

Und so kommen wir zum letzten, dem wichtigsten und zentralen Thema: der Pädagogik. Tatsächlich waren wir schon bei diesem Thema, als ich von der ›narrativen Auflösung des Traumas‹ gesprochen habe. Wenn nämlich die neue kulturelle Revolution, die neue proletarische Pädagogik, wie der Roman sie beschreiben und verkörpern will, eine ästhetische Erziehung ist, dann ist sie auch in hohem Maße ein Beseitigen von Subalternität und ein Überwinden des Traumas der historischen Niederlage, der Klassenherrschaft, der entfremdeten Arbeit und der lähmenden Demütigung der Unwissenheit. Die großen Werke – jene ›Monumente radikaler Momente‹ –

sind zweifellos Denkmäler der Qual und des Leidens: das Abschlachten der Titanen auf dem Pergamon-Fries, der Hunger, das Siechtum und der Kannibalismus der Überlebenden auf Géricaults Floß, die stummen Schreie von Guernica zusammen mit den tagtäglichen Ängsten der Figuren von Kafka. Die Frage ist aber: Wie aus solch endlosen Schreckensbildern Kraft schöpfen? Wie durch das Schauspiel dieses Totenhauses, dieses ›Altraums der Geschichte‹, Praxis und Produktion voranbringen?

Die berühmte Eröffnungssequenz über den Pergamon-Altar bleibt die umfassendste Äußerung dieser Ästhetik, die wir fürs erste verkürzt als eine ›kritische Methode‹ kennzeichnen können, ergänzt durch weitere Betrachtungen auf den nachfolgenden Seiten – über Picasso, aber auch über Menzel und Koehler – und durch die ebenso monumentalen Ausführungen zu Géricault im zweiten Band (wobei bemerkenswerterweise der dritte Band keine dieser ästhetischen Führungen oder Lektüren enthält).

Die Vielfalt der Themen und Exkurse in Zusammenhang mit dem Pergamon-Fries machen deutlich, dass jeder einfache Gegensatz von Form und Inhalt einer weitaus komplexeren Bewegung vielfältiger Umkehrungen und Umstellungen weichen muss. So beginnen in der langsamen Agonie der Spanischen Republik Hodann und der Erzähler inmitten der Orangenhaine Valencias ein Gespräch »über Geschehnisse, die ein paar Jahrtausende früher über diese Küste hingegangen waren« (I, 321). Man entdeckt nun, dass die klassische Welt des Pergamon-Altars hier ihren Vorposten hatte, und die im Bürgerkrieg kulminierende Geschichte der spanischen Bauern und ihrer Arbeit enthüllt ihre uralten Kontinuitäten mit dem auf den Anfangsseiten betrachteten Kunstwerk. Es bedarf nur einer Emphase der Gewalt und des Todes, der gescheiterten Anstrengung von tausend sterblichen Generationen, ihr Elend zu überwinden, um diese Auffassung von Geschichte vor den idealistischen Illusionen zu bewahren, die in den Thesen über zeitübergreifende kulturelle Kontinuitäten fast immer zum Ausdruck kommen oder impliziert sind. Bestärkt wird dieser Materialismus aber auch durch die scharfe Bewusstseinsveränderung, die eine solche Sicht bewirkt: Wir verbinden den spanischen Bürgerkrieg normalerweise nicht mit der klassischen Antike, und, was noch schwerer wiegt, wir betrachten die Geschichte der unterdrückten Klassen oftmals nicht als Kontinuität; diese erscheinen immer auf Seiten der ›Kultur‹, das heißt in der Lebensweise der herrschenden Klassen. Die Umkehrung dieser ideologischen Prioritäten führt also nicht notwendig zu einer Wiederbelebung idealistischer Geschichtsauffassungen, werden doch gerade deren Kategorien und Stereotype einem materialistischen Schock ausgesetzt. Walter Benjamin empfiehlt ein doppeltes Vorgehen: »Für den materialistischen Dialektiker ist die Diskontinuität die regulative Idee der Tradition von den herrschenden Klassen (also in erster Linie von der Bourgeoisie), die Kontinuität die regulative Idee der Tradition von den Unterdrückten (also in erster Linie vom Proletariat).« (*Passagen-Werk*, GS V, 459f) Auf die Gestalt des Herakles, dessen mythische Reisen eine andere Art von Verbindung zwischen den östlichen und westlichen Küsten des Mittelmeers herstellen, gehen wir gleich noch ein. In der Tat ist es eben diese Idee der methodologischen Umkehrung, die uns den Schlüssel für viele verblüffende

Drehungen und Wendungen in Peter Weiss' ästhetischen Analysen liefert. Es sollte angesichts der Agon-Struktur seines dialektischen Denkens auch nicht überraschen, wie die einführende Betrachtung einer ästhetischen Position plötzlich und ohne Vorwarnung einen oft unvorhersehbaren Gegensatz zeitigt.

Die ersten Züge sind allerdings ziemlich logisch: Der blutige Triumph der Olympier über die Giganten ist eine Siegesfeier und eine Warnung; in ihm drückt sich die Macht der Attaliden-Dynastie aus, die den Fries in Auftrag gegeben hat. Und wie diese Übersetzung menschlicher in göttliche Herrscher Geschichte auslöscht in einer Vision der reinen Ewigkeit von Macht, so müssen die Bildhauer den Fries zu einem übermenschlichen Artefakt machen, aus dem alle Spuren seiner Produktion getilgt sind: noch stilistische Perfektion dient hier der Ideologie der Herren. Wenden wir uns in dieser Weise der Produktion des Werks zu, dann werden wir daran erinnert, dass sich auch der Klassenkampf hier identifizieren lässt, nämlich im Ziehen und Schleppen der einfachen Arbeiter unter Anleitung der Baumeister und Bildhauer. Auch ist die mahnende Wirkung des Frieses keine rein ›historische‹, von der heutige Betrachter im Namen rein ästhetischer Rezeption absehen können:

Wir hörten die Hiebe der Knüppel, die schrillenden Pfeifen, das Stöhnen, das Plätschern des Bluts. Wir blickten in eine Vorzeit zurück, und einen Augenblick lang füllte sich auch die Perspektive des Kommenden mit einem Massaker, das sich vom Gedanken an Befreiung nicht durchdringen ließ. (I, 14)

Diese Reaktivierung historischer Erinnerung eröffnet nun einen allgemeineren Zugang zum Zeitalter Alexanders des Großen, insbesondere zu Pergamons eigener, fehlgeschlagener Revolution, dem Aufstand des Aristonikos (vgl. I, 43ff), und weiter, ironischerweise, bis ins 19. Jahrhundert, mit den ideologischen Motiven des soeben vereinigten Deutschen Reiches, den ausgegrabenen Altar zu ›kaufen‹ und nach Berlin zu bringen (vgl. I, 51ff). Diese scheinbar nebensächlichen historischen Fußnoten sind nicht nur ein wesentlicher Bestandteil unserer Reinterpretationen:

Und nach längerem Schweigen sagte Heilmann, daß Werke wie jene, die aus Pergamon stammen, immer wieder neu ausgelegt werden müßten, bis eine Umkehrung gewonnen wäre und die Erdgeborenen aus Finsternis und Sklaverei erwachten und sich in ihrem wahren Aussehen zeigten. (I, 53)

Darüber hinaus, denke ich, müssen wir daraus den Schluss ziehen, dass in solchen Analysen ›von unten‹ die Spaltung von Form und Inhalt, Innerem und Äußerem, dem Ästhetischen und seinem Kontext gar nicht zum Tragen kommt. Sie existiert nur für den bürgerlichen Betrachter oder Leser, ist aber auch hier bestenfalls zu bekämpfen und zu überwinden. Die Struktur bürgerlichen Alltagslebens und bürgerlicher Subjektivität, die kollektive Arbeitsteilung und die Privilegien der Macht befestigen stillschweigend diese Struktur, die die gesellschaftliche Einheit des Kunstwerks aus der Betrachtung ausschließt – in der Weise, dass sie nicht mehr wahrgenommen und gedacht werden kann, den bürgerlichen Sicht- oder Rezeptionsweisen und erst recht der Analyse entgeht. Eine wirkliche ›Ästhetik‹ des Widerstands wird daher nicht versuchen, die bürgerliche Ästhetik zu ›korrigieren‹ oder ihre Probleme und Antinomien zu lösen: Sie wird nach jener anderen gesellschaftlichen Position suchen,

für die diese Probleme nicht im Vordergrund stehen. Die Probleme dieser anderen, proletarischen ästhetischen Erziehung sind von anderer Art. Es sind nicht die philosophischen oder begrifflichen Antinomien von Form und Inhalt, sondern die der Subalternität: die Erschöpfung nach Feierabend, der mangelnde Zugang zu Wissen und Information, die Ablehnung der Ästhetik als Klassenprivileg und schließlich die Unterentwicklung des eigensinnigen Willens, die Errungenschaften der herrschenden Klasse ästhetisch, wissenschaftlich und technisch anzueignen zum Aufbau einer neuen Gesellschaftsordnung. Zum jetzigen Zeitpunkt kann man vielleicht sagen, dass schon die Existenz des Projekts einer proletarischen ästhetischen Erziehung ein Zeichen dafür ist, dass dieser Wille vorhanden ist.

Dies heißt auch, dass vom Standpunkt des Leidens und der Niederlage ästhetische Erfahrung nicht entwertet, sondern fähig wird, sich mit einer neuartigen, transzendenten wie immanenten Einheit herauszubilden: Das Problem des Leidens fügt der rein formalen Seite der Kunst – dem Dilemma der Darstellung und der Zeichensysteme, das dieser letzten, stummen und unausdrückbaren Erfahrung ansonsten so widerstrebt – ein Moment der Dringlichkeit hinzu. Indem die Natur der Klassenordnung die Solidarität zwischen der ›äußeren‹ Situation der Klassen im historischen Kontext und der ›inneren‹, im Kunstwerk implizierten Arbeit enthüllt, verflüchtigen sich die alten (bürgerlichen) Probleme der Literaturkritik, die endlos und unproduktiv um den entscheidenden Punkt eines ›Spezifischen‹, um das eigentümlich ›Dichterische‹ oder ›Literarische‹ des ästhetischen Gegenstands kreisen. Das schriftstellerische Engagement für das Leiden lässt sich damit nicht als morbide Faszination begreifen, die diesem Vergangenen und Toten ein Denkmal setzen will; es will eine historische Perspektive – die von Unterordnung und Widerstand – offen halten, durch welche Praxis als solche möglich wird. Gegenwärtige Diskussionen über Trauer und Melancholie, die an der Lähmung durch Stummheit und Untätigkeit (wie bei der Mutter des Erzählers) ansetzen, gelangen nur mehr oder minder zu einem gewissen Verständnis, wie solch eine Erfahrung (politisch gesprochen ›die Erfahrung der Niederlage‹) zur kraftgebenden Voraussetzung des Handelns werden kann. Letzten Endes, und um den Einwand zurückzugeben, lässt sich der Roman von Peter Weiss nur in dieser Perspektive adäquat lesen und begreifen.

Es bleibt wenig Zeit, um die anderen ästhetischen Darlegungen auf die Probe zu stellen, die dieser Roman enthält: Man möchte die außerordentliche Konzentration hervorheben, die Géricaults *Floß der Medusa* wieder an den Platz rückt, der ihm zukommt, zwischen Dante und der Isenheimer *Kreuzigung*, indem sie einen Moment wirklicher Subalternität in der französischen Kolonialpolitik – das Reiseziel in Afrika ist ein Brocken, den die Engländer den Verlierern von Waterloo zuwerfen – auf die lächerlichen und unnötigen Umstände zurückführt, die zu der Katastrophe führten (vgl. II, 7ff). In *Guernica* hingegen ist es die bizarre Gegenwart des geflügelten Pegasus in Picassos ersten Skizzen, die uns gestattet, das utopische Moment dieses trostlos archetypischen Werks wiederzufinden (vgl. I, 332ff). Die Gegenüberstellung von Menzels großen Fabrikgemälden und Koehlers *Der Streik* (1868 – der erste Sozialistische Realismus Nordamerikas!) erlaubt dem Leser, die unvermeidlichen

Verbindungen zwischen der Klassenposition, die der Künstler zwangsläufig innehat, und seinen darstellerischen Fähigkeiten auszumachen (vgl. I, 352ff). Die Lektüre von Kafkas *Schloß* als proletarischer Roman (vgl. I, 179) schließlich weist die kanonisierten Stereotypen zurück und bietet einen neuen Zugang zu diesem alpträumhaften magischen Realismus, dessen gestische Fremdheit aus der Lähmung einer entmächtigten und subalternen Bevölkerung resultiert.

Bleibt die Frage nach der Gestalt des Herakles, einem Leitmotiv, das sich von der Abwesenheit dieser legendären Gestalt auf den Pergamon-Fragmenten bis zu seinem Wiederauftauchen auf den letzten Seiten durch den ganzen Roman zieht. Herakles soll, wie ich meine, eine heroische Versuchung durch das Symbolische oder das Mythische verkörpern: den Heros, das ›weltgeschichtliche Individuum‹, dem es bestimmt ist, die Hoffnungen eines ganzen Volkes zu erfüllen. Keine der realhistorischen Gestalten ist in diesem Sinne ein Held (auch wenn die Endphase von Lenins letzter Krankheit als »Nessus« bezeichnet wird). Verkörpert Herakles also die unerlaubte Sehnsucht nach positiven Helden, oder, schlimmer noch, nach charismatischen Führern? Steht er nicht auch für das alte Dilemma der führenden Rolle einer herrschenden Klasse in politischen Bewegungen der Unterklassen? Auf dem Fries selbst befindet sich jedenfalls sein leerer Platz bei den Olympiern und nicht bei den Titanen, während Heilmann in einer außerordentlich gewundenen Spekulation die mythischen Arbeiten als verdeckte Form von Widerstand und Ermutigung der unteren Klassen zu lesen versucht (vgl. I, 22ff). Ich denke, wir müssen Herakles als ein allegorisches, nicht als symbolisches Motiv betrachten: als Platzhalter für Probleme der Darstellung, nicht als Inschrift eines ideologischen Gehalts. Klaus Scherpe hat diese Funktion ausgezeichnet charakterisiert:

Auf den erhaltenen Fragmenten des Frieses fehlt sein bedeutendstes Symbol: die Löwentatze des Herakles, – gemäß der Symbolik des Romans, der letzte und umfassendste Akt der Befreiung der Unterdrückten. Die letzten Sätze des Romans können nicht im historischen Indikativ stehen. [...] Peter Weiss *Ästhetik des Widerstands* soll ein Hinweis darauf, ein Zeichen dafür sein, daß dieses historische Werk der Befreiung noch nicht Geschichte geworden ist. Die Leerstelle auf dem Fries, an der Stelle, wo die Löwentatze des Herakles zu hängen hätte, bezeichnet genau etwas Abwesendes, Unrealisiertes. Literatur kann und sollte diese Stelle nicht kompensatorisch füllen, sondern vielmehr ihre Umrisse scharf und deutlich sichtbar wiedergeben. (Scherpe 1983, 105)

Ein letzter bürgerlicher Gegensatz wird von der Perspektive der *Ästhetik des Widerstands* verschoben und aufgehoben: der von Kritiker und Schriftsteller. Denn die ästhetische Erziehung des Erzählers, die pädagogische Einübung in der Aneignung einer anderen Klassenkultur, ist auch die Vorbereitung auf seine Berufung als Schriftsteller, der die Geschichte nicht nur bezeugt, sondern in sie eingreift. Das Zirkuläre in solchen Erzählformen – dem Bildungsroman, der mit seiner eigenen Produktion endet – ist uns vertraut, der Abschluss der vorliegenden Version im Konditional ist es nicht. Das antizipierte Scheitern der Nachkriegshoffnungen – der Kalte Krieg, die verlorene Einheit mit dem Wiederaufleben der sozialistisch-kommunistischen Spaltung, die Stalinisierung des Ostens – verliert seinen feststehenden Charakter durch ein Tempus, das ihm das rein Empirische nimmt und darin gewissermaßen

ein futurisches Perfekt aufscheinen lässt. Faktenbezogene Geschichte, scheinbar unerschütterlich wie das Sein, verwandelt sich hier – mit dem großartigen Begriff von Habermas – in ein unvollendetes Projekt. Was ein für alle Mal vorbei schien, erschließt sich einem neuen Beginn, einer weiteren Fortsetzung. Das dürfte die letztendliche und grundlegende Lehre aus dem Roman von Peter Weiss sein: Er lehrt uns den produktiven Gebrauch einer Vergangenheit und einer Geschichte, die nicht nur dargestellt oder erinnert, sondern durch eine neue Zukunft unserer Gegenwart wiederangeeignet wird:

Immer wieder, wenn ich versuchen würde, etwas von der Zeit, die im Mai Fünfundvierzig beendet wurde, zu schildern, würden sich mir die Folgen aufdrängen. Über die Erfahrungen, die durchtränkt waren von Tod, würde sich die grell kolorierte, längst wieder von Folter, Brandschatzung und Mord gefüllte Zukunft legen. Immer wieder würde es sein, als sollten alle frühern Hoffnungen zunichte gemacht werden von den später verlorengegangnen Vorsätzen. Und wenn es auch nicht so werden würde, wie wir es erhofft hatten, so änderte dies doch an den Hoffnungen nichts. Die Hoffnungen würden bleiben. Die Utopie würde notwendig sein. Auch später würden die Hoffnungen unzählige Male aufflammen, vom überlegnen Feind erstickt und wieder neu erweckt werden. Und der Bereich der Hoffnungen würde größer werden, als er es zu unsrer Zeit war, er würde sich über alle Kontinente erstrecken. Das ineinander verbißne Getümmel würde nicht erlahmen. Wie das Vergangne unabänderlich war, würden die Hoffnungen unabänderlich bleiben, und sie, die einmal, als wir jung waren, solch glühende Hoffnungen gehegt hatten, würden sich, indem wir diese wieder wachriefen, damit ehren lassen. (III, 274f/265)

(Eine gekürzte Fassung dieses Textes erschien in der Übersetzung von Thomas Laugstien und Matthias Oberg in *Eingreifendes Denken. Wolfgang Fritz Haug zum 65. Geburtstag*, hgg. v. Christoph Kniest, Susanne Lettow, Teresa Orozco, Münster 2001, 38-71; die vorliegende Version wurde ergänzt und teilweise nachübersetzt von Peter Jehle, Tilman Reitz und Peter Wagenknecht.)

Literatur

- Adorno, Theodor W., *Ästhetische Theorie*, Frankfurt/M 1970
- Anderson, Perry, »Modernity and Revolution«, in: *New Left Review* 144, 1984, 96-113
- Benjamin, Walter, »Über den Begriff der Geschichte« (1938), in: *Gesammelte Schriften*, Bd. 1.2, 691-704, Frankfurt/M 1982 (zit. GS)
- ders., *Das Passagen-Werk*, Gesammelte Schriften, Bd. 5, Frankfurt/M 1982 (zit. GS)
- Chruschtschow, Nikita, *Chruschtschow erinnert sich*, Hamburg 1971
- Cohen, Robert, *Understanding Peter Weiss*, South Carolina 1993
- ders., »The Political Aesthetics of Holocaust Literature«, in: *History and Memory*, X, 2/1998, 43-67
- Deleuze, Gilles, *Cinéma II, L'Image-temps*, Paris 1948
- Felman, Shoshana, u. Dori Laub, *Testimony. Crises of Witnessing in Literature, Psychoanalysis, and History*, London 1992

- Haiduk, Manfred, »Nachwort«, in: Peter Weiss, *Die Ästhetik des Widerstands*, Bd. 3, 3. Aufl., Berlin/DDR 1983, 278-88
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Phänomenologie des Geistes*, hgg. v. Eva Moldenhauer u. K.M. Michel, Frankfurt/M 1986 (zit. PhG)
- Jameson, Fredric, *Postmodernism or The Cultural Logic of Late Capitalism*, London 1991
- ders., *The Cultural Turn*, London 1998
- LaCapra, Dominic, *History and Memory After Auschwitz*, Cornell 1988
- Moretti, Franco, *Segni e stili del moderno*, Turin 1987
- Sartre, Jean-Paul, *Qu'est-ce que la littérature?*, Paris 1948
- Scherpe, Klaus R., »Reading the Aesthetics of Resistance. Ten Working Theses«, in: *New German Critique* 30, 1983, 97-105
- Solschenizyn, Alexander, *Der erste Kreis der Hölle*, Frankfurt/M 1968
- Young, James E., *Writing and Rewriting the Holocaust. Narrative and the Consequences of Interpretation*, Bloomington/Indianapolis 1988

Weitere Beiträge zum Thema

In der Zeitschrift

- Bengtsson, Jan Christer, »Die ›Ästhetik des Widerstands‹ in der schwedischen, der westdeutschen und der DDR-Fassung«, in: *Das Argument* 171 (1988)
- Kiesel, Helmuth, »Ästhetik des Widerstands vs. Ästhetisierung des Schreckens. Eine Anmerkung zu Karl Heinz Bohrsers Verwischung der Differenz zwischen Peter Weiss und Ernst Jünger«, in: *Das Argument* 171 (1988)
- Fried, Erich, »Persönliche Erinnerungen an Peter Weiss«, in: *Das Argument* 134 (1982)
- Haug, Wolfgang Fritz, »Zum Tode von Peter Weiss«, in: *Das Argument* 134 (1982)
- Weiss, Peter, »Die Möglichkeit (die Annahme) der Wahrheit entsteht aus Zweifeln und Widerprüchen«, in: *Das Argument* 134 (1982)

Bei Argument

- Cohen, Robert, *Peter Weiss – Biobibliographie zur Ästhetik des Widerstands*, Hamburg 1989
- Götze, Karl-Heinz, u. Klaus R. Scherpe (Hg.), *Die »Ästhetik des Widerstands« lesen: über Peter Weiss*, AS 75, Berlin 1982
- Haug, Frigga, *Erinnerungsarbeit*, Hamburg 2001
- dies., *Vorlesungen zur Einführung in die Erinnerungsarbeit*, Hamburg 1999
- Haug, Wolfgang Fritz, »Notizen über ›Peter Weiss und die Linie Gramsci-Luxemburg‹ in einer ›Epoche der Ambivalenz‹«, in: *Die Linie Luxemburg – Gramsci*, AS 159, Hamburg/Berlin 1989
- Honold, Alexander, u. Ulrich Schreiber (Hg.), *Die Bilderwelten des Peter Weiss*, AS 227, Hamburg 1995
- Jochem, Klaus, *Widerstand und Ästhetik bei Peter Weiss. Zur Kunstkonzeption und Geschichtsdarstellung in der »Ästhetik des Widerstands«*, Argument-SH 60, Berlin 1984
- Kessler, Achim, *Schafft mir die Einheit! Die Figurenkonstellation in der »Ästhetik des Widerstands« von Peter Weiss*, Ed. Philosophie u. Sozialwissenschaften 44, Berlin 1997

Roger I. Simon

Beharrlichkeit des Vergangenen

Pädagogik und öffentliches Erinnern

13. Juli 1944. Sore Voloshin nähert sich der ›Maline‹, dem Versteck, in dem die Familien Voloshin und Rudashevski sich nach der Liquidation des Vilnaer Ghettos für mehrere Monate verborgen hielten. Sore war mit den jüdischen Partisanen zusammen, seit sie im Oktober 1943 der Ermordung durch die Deutschen entkam – und jetzt, mit der Befreiung der Stadt durch die sowjetische Armee, ist sie nach Vilna zurückgekehrt. Sie schreibt:

Mit zögernden Schritten steige ich die Treppen hoch und erreiche unser Zimmer. Mir stockt der Atem. Ich blicke die vier leeren Wände an und gehe umgehend auf den Dachboden. [...] Ich erreiche unsere Maline. Ein Schauer durchfährt mich [...], denn hier hat meine ganze Familie während der großen Liquidation des Ghettos gelebt und von hier aus kamen alle nach Ponar [...]. In einer Ecke liegt ein mit Dreck bedecktes Notizbuch, [...]. Es sind die Notizen meines Freundes Yitskhok – das Tagebuch des Ghettos [...]. Ich begann, Staub und Sand von jeder einzelnen Seite zu wischen. Nachdem ich sie gesäubert hatte, begann ich mit angehaltenem Atem zu lesen. Seite für Seite sah ich vor mir, was uns widerfahren war, alles was sich ereignet hatte und das unendliche Leid [...]. Ich kann nicht mehr denken. Ich sehe nur noch [...] eine Ecke auf dem Dachboden, wo er saß und ein Buch las, still und leise, nur sporadisch sprechend. Nun bleibt nur noch sein Tagebuch, das uns soviel von seinen Eindrücken erzählt, über das, was mit ihm geschah, und all seine Erfahrungen. (zit. n.: Rudashevski 1973, 147-49)

Die deutsche Armee besetzte Vilna (Vilnius) am 4. Juni 1941. Zu dieser Zeit lebten nahezu 70000 Juden in der Stadt. Im Juli und August wurden etwa 30000 Juden ermordet, die meisten wurden auf den Feldern bei Ponar von Deutschen oder ihren litauischen Helfershelfern erschossen. Am 6. September 1941 wurden die Vilnaer Juden in ein Ghetto getrieben. »Massenaktionen« gegen Juden dauerten bis Ende Dezember 1941 an. Bis zu diesem Zeitpunkt waren erneut 20000 Juden ermordet worden. Während der ersten Monate im Jahr 1942 war die Situation für die noch verbleibende Ghettobevölkerung relativ stabil. Die meisten arbeiteten in Fabriken für den deutschen Kriegsbedarf. Während dieser Monate reorganisierte sich die jüdische Bevölkerung – unter unbeschreiblichen Bedingungen und einer permanenten Bedrohung der individuellen Liquidation oder Massenvernichtung – in eine komplexe und facettenreiche Gemeinschaft.

Yitskhok Rudashevski, zum Zeitpunkt des Einmarsches der Deutschen in Vilna 14 Jahre alt, führte während seiner Einkerkung ein Tagebuch über das Ghetto. Die verstreuten Seiten wurden von Sore Voloshin gefunden, der Text überlebte als Rudashevskis Zeugnis vom Leben in Vilna unter dem Joch der Nazis. Im Herbst 1942 schrieb er über seine Beteiligung an einem gemeinsamen Versuch, die Geschichte des Ghettos in einer Chronik aufzuzeichnen:

Donnerstag, der 5. (Nov. 42) – Heute sind wir mit dem Fragebogen wieder [zu einem Wohnblock] gegangen, um das Ghetto zu untersuchen. Wir fanden keine positive Resonanz. Und ich muss traurigerweise zugeben, dass sie Recht hatten. Uns wurde vorgeworfen, so rational zu sein. »Ihr dürft nicht in den Wunden anderer Leute stochern, unsere Lebensumstände sprechen für sich.« Sie hatten Recht, aber ich liege auch nicht falsch, denn ich finde, dass alles festgehalten und niedergeschrieben werden sollte, sogar die mörderischste Geschichte, weil *alles berücksichtigt werden wird*. (Ebd., 84, Hv. RS)

Rudashevski prophezeit, dass allem Rechnung getragen wird, er erwartet es, er nimmt es vorweg. Wir vermuten, dass er es gefordert hätte. Sein Tagebuch richtet sich an zwei Adressaten, so wie viele andere jüdische Tagebücher während der Unterjochung durch die Nazis: In einem »Akt der Verantwortlichkeit, der den Tagebuchschreiber und das Tagebuch in Beziehung zur Gemeinschaft [...] und ihr Verschwinden setzt« (Patterson 1999, 23), richtet es sich an diejenigen, denen gegenüber er rechenschaftspflichtig ist – die Juden aus dem Vilnaer Ghetto, von denen die überwiegende Mehrheit vor Kriegsende ermordet wurde. Aber es ist ebenso an diejenigen gerichtet, die noch kommen werden, an die, die jetzt erst geboren sind, denn gerade von ihnen wird erwartet, dass sie es willkommen heißen. In diesem Sinn hat Rudashevski in eine Zukunft hineingeschrieben, die wir wenn nicht gemeinsam, so doch jeder einzeln gestalten. Was angekommen ist, ist nicht nur sein Bericht, sondern seine Erwartung, seine Beharrlichkeit, seine Forderung, dass jetzt in dieser Zeit Gleichgültigkeit nicht in Frage kommt. Aber die Ankunft ist bedrückend und unangenehm. Eine Antwort wird erwartet, allem soll Rechnung getragen werden. Aber wie soll das getan werden? Von wem wird es gefordert? Und für wie lang muss dies die Aufgabe bleiben?

Es sind diese Fragen, denen sich das *Testimony and Historical Memory Project* gewidmet hat. Unsere gegenwärtige Arbeit konzentriert sich auf zeitgenössische Fragen zum Erinnern an den Holocaust, und im Besonderen auf die Herausforderung, die Zeugnisse der Juden aus den Ghettos von Lodz und Vilna zu lesen, ihnen zuzuhören und auf sie zu antworten. Zentral für diese Arbeit sind die Lernmöglichkeiten, die einer kreativen Form kollektiver Forschung innewohnen, einer Form historiographischer Poesie, die für sich genommen eine Praxis des Erinnerns ist (vgl. Clamen/DiPalantonio/Simon 2002). Unsere Arbeit soll nicht im Einzelnen vorgestellt, sondern es soll einzig auf ihre breite pädagogische und ethische Konzeption hingewiesen werden, auf den theoretischen Rahmen unseres Zugangs, von dem wir glauben, dass er Allgemeingültigkeit hat – auf etwas, das wir die »Berührung der Vergangenheit« nennen (Simon 2000).

Nicht-Gleichgültigkeit lernen

Im Vordergrund unserer Arbeit steht die Verantwortung des historischen Erinnerns gegenüber dem Zeugnis derer, die Massengewalt ausgesetzt waren, besonders wenn diese Gewalt aufgrund einer Gruppenzugehörigkeit gemäß bestimmter gemeinsamer Merkmale begangen worden war. In Nordamerika werden wir zu Beginn des 21. Jahrhunderts mit Forderungen an ein solches Erinnern überschwemmt. Es gibt

eine Flut von Geschichten und Bildern, die kontinuierlich die Gewalt, die Unterdrückung und den Hass bezeugen, die so viel Leiden und Tod gebracht haben. Was soll mit all diesen Geschichten und Bildern geschehen?

Wenn die Berichte in Form von Büchern, Video- und Filmdokumentationen, Zeitungsberichten oder Webseiten erscheinen, ist eine häufige Reaktion: Was wird von mir, an die sich diese Geschichten richtet (virtuell jeder von uns), verlangt (vgl. Simon/Eppert 1997)? Der transitive Charakter der Texte und Bilder beinhaltet eine bestimmte Anrufung: Gefordert ist nicht nur das Aufnehmen, sondern eine Berücksichtigung der Geschichten, das praktische Durcharbeiten einer in sich logischen Verantwortlichkeit – eine Nicht-Gleichgültigkeit. Und so schwierig es für jeden von uns mit unseren gegebenen psychischen und sozialen Grenzen sein mag, für solche Forderungen empfänglich zu sein, gibt es doch verschiedene Möglichkeiten, die uns offen stehen: Gedenken (festhalten, was geschah, so dass es nicht vergessen wird), historische Forschung (verstehen, was geschah), Vergeltung (die Leute müssen für ihr Handeln zur Rechenschaft gezogen werden), Verzeihung bitten (Anerkennung der Komplizenschaft mit dem, was passierte), Entschädigung (soziale und materielle Wiederherstellung muss stattfinden), das »Nie wieder« (etwas ähnliches darf nie wieder geschehen) und Versöhnung (neue Möglichkeiten des Zusammenlebens müssen gefunden werden). Alle genannten Formen der Nicht-Gleichgültigkeit sind unverzichtbar, und alle werfen schwierige und grundlegende Fragen hinsichtlich der Möglichkeiten von Gerechtigkeit und einer wiedergewonnenen menschlichen Zukunft auf. Unsere Arbeit an der Universität Toronto gilt dem Erinnern einer weiteren Form – als einer zugleich ethischen und pädagogischen Praxis. Folglich lautet unsere übergreifende Frage: Welche Praktiken der Antwort auf den Anspruch der Zeugnisse ermöglichen eine Öffnung zum Lernen – nicht nur in Form einer Ansammlung bislang unbekannter Fakten und Geschichten, sondern auch als eine ›Öffnung‹ der Gegenwart, in der Identitäten und Identifikationen, Selbstverständnisse sowie schließlich unsere geschichtliche Verantwortlichkeit ver-rückt und überdacht werden? In anderen Worten, wie kann Erinnerung als eine Praxis begriffen werden, die Möglichkeiten neuer Geschichten und veränderte Subjektivitäten schafft (vgl. Frazier 1999)?

Unser Interesse gilt einer Praxis des Lernens, durch die man die fundamentale Form der Beziehung zu einer abwesenden Gegenwart entdecken könnte, die – vermittelt durchs Zeugnis – ankommt und von uns etwas erfragt und verlangt. Das Bemühen um diese Praxis ist die Bekräftigung dessen, was Derrida (1993) »mit den Geistern leben lernen« nennt. Die Konsequenz eines solchen Lernens erstreckt sich darauf, Vorstellungen von Gemeinschaft, Identität, Verkörperung und Beziehung neu zu erarbeiten. Dies wiederum erfordert eine revidierte Idee des Politischen, die die gewöhnlichen Fragen nach Macht ergänzt (wie wer für wen entscheidet, welche Privilegien, Gelegenheiten und Ressourcen in einem Gemeinwesen zugänglich sind oder zurückgehalten werden). Während wir diese Dimension des Politischen niemals außer Acht lassen, versuchen wir die Erkenntnis in den Vordergrund zu rücken, dass Erinnern als Lernfeld sowohl die ›Politik der Beziehungen‹ als auch

die Auffassung davon, was den Charakter des öffentlichen Lebens bestimmt, fundamental neu gestaltet. Es geht um ein risikobeladenes Lernen, das eine Verschiebung der Ich-Grenzen zu erreichen sucht, um Beziehungen mit Anderen außerhalb dieser notwendig gewaltvollen und verletzenden Grenzen aufzunehmen und die schwierige, mühsame Annäherung des Anderen (wie Derrida sagen würde) ›willkommen zu heißen«.

Die Berührung der Vergangenheit

Berührt zu sein durch die Erinnerung anderer ist auf den ersten Blick eine Floskel, die das affektive Moment betont. Sie zielt gemeinhin auf jene Gelegenheiten, bei denen man ›bewegt‹ ist, also mit einer Bandbreite psychischer Zustände auf die Geschichten Anderer reagiert: Trauer, Schock, Begeisterung, Stolz, Wut. Es geht hier offensichtlich um menschliche Verbundenheit; das Berührtsein wird oft allgemein als eine empathische Reaktion auf die Geschichten und Bilder der Notlagen Anderer charakterisiert. Aber es gibt weniger emotionsgeladene Möglichkeiten. Falls ›Berührtsein‹ die Fragmentierung und Isolation von Erfahrungen aufhebt, dann kann hierzu auch der Impuls der Geschichtsschreibung beitragen, Kausalität und Kontinuität innerhalb der historischen Erzählungen zu suchen. Weiterhin kann die Verbundenheit von Erfahrungen auch im Kontext von allegorischen oder symbolhaften Lektüren hergestellt werden, in denen ein Erfahrungszusammenhang als Repräsentation der Anderen verstanden wird. Edith Wyschogrod nimmt an, dass »Berührung [...] überhaupt keine Empfindung« ist; »tatsächlich ist es eine Metapher für die Auswirkung der Welt [...] als Ganzes auf die Subjektivität [...] [Z]u berühren ist, sich nicht im Gegensatz, sondern in Nähe zu dem Gegebenen zu verhalten« (zit. n. Jay 1994, 557). Die Nähe, auf die sie sich hier bezieht, ist kein räumlicher Begriff. Es ist ein ›Willkommenheißen‹, in dem man nicht nur emotional offen ist, sondern sein Selbst einer möglichen Ent-Koordinierung (*de-phasing*) aussetzt, indem man die kognitiven Bedingungen, unter denen man Verbindungen mit Anderen eingeht, erschüttern lässt und einer eingehenden Prüfung aussetzt. Berührt zu sein gebietet, die Geschichten Anderer ernst zu nehmen, als Gegenstand einer ›Beratung‹, und ist daher mehr, als bewegt oder in der Lage zu sein, die Geschichte Anderer in das etablierte Gerüst der Gemeinschaft zu integrieren, in dem man den ›Zugriff auf die Welt‹ (Vergangenheit und Gegenwart) ordnet.

In seinem Essay *Der Erzähler* sieht Walter Benjamin in einem Rat »minder eine Antwort auf eine Frage als einen Vorschlag, die Fortsetzung einer (eben sich abrollenden) Geschichte angehend« (1936/1977, 388). Um Rat zu suchen und zu empfangen, müsste man nach Benjamin erst in der Lage sein, diese sich entfaltende Geschichte erzählen zu können. Damit das Leben der Anderen wirklich etwas zählt – jenseits von dem, was sie an sofort notwendiger praktischer Solidarität verlangen – müssen sie als Rat verstanden werden, als Geschichten, die eine Ent-Koordinierung anstoßen, eine potenzielle Verschiebung unserer eigenen sich entfaltenden Geschichten, insbesondere derer, die nicht antizipiert wurden und nicht leicht akzeptiert werden.

Benjamin versuchte in seinem Essay, die Erosion des Austausches von Erfahrungen zu reflektieren. Für ihn wurde dieser durch die Entwicklung des Nachrichtenwesens ausgehöhlt, die massenhafte Verbreitung von Geschichten und Bildern, in denen Erfahrungen sich auf ein trügerisches Blendwerk von »Informationen« reduzierten. Es fehlte die »Weisheit« der Erfahrung, die Möglichkeit, dass das Erzählen einer Geschichte tatsächlich den Unterschied ausmachen würde für die eigene Geschichte, entweder durch Öffnung der eigenen Erzählung für Prüfung und Revision oder durch Beeinflussung des eigenen Handelns. Benjamin beurteilte die Unfähigkeit, derart die Geschichten Anderer »zu erfahren«, als eine historische, mit dem Aufstieg des Kapitalismus verknüpfte Konditionierung. Kapitalistische Beziehungen haben nicht nur eine Flut zeitgenössischer (Re-)Präsentationen mobilisiert und unterstützt, sondern auch eine Verengung dessen, was als die eigene Erfahrung zählt, mit dem Ergebnis, dass die elementaren sozialen Strukturen ebenfalls zunehmend eingengt werden. Aber das Versprechen einer »Beratung«, das Potenzial der Erfahrung, dass Andere uns »berühren«, ist viel zu wichtig für die Hoffnungen und Möglichkeiten einer menschlichen Zukunft, um sie einfach innerhalb der hegemonialen Vorbedingungen einer neoliberalen Logik aufzugeben. Falls es eine Zukunft geben sollte, muss im Zentrum unseres gegenwärtigen Interesses eine Offenheit für das stehen, was Homi Bhabha (1994) als eine »Übersetzung« von Kulturen und Geschichten bezeichnet.

Hiermit bin ich beim Kern meines Anliegens. Wie kann die Empfänglichkeit für die Verantwortlichkeiten eines öffentlichen Erinnerns als eine willkommene »Beratung« realisiert werden? Wie können die Zeugnisse der Anderen »ankommen«, etwas Anderes als ein Schauspiel von Leid sein, das mich emotional bewegt, aber nicht diejenigen Geschichten fundamental verändert, die meine sozialen Beziehungen und Verbindlichkeiten bestimmen? Ebenso wie erzählte Erinnerungen ein Zeichen zivilen Lebens sind, ist der begründete, autorisierte Charakter dieses Gemeinwesens ein Resultat davon, wie historische Erinnerungen die Verbindung zu denen konstruieren, die vor uns waren. Öffentliches Erinnern ist nicht einfach etwas, das zum Wissen über die Vergangenheit beiträgt und Gruppenzugehörigkeiten festigt. Vielmehr müssen Akte des Erinnerns transitiv werden, zu Handlungen, die »übergreifen« und Auswirkungen auf Andere haben. Sie unterbrechen die je eigene Selbstgenügsamkeit und fordern Aufmerksamkeit für ein Anderssein, das nicht zu einer Version unserer eigenen Geschichten reduziert werden kann.

Das ist der Grund, weshalb ich mich für die pädagogischen und politischen Implikationen von Aufmerksamkeit interessiere (Simon 1998). Welche Form der Aufmerksamkeit, welche Art und Weise der Empfänglichkeit könnte dazu beitragen, dass man die Erinnerungen Anderer als Beratung akzeptiert, dass »die Berührung der Vergangenheit« willkommen heißen würde? Ich möchte ein Beispiel dafür vorstellen, was es bedeuten kann, sich mit den Fragen der Aufmerksamkeit und ihren pädagogischen Konsequenzen zu befassen.

Zuhören als eine Form des Denkens

Gemeinschaften von Ureinwohnern haben in ganz Nordamerika durch schriftlich und mündlich überlieferte Zeugnisse versucht, zu einem Bewusstsein und Verständnis des Verhältnisses von Ureinwohnern und Siedlern beizutragen. Zentraler Aspekt dieser Geschichte war die von der Regierung initiierte Vertreibung indigener Menschen von einem Land, auf dem sie seit Jahrhunderten gelebt hatten. Eine hervorragende Chronik einer solchen gewaltsamen Enteignung und Vertreibung liefert Ila Bussidors *Night Spirits* (1997). Am 17. August 1956 wurden die Sayisi-Dene von ihrem Land im nordwestlichen Manitoba vertrieben und durch die kanadische Luftwaffe zu den unfruchtbaren Küsten der Hudson Bay bei Churchill gebracht. Bussidor schildert nicht nur, wie ihre Familie die Umsiedlung und ihre zerstörerischen Auswirkungen erlebte, sondern sie hat auch die Berichte von verschiedenen Sayisi-Dene exzerpiert, die Zeugen dieses Ereignisses und seiner tragischen, traumatischen Konsequenzen wurden. Charlie Kithithee, die an dem Tag, als die Luftwaffe die Leute umsiedelte, am Flughafen in Churchill arbeitete, berichtet:

Wir waren draußen und gingen unserer alltäglichen Arbeit nach, als das Flugzeug landete und die Leute auslud. Das Flugzeug war ein riesiges Luftfahrzeug mit einem runden Bauch. Es landete, und die Leute kamen heraus, einer nach dem anderen. Ich erinnere mich an weinende Kinder und an einige Hunde, die jaulten, um frei zu kommen. Schließlich war jedes Ding und jeder Mensch eingeladen, sie wurden auf einen großen Laster geladen und in die Stadt gefahren. Sie wurden alle zum Platz am Cape Merry gebracht. Sie wurden abgeladen, um dort, an den Küsten der Hudson Bay, für sich selbst zu sorgen. Der Winter brach gerade an. Einige der Leute bauten ihre Zelte auf, und andere errichteten behelfsmäßige Unterkünfte [...] Schon jetzt lag das Gefühl von Hoffnungslosigkeit in der Luft. Da war kein Gelächter, keine Freude, nur Totenstille [...] Nicht einmal die Hunde bewegten sich. Dieses Gefühl hing über den Leuten wie der Tod. (Zit. in Bussidor/Bigen-Reinart 1997, 48)

John Solomon beschreibt, was am 17. August 1956 passierte:

Das Flugzeug landete mit drei Weißen plus dem Piloten. Sie sagten, sie kämen, um die Leute fortzuschaffen. Die Leute antworteten nicht. Wir nahmen was immer wir konnten mit uns mit, ließen unsere Fallen, unsere Schlitten, Hütten hinter uns und stiegen in das Flugzeug. Als wir in Churchill ausstiegen, gab es dort keine Bäume. Der Wind blies den Sand auf alles. Wir wussten nicht, was wir als Nächstes tun sollten. Wir konnten hier überhaupt nichts tun. Wir konnten keine Fallen legen. Wir konnten keine Netze auswerfen. Es gab nichts zum Jagen. Wir waren in einer verzweifelten Lage. Wir hatten nichts, wovon wir leben konnten. (Zit. in: ebd., 46)

Solche Zeugenaussagen richten eine transaktive Aufforderung an das öffentliche Erinnern Kanadas, die die Möglichkeit birgt, die eigenen Geschichten der Nicht-Ureinwohner zu ver-rücken und hieraus vielleicht Bedingungen für eine neudefinierte Beziehung zwischen den indigenen Einwohnern und den Kanadiern zu gewinnen. Aber was könnte es bedeuten, solchen Zeugnissen zuzuhören, um sich für ihr radikales erzieherisches und politisches Potenzial zu öffnen? Was könnte es bedeuten, diesen Worten Aufmerksamkeit zu schenken, sie willkommen zu heißen und sich dadurch der ›Berührung der Vergangenheit‹ zu öffnen?

Während Berichte wie die von Solomon und Kithithee einfach und direkt erscheinen, können sie schwierige und ernste Forderungen an Leser stellen, die erkennen, dass sie aufgerufen werden, einem an sie gerichteten Zeugnis zuzuhören – einem ›Erzählen‹, einem ›Sprechen zu‹ von traumatischen Ereignissen, die immer über die gesprochenen Worte hinausgehen werden. Die unvermeidlichen Grenzen des Zeugnisablegens bedeuten, dass Schilderungen und Bilder historischer Traumata mit Abwesenheiten durchlöchert sind, die mit ihrem Schweigen zu Fragen auffordern. Was in einem solchen fragenden Zuhören gesucht wird, ist typischerweise nichts dem Text Innewohnendes, sondern eher etwas, das dem Text fehlt. Dies liegt nicht nur an dessen Unvollkommenheit, sondern an der eigenen Unzulänglichkeit – es handelt sich nicht unbedingt um höfliche Fragen. Tatsächlich mag es quälend für die Zeugen sein, diese Fragen ausgesprochen zu hören. Dennoch sind es solche Reaktionen seitens der Zuhörer, die zeigen, dass die gehörten Zeugnisse den wohlgeordneten Rahmen sprengen, der unsere alltägliche Vorstellung davon ausmacht, wie menschliche Beziehungen stattfinden. Folglich hat mehr als ein Leser von *Night Spirits* sich die folgenden Fragen gestellt (mindestens sich selbst): Wenn die Sayisi-Dene keine Informationen hatten, warum sie umziehen sollten; wenn die Ankunft des Flugzeuges Mitte August 1956 so unerwartet erfolgte; wenn sie nur so kurze Zeit hatten, um ihre Habseligkeiten einzusammeln (ein paar Stunden); wenn nur vier Weiße (der Indianerbeauftragte, zwei Beamte vom Amt für indianische Angelegenheiten, der Pilot) kamen, um die Umsiedlung zu initiieren; wenn keine Berichte darüber vorliegen, dass die Menschen bedroht wurden, falls sie Widerstand leisteten; warum haben sie das Flugzeug bestiegen? Warum haben sich die Leute nicht einfach geweigert, den Anweisungen der Regierungsbeamten zu folgen?

Nun können wir diese Fragen tatsächlich nicht nur als unhöflich oder grausam begreifen, sondern als gewalttätig und obszön. Diese Obszönität wurzelt in mindestens zwei Möglichkeiten. Vorausgesetzt, dass das Zeugnis von Massenleid und Unterdrückung als Gesprochenes oder Geschriebenes oft ein Versuch ist, sich selbst und seine Gemeinschaft von einer traumatischen Verwirrung zu heilen, verlangt es Leser und Zuhörer, die unterstützend, empathisch reagieren. Folglich kann es in einigen Fällen als eine Wiederkehr der psychischen Gewalt erfahren werden, zuzuhören und dann mit Fragen und kritischen Urteilen zu reagieren. Außerdem umfasst die Frage »Warum sind sie in das Flugzeug gestiegen?« die Anklage der Komplizenschaft durch Akzeptanz der Regierungsautorität, sie macht die Sayisi-Dene erneut zu Opfern und entlastet die Regierung von ihrer Verantwortung für die gewaltsame Umsiedlung und deren Konsequenzen. Tatsächlich ist wenig von dieser Form von ›Neugier‹ zu retten, wenn man nicht die Entstehung einer solchen Frage untersucht. Zwar kann man die pädagogische Position einnehmen, dass keine Frage unangemessen ist, und dass eine solche Frage ein lehrreiches Moment für die Ermittlung von Information sein kann, wenn man die lange Geschichte der britischen und kanadischen Staatsautorität betrachtet, die sich mit den Leben der Ureinwohner verflochten hat. Dennoch berührt die Ermittlung von Informationen selten den fruchtbaren Kern einer solchen Frage. Sie vermeidet nur kurzschlüssig die Problematisierung der eigenen Zuhörerposition.

Es ist vielmehr die Möglichkeit einer kritischen, verändernden Aufmerksamkeit, die den Zuhörern eine Chance bietet, ihre obszönen Fragen wiedergutzumachen. Sie setzt ein, wenn wir solche Fragen als symptomatisch für das »schwierige Wissen« (Britzman 1998) betrachten, das das Zeugnis der Sayisi-Dene beinhaltet – ein Wissen, das einen verstörenden Anspruch an seine nicht-indigenen Leser stellt und Selbstreflexion fordert, um empfänglich und verantwortlich für diesen Anspruch zu sein. Zeugnisse wie die von Solomon und Kithithee erlangen für diejenigen, die solche Erfahrungen unvorstellbar finden, oft eine surreale Qualität. In diesem Sinne führen sie zu Zweifeln: Wie kann es so sein? Wie konnte dies passieren? In Konfrontation mit Zeugnissen, deren Struktur die eigene Vorstellung, »wie Dinge passieren und was mit Dingen passiert«, aus den Angeln hebt, sucht man oft einen »Schattentext«, eine erklärende Sammlung von Vorschlägen, die den verlorenen Sinn eines Zeugenberichtes wiederherstellt (vgl. Simon/Armitage-Simon 1995).

Da man sich hierbei auf »selbstverständliches« Wissen stützt, werden Schattentexte überdies vielleicht nicht nur mit historischem Halbwissen, sondern auch auf der Grundlage von Fehlentwürfen, Fehlinformationen, Mythen, Projektionen und Vorurteilen geschrieben. Die Art und Weise, in der man seine Schattentexte konstruiert, bedeutet viel für den Umgang mit der Verpflichtung, die das Zeugnis beinhaltet. Es ist ein Versuch, zumindest eine partielle Erklärung oder Erkenntnis zu liefern, eine Basis zu schaffen, auf der die Erinnerung der Zeugnisse einen Anspruch erheben könnte. Wenn man jedoch offen ist für den transitiven Anspruch eines historischen Zeugnisses, muss man erkennen, dass oftmals »die Figuren, durch die wir die Ankunft solcher Zeugnisse erfahren, wahre Grenzüberschreiter sind, Ruhestörer, Blockadenkämpfer, die sich gegen das Wissen der »unaussprechlichen« Dinge auflehnen« (Des Pres 1976, 42f). Infolgedessen kann ein verantwortliches Hören der Sayisi-Dene-Zeugnisse erfordern, dass wir uns mit der Frage konfrontieren, wie wir die Erzählungen der kanadischen Ureinwohner-Geschichte hören, die das Leid von Vertreibung, Tod und Entwürdigung bezeugt. Das ist nicht nur eine Frage der individuellen Bereitschaft oder des Interesses, solche Berichte zu hören. Sicherlich lesen die meisten Leute Bussidors Buch, ohne den Verlust von Sicherheit ihrer sozialen Ordnung zu erleben, die ihren Alltag prägt. Vielleicht sind sie schockiert, vielleicht »weinen« sie (wie das eine Werbung für *Night Spirits* vorschlägt), und vielleicht verlangen sie, dass die Regierung für ihre Taten durch symbolischen und materiellen Ausgleich büßen soll. Aber es bleibt die Frage, wie wir Geschichten wie die von Solomon und Kithithee in eine verständliche Vergangenheit integrieren können, indem wir anerkennen, dass diesen Geschichten eine Beharrlichkeit innewohnt, die eine neue Sicht der Gegenwart verlangt. Aus diesem Grund enthalten symptomatisch obszöne Fragen im Hinblick auf die Zeugnisse ein großes pädagogisches Potenzial. Ein verantwortliches Zuhören erfordert die zweifache Aufmerksamkeit, jemandem zuzuhören und gleichzeitig die Fragen zu hören, die wir uns selbst stellen, wenn wir mit diesen Zeugnissen konfrontiert sind. Warum fragen wir derart? Warum müssen wir das wissen? Mit anderen Worten: Statt unsere Fragen direkt an Bussidor und ihr Volk zu richten oder einfach beiseite zu stellen, müssen wir unsere eigenen

Fragen hinterfragen – herausfinden, warum die Informationen und Erklärungen, die wir suchen, so wichtig und notwendig für uns sind. Die erste Konsequenz dieser reflexiven Wendung wäre vielleicht, unsere eigene Unerfahrenheit und historische Unwissenheit zu realisieren sowie unsere Unfähigkeit, Zeugnisse wie die vorgestellten zu hören. Sicherlich würde eine anfängliche Reaktion auf diese Unfähigkeit darin bestehen, mehr darüber zu lernen, was den Sayisi-Dene geschah. Außerdem würde eine weitere Erforschung des Verhältnisses Ureinwohner-Siedler hinzukommen und es wäre zu fragen, wie diese Geschichte mit jenem Vorfall und seinen Konsequenzen verflochten war. Die schlichte Anhäufung von Informationen wird jedoch nicht ausreichen, wenn man gefordert ist, auf die Kraft eines an uns gerichteten Zeugnisses zu reagieren, eine Kraft, die, wenn sie anerkannt wird, uns selbst hinterfragt. Infolge dessen müssten wir nicht nur unsere Unwissenheit angehen, sondern in erster Linie die Gründe für ihre Existenz. Entscheidend wäre hier die Erkenntnis, dass unsere Unzulänglichkeit gegenüber dem Zeugnis des Anderen eine historische ist, mitsamt den strukturellen Bedingungen, die sie erhalten. So sind wir auch herausgefordert, unsere eigene Erziehung und ihre Grenzen zu untersuchen, zu verstehen, inwiefern unsere sozialen Verhältnisse, unser Leben und unsere Entwürfe nicht nur unvollständig sind, sondern defizitär in Bezug auf das, was wir wissen müssten, um die Zeugnisse der Ureinwohner willkommen zu heißen. Aber auch eine solche Formulierung ist noch viel zu begrenzt. Unwissen ist nicht nur ein rational organisierter Zustand, sondern es ist ebenfalls eine dynamische unbewusste Struktur, die den Widerstand gegenüber Wissen nährt. Eine Erforschung unserer eigenen Inkompetenz bedeutet demzufolge Aufmerksamkeit dafür, welche Vorannahmen und welche Abwehr die Zeugnisse der Sayisi-Dene hervorrufen. Dies wäre ein Versuch, nicht nur etwas über diese Zeugnisse zu lernen, sondern durch sie zu lernen, indem man sich durch die psychischen Projektionen und kulturell geprägten Systeme hindurcharbeitet, die unsere Aufmerksamkeit gegenüber Erzählungen von vergangenem Leben ordnen.

Das Erkennen unserer eigenen Unzulänglichkeit umfasst jedoch nur eine Hälfte der Lernaufgabe. Die andere verlangt eine weitere Wendung in der Praxis des kritischen Erinnerens: eine Offenheit dafür, dass unsere Fragen in Wirklichkeit überhaupt keine Fragen sind, sondern eher rhetorische Feststellungen, die auf der Prämisse beruhen, dass wir wirklich in der Lage sind, zu verstehen, was uns erzählt wird, dass wir tatsächlich schon früher davon gehört haben, dass ähnliche Dinge schon passiert sind und dass wir Zeugnisse auf dieser Grundlage verstehen (und beurteilen) können. Zu fragen ist also auch: Welche anderen Geschichten werden durch das Hören der Zeugnisse hervorgerufen? Wie verschmilzt diese Verdrängung der Vertreibung der Sayisi-Dene durch andere Geschichten tatsächlich getrennte Realitäten? Welches Wissen und Verstehen wird in diesem Verdrängungsprozess unterdrückt und welche Perspektive könnte dadurch gewonnen werden? Und wie ist unser Verhältnis zu dieser ›anderen‹ Geschichte beschaffen, wie ist das Verständnis für die Zeugnisse von Solomon und Kithithee durch unser eigenes Ringen darum gefiltert, diese anderen Fälle zu verstehen, etwa den Versuch der Nazis, Europa ›judenfrei‹ zu machen, oder den kürzlich erfolgten Versuch einer ›ethnischen Säuberung‹ im Kosovo? Es geht

nicht darum, die Praxis des Urteilens beim Hören der Geschichten zu eliminieren; sondern vielmehr darum, in vollem Umfang zu erfassen, wie und warum die Art unseres Hörens von den Strukturen unseres Urteilens geprägt ist und was wir dadurch nicht zu hören vermögen.

Das Zusammenhalten der beiden Momente der Aufmerksamkeit gegenüber Zeugnissen – das eine informativ, das andere reflektierend – ist ein Weg, Erinnern und Lernen miteinander zu verbinden. Wenn eine solche Praxis in den Raum des öffentlichen Erinnerns gebracht wird, könnte Lernen mehr als ein Wissenserwerb sein, mehr als eine Wiedererlangung von Vergangenen, das in Vergessenheit geriet. Es mag der Einwand erhoben werden, dass die Reflexion, die ich für die Formung des öffentlichen Erinnerns vorschlage, Narzissmus sei, der sich eher auf die eigene Geschichte als die der Anderen bezieht. Schließlich ist an den Zeugnissen der Ureinwohner vor allem wichtig, dass sie von uns einfordern, von Vorfällen zu erfahren, die den meisten Amerikanern verborgen sind; eine Geschichte der Menschen zu hören, die aufgrund der Taten der Regierung unnötig litten und starben; sowie solidarisch mit denen zu arbeiten, die weiterhin das Vermächtnis dieser Ereignisse tragen und versuchen, ein lebenswertes und lebendiges gemeinschaftliches Leben zurückzugewinnen. Grundsätzlich gilt es, eine Ungerechtigkeit zu erkennen und zu ermitteln, welche Veränderungen notwendig wären. Aber was als Ergebnis entstehen muss, ist nicht nur ein Erinnern an die gewaltsame Vertreibung und eine gesetzliche Entschädigung für die Sayisi-Dene, sondern, wie Bussidor und andere Dene erkennen, eine veränderte Sicht der Nicht-Ureinwohner auf ihre gemeinsame Geschichte mit den Ureinwohnern.

Bildung und öffentliches Erinnern

Bussidors eigenes und die von ihr gesammelten Zeugnisse fordern öffentliches Erinnern ein. Dies ist insbesondere so, wenn wir Erinnern als eine Sphäre für die Entwicklung eines historischen Bewusstseins sehen – nicht als individuelle Achtsamkeit und Einstellung, sondern als Verbindlichkeit und Teilnahme an einer kritischen Praxis des Erinnerns und Lernens. Ein transitives Erinnern dieser Art bedeutet eine Abwendung von der Vorstellung, die öffentliche Sphäre sei ein unschuldiger Traum, ein Trost, eine Einbildung, die durch die massenhafte Verbreitung von Bildern und Geschichten in Bewegung gesetzt würde, sobald sie über die relevanten Informationen verfügt. Es wendet sich ebenfalls von einer Öffentlichkeit ab, in der Geschichten ständig wiederholt werden, als ein Versuch, die Permanenz der kollektiven Eingliederung und Identifikation zu sichern. Statt räumliche Zugehörigkeiten festzuschreiben, würde öffentliches Erinnern vielmehr zu einer Zeit unabschließbaren Lernens werden, in der man durch Erinnern nicht nur informiert wird, sondern von Neuem lernt zu erinnern. Wenn die Öffentlichkeit *uns* meint, uns in unserer Öffnung Anderen gegenüber, dann kann unser ›Wir‹ nicht etwas von vornherein Bestehendes sein, nicht die Gesamtsumme von uns allen irgendwo und irgendwann, keine vorher existierende Gemeinschaft und kein Volk, sondern vielmehr etwas, das nach

den Bildern und Texten kommt, das sich in der Erwidern einer offenen Adressierung versammelt. Öffentliches Erinnern ist nichts Vorgegebenes, es ist das, was in dieser transitiven Adressierung auf dem Spiel steht, einer Ansprache, die ihren Bestimmungsort vielleicht nicht erreicht. Die Öffentlichkeit wird hier nicht als ein unproblematisches ›Wir‹ beschworen, ein Wir, das jeden Menschen in einer homogenen Kategorie des Bürger-Subjekts verkörpert. ›Die Öffentlichkeit‹ ist vielmehr aufgefordert, verantwortlich auf die Berichte Anderer zu reagieren.

Man kann und soll die Bedeutung der persönlichen, lokalen Erinnerungen, die uns selbst und unsere Gemeinschaften gestalten, nicht verkleinern. Wenn wir aber aufgerufen sind, Zeugnisse zu beachten, welche die Möglichkeit neuer und besserer Beziehungen unter den unterschiedlichen Mitgliedern unserer politischen Ökonomie in sich tragen, ist es notwendig, Räume und Verhältnisse zu schaffen, innerhalb derer wir die pädagogischen Möglichkeiten des öffentlichen Erinnerns realisieren könnten. Solche Möglichkeiten gründen in einer Annahme der Verantwortung, den Belangen jener beizuwohnen, die wie Rudashevski, Solomon und Kithithee ankommen und uns entgegnetreten; indem sie zu uns sprechen und schreiben, stellen sie bereits Forderungen – nicht nur auf Entschuldigung, Erinnerung, Wiedergutmachung – sondern auf unsere Zeit, unsere Energie und unser Denken, einem Denken, das die schwierige Herausforderung einschließt, sich selbst zu überdenken. Diese Forderung ist keine mystifizierende Abstraktion; sie korrespondiert präzise mit Walter Benjamins Forderung, dass man, um Rat zu erhalten, in der Lage sein muss, eine Geschichte zu denken, während sie sich entfaltet. Wir müssen lernen, uns diese Geschichte in einer Weise zu erzählen, die erkennen lässt, dass die, die an uns herantreten, mit ihren Zeugnissen ein beschwerliches Geschenk tragen, dass ihre Worte sich unseren vorherrschenden Kategorien verweigern und dass sie tatsächlich notwendig sind für die Erfindung neuer Formen sozialen Lebens.

Aus dem Amerikanischen von Gwendolyn Hughes

Literatur

- Benjamin, Walter, »Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesswkwos«, in: ders., *Illuminationen*, hg. v. Siegfried Unseld, Frankfurt/M 1977, 385-410
- Bhabha, Homi K., *The Location of Culture*, New York 1994
- Britzman, Deborah P., *Lost Subjects, Contested Objects: Toward a Psychoanalytic Inquiry of Learning*, Albany 1998
- Bussidor, Ila, u. Üstün Bilgen-Reinart, *Night Spirits: The Story of the Relocation of the Sayisi Dene*, Winnipeg 1997
- Derrida, Jacques, *Marx 'Gespenster'* (1993), Frankfurt/M 1995
- Des Pres, Terrence, *The Survivor: An Anatomy of Life in the Death Camps*, New York 1976
- Frazier, Lessie Jo, »Subverted Memories: Counter-mourning as Political Action in Chile«, in: Mieke Bal, Jonathan Crewe u. Leo Spitzer (Hg.), *Acts of Memory: Cultural Recall in the Present*, Hanover-Dartmouth 1999, 103-19

Jay, Martin, *Downcast Eyes: The Denigration of Vision in Twentieth-Century French Thought*, Berkeley 1994

Patterson, David, *Along the Edge of Annihilation: The Collapse and Recovery of Life in the Holocaust Diary*, Seattle 1999

Rudashevski, Yitshok, *The Diary of the Vilna Ghetto*, übers. v. Percy Matenko, Tel Aviv 1973

Simon, Roger I., »The Contribution of Holocaust Audio-Visual Testimony to Remembrance, Learning and Hope«, in: *International Journal on Audio-Visual Testimony of Victims* 1, 1998, 141-52

ders., »The Touch of the Past: The Pedagogical Significance of a Transactional Sphere of Public Memory«, in: Peter Pericles Trifonas (Hg.), *Revolutionary Pedagogies: Cultural Politics, Instituting Education, and the Discourse of Theory*, New York 2000

ders., u. W. Armitage-Simon, »Teaching Risky Stories: Remembering Mass Destruction Through Children's Literature«, in: *English Quarterly*, Vol. 28, No. 1, 1995, 27-31

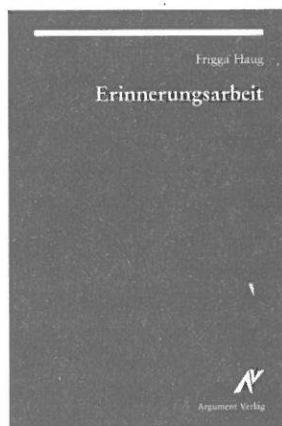
ders., u. Claudia Eppert, »Remembering Obligation: Pedagogy and the Witnessing of Testimony of Historical Trauma«, in: *Canadian Journal of Education*, Vol. 22, No. 2, 1997, 175-91

ders., Mario DiPalantonio u. Mark Clamen, »Remembrance as Praxis and the Ethics of the Inter-Human«, in: *Culture Machine*, 4/2002

Frigga Haug: Erinnerungsarbeit



Frigga Haug
**Vorlesungen zur Einführung
 in die Erinnerungsarbeit**
 ISBN 3-88619-321-7 · 17,90 €



Frigga Haug
Erinnerungsarbeit
 ISBN 3-88619-383-7 · 15 €

Im Buchhandel oder direkt vom Argument-Versand
 Reichenberger Str. 150, 10999 Berlin
 Fax: 030 / 611 42 70, versand@argument.de


Argument
www.argument.de

Nils Zurawski

Nordirland: Terror als symbolischer Alltag

»Ich erinnere mich besonders an die Creggan Kapelle und all die Särge dort. Da waren hunderte von Menschen und das hat einen bleibenden Eindruck bei mir hinterlassen. Es war nur einer von vielen Vorfällen damals, aber für Derry ist es immer noch eine Katastrophe, der Schmerz ist immer noch da, auch heute, nach 30 Jahren. Für die Menschen in Derry ist der Schmerz nie vorbeigegangen.« (Katholikin, 40, Mitglied der IRA, Ex-Häftling)¹

»In stolzer Erinnerung
an die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der 36. (Ulster) Division
1914-1918
und in ebenso stolzer Erinnerung an ihre Söhne im Blute
die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten
der Nord Antrim / Londonderry Brigade
der Ulster Freedom Fighters
1972-1999
Verteidiger Ulsters
Getrennt durch die Zeit, vereinigt im Tod.
Damit wir nicht vergessen,
quies separabit (wer uns trennen wird).«
(Cover der Zeitschrift der UDA-Londonderry, *Worrier*, no.17)

1. Gewalt und Gedenken in Nordirland

Nach über 30 Jahren Konflikt ist der Terror in Nordirland fast alltäglich, ohne dass die Menschen sich zu sehr an ihn gewöhnt hätten. Dieser Terror lässt sich nicht davon trennen, wie er gedeutet wird, denn die Mechanismen seiner Verarbeitung, der Erinnerung und des Gedenkens, sind selbst symbolische Mittel des Terrors. Über symbolische Formen wird der physische Konflikt, der seit einigen Jahren abflaut, mit fast unverminderter Härte weiter geführt. Dabei dienen Akte, in denen der Terror der anderen Seite verarbeitet wird, zugleich zur Manifestierung der eigenen Identität und damit oft zur Rechtfertigung der eigenen Gewalt (Zurawski 2002a, 2002b). Diese Aporie der Kommunikation zu Terror und seiner Bewältigung zeigt sich besonders deutlich, wo sich Symbole bzw. ihre Bedeutungen zwischen beiden Seiten überlappen.

Eine Bilanz des Terrors in Nordirland lässt sich kaum ziehen, denn sie müsste neben dem »objektiven« Ausmaß des Terrors auch den kollektiven Schaden und das individuelle Leid umfassen. Seit 1969 starben in dem Konflikt ca. 4 000 Menschen;

1 Die zitierten Interviews entstanden während meines vom DAAD-Postdoc-Programm ermöglichten Forschungsaufenthaltes in Nordirland von August 2000 bis Juli 2001.

etwa zehn Mal so viele wurden an Leib oder Seele verletzt und versuchen auf unterschiedliche Weise, mit den Schrecken zurechtzukommen. Die beiden konfessionellen Gruppen sind in den 30 Jahren immer weiter auseinander gedriftet. Dabei fanden sie nicht nur individuelle, sondern auch eine Vielzahl kollektiver Ausdrucksformen, um ihre Überzeugungen, ihre Trauer und ihren Hass zu manifestieren und zu verarbeiten und darüber auf ein Ende des Konfliktes zu hoffen. So ist der Alltag durchzogen von Akten, in denen sich die Verschiedenheit beider Gruppen, ihre Abneigung und scheinbare Unversöhnlichkeit ausdrücken. Trotz vermeintlicher ›Gewöhnung‹ ist jeder Akt des Terrors eine Katastrophe – für die direkten Opfer und die Gesellschaft insgesamt, ein persönlicher *und* kollektiver Schock. Verglichen mit anderen Konflikten hat in Nordirland die Gewalt zwar weniger Opfer gefordert, doch hat der Konflikt das Leben der 1,5 Millionen Menschen in der Provinz vollständig im Griff.

Symbolische Akte dienen als Krücken und Haltegriffe, um die traumatisierende Situation in den Griff zu bekommen, ihr einen Sinn zu geben und die grausamen Erlebnisse zu verarbeiten. Die Symbole entfalten ihre Wirkung auf der kollektiven Ebene, sie werden zu Sinnstiftungsmechanismen und Mobilisierungskonstruktionen im Sinne eines als notwendig empfundenen Gegenangriffs. Denn so schockiert jeder Anschlag zur Kenntnis genommen wird, so unnachgiebig erscheinen die Gruppen, wenn es um die symbolischen Repräsentationen von Terrorakten, Opfergedenken oder ihrer Identität geht. Im Folgenden sollen anhand exemplarischer Ereignisse die symbolischen Formen analysiert werden, die genutzt werden, um mit dem Terror zu leben, seine Folgen zu überleben und ihn letztlich zu rechtfertigen. Dass sie oft zu gegensätzlichen Zwecken eingesetzt werden, ist kein Widerspruch, sondern in ihrer Offenheit begründet.

2. *Erinnerungskultur, kommunikatives und kulturelles Gedächtnis*

Die Verarbeitung von Terror bedeutet die Verarbeitung von Erinnerungen – für den Einzelnen und für die betroffene Gruppe. In Nordirland gehören daher Erinnerungskulturen in materieller wie ideologischer Hinsicht zum Alltag. Sie lassen sich in Anlehnung an Jan Assmann als »kulturelles Gedächtnis« beschreiben. Assmann begrifft Erinnerung unter Bezug auf Maurice Halbwachs als etwas Soziales: aus ritueller Kohärenz gespeist, kann die Erinnerungskultur eine Ordnung erschaffen, die über Vergangenheit konstruiert wird (Assmann 2000, 16-22). Um Halbwachs Unschärfe in der Abgrenzung von Erinnerung und Tradition zu entgehen, unterscheidet Assmann ein ›kommunikatives‹ und ein ›kulturelles Gedächtnis‹ (45). Sie bezeichnen zwei Register, in denen mit Versionen der Vergangenheit unterschiedlich umgegangen wird. Das kommunikative Gedächtnis umfasst Erinnerungen an eine jüngere Vergangenheit; es wird von den jeweiligen Generationen getragen und es vergeht mit ihnen. Das kulturelle Gedächtnis hingegen fixiert Punkte in einer fernerer Vergangenheit, die zu symbolischen Figuren gerinnen, welche dann im täglichen Leben normativen Charakter annehmen. In dieser Erinnerung, die in Ritualen, Symbolen und der materiellen Kultur festgehalten wird, vergewissert sich eine Gruppe ihrer eigenen Identität (52f).

In Nordirland vermischen sich beide Vergangenheitsregister. Erinnerungen an die Ereignisse der *Troubles*, der Zeit zwischen 1968 und 1994, fallen unter Assmanns Begriff des kommunikativen Gedächtnisses; sie sind Erinnerungen noch lebender Generationen, und bis heute bestimmen Konsequenzen der erinnerten Ereignisse das tägliche Leben in der Region. Ereignisse, deren Ursprünge außerhalb der Erinnerung der lebenden Generationen und ihrer direkten Vorfahren liegen, gehören hingegen zum kulturellen Gedächtnis – so die rituell im Alltag verankerten Märsche der »Orange Order«, mit denen sich die Protestanten seit über 200 Jahren ihres Ursprungs in Nordirland, ihrer Identität und ihrer Rechte vergewissern. In dieser Zeit haben sich die Märsche und ihre Symbole – Flaggen, Banner, Musik – verändert, sind politisch eingesetzt und mit neuen Bedeutungen versehen worden (Bryan 2000, vgl. Jarman 1997).

Es scheint nötig, die von Assmann vorgeschlagene Scheidung des kommunikativen vom kulturellen Gedächtnis für Nordirland zu modifizieren. Viele der Erinnerungsrituale, die erst in den letzten 30 Jahren entstanden, gehören hier zum kulturellen Gedächtnis. Ihre Akteure – die Logen, die Angehörigen der Toten, Ideologen der Paramilitärs und Parteien, engagierte Geistliche – sind »spezialisierte Traditionsträger« (56); und diese gehören zu den Merkmalen des kulturellen Gedächtnisses. Auch knüpfen alle Rituale, die an Ereignisse jüngerer Datums wie den *Bloody Sunday* (1972) oder die Hungerstreiks (1980/1981) erinnern, Verbindungen zu Ereignissen aus der fernerer Vergangenheit. So beginnt die Geschichtsschreibung der Katholiken nicht selten in der Zeit vor 800 Jahren, als die ersten Siedler von Britannien auf die irische Insel kamen; selbst wissenschaftliche Arbeiten zur IRA (z.B. Neumann 2002) oder zu den Ursachen des Konfliktes gehen häufig auf diesen Teil der Geschichte ein, weil ohne ihn eine Erklärung scheinbar keinen Sinn machen würde.

Die primären Organisationsformen des kulturellen Gedächtnisses sind nach Assmann Feste und Rituale; sie erneuern die Erinnerungen. Neil Jarman, der neben Bryan die detaillierteste Arbeit zu Paraden und Erinnerungskultur in Nordirland vorgelegt hat, greift ebenfalls auf Halbwegs Modell zurück (1997) – als »generator of meaning« (5) hilft die Erinnerung, die Gegenwart zu verstehen. Ihn interessiert, wie Erinnerung in Paraden, Märschen und *murals* (Wandgemälden) sichtbar gemacht wird. Für Feldman ist die historische Erinnerung in Nordirland ein Massenprodukt, das sich an Häuserwänden, auf Fahnen und an den Orten des Gedenkens zeigt und an dem die Gesellschaft zu ersticken scheint (1998, 198). – Die Symbole und symbolischen Akte, über die das kulturelle und kommunikative Gedächtnis konstruiert werden, füllen die sozialen Handlungen der Menschen im Alltag mit Bedeutung und halten den Konflikt über ihre rhetorische und ideologische Logik zwangsweise am Leben (Jarman 1997, 19). Es geht darum, »wie« etwas erinnert wird, und nicht so genau darum, »was«.

3. Erinnerung und Amnesie

Die Formen, in denen der Terror und die durch ihn produzierten Traumata in Nordirland verarbeitet werden, sind vielfältig und nicht bei allen verbindet sich die konkrete Lebenshilfe mit der Absicht, symbolischen Terror auszuüben bzw.

Angriffe gegen die ›Anderen‹ auszuführen. Doch fast immer sind die kollektiven Traumata der jeweiligen Gruppen ausschließend, die Erinnerung bezieht sich nur auf das selbst erlebte Leid und schon das macht sie konfliktrichtig. Der Mangel an Ereignissen, die beide Seiten gleichermaßen als Trauma beanspruchen, verhindert die konstruktive Auseinandersetzung mit dem Terror selbst. Exklusivität blockiert die Kommunikation zwischen den feindlichen Gruppen und in der isolierten Verarbeitung entwickelt sich die Opfermentalität. Dabei basiert die Konstruktion von Helden und Opfern auf zwei Prozessen, die einander nur scheinbar ausschließen: Kollektive Erinnerung und kulturelle (sowie individuelle) Amnesie (Dawson 1999, 185). Amnesie, das Vergessen des individuellen Traumas, ist ein integraler Bestandteil des Erinnerns an den Terror. Nur wenn sich das Leiden des Individuums dem Leiden der Gruppe unterordnet, kann das Trauma instrumentalisiert werden. In den öffentlichen Zeremonien wird die Sprache des Traumas benutzt, um eine Politik des Leidens zu inszenieren (189). Da es bei diesen Anlässen nur um die Erfahrungen der einen Gruppe geht, beinhaltet die Inszenierung ihres Leidens eine Anklage gegen die andere. Auf diese Weise erfährt das individuelle Leiden Anerkennung, indem es in ein politisches Narrativ eingebunden wird – republikanisch / nationalistisch oder loyalistisch / unionistisch.²

Marie Smyth und Marie-Therese Fay beobachteten in ihrer Arbeit für die »*Cost of the Troubles*«-Studie (1999, mit Mike Morrissey und Tracy Wong), dass sich viele ihrer Interviewpartner zum ersten Mal verstanden fühlten und in ihnen Personen gefunden hatten, die bis zum Ende der eigenen Geschichte zuhörten, ohne diese für eine Ideologie zu instrumentalisieren. Smyth und Fay meinen, dass das individuelle Trauma nicht individuell bleibe, sondern sich auf unterschiedlichen Ebenen kollektiv und gesellschaftlich auswirke und weiteren Schaden anrichten könne, wenn es vernachlässigt werde. Ihrem Fazit nach kann es sich keine Gesellschaft leisten, »gegenüber der Isolation oder dem Leiden irgendeines ihrer Mitglieder indifferent zu bleiben, noch kann die Gesellschaft es sich leisten, gegenüber diesem Leiden als indifferent zu erscheinen« (2000, 6).

Gerade das aber ist vielfach das Problem im Umgang mit den Opfern innerhalb und zwischen den konfessionellen Gruppen. Die Opfer, die auf der einen Seite zu Helden stilisiert werden und der Selbstvergewisserung der Gruppen-Identität dienen, werden von der anderen nicht als Opfer wahrgenommen, denen Leid zugefügt wurde, sondern nur als Verursacher des eigenen Traumas (Dawson 1999, 191). So werden Gedenkfeiern, Märsche und Rituale der Trauerbewältigung direkt und indirekt zu Mitteln der Anklage und des symbolischen Terrors. Die Opfer, denen in diesen Feierlichkeiten gedacht wird oder die mit den überall in Nordirland anzutreffenden Wandgemälden gefeiert werden, werden durch diese Verehrung zu Helden

2 Republikaner = politisch radikale Katholiken, befürworten Gewalt; Nationalisten = gemäßigte Katholiken; Loyalisten = radikale Protestanten (loyal zum Königreich), befürworten Gewalt; Unionisten = Protestanten, die eine Einheit (Union) mit Großbritannien vertreten, sind nicht einfach in gemäßigt und radikal unterscheidbar, propagieren aber keine Gewalt im Sinne von Terror.

des Konfliktes gemacht. Das Gedenken liefert zugleich die Begründung für eine ›reaktive‹ Gewalt, für Vergeltung, so dass eine Spirale entsteht, in der Terror über die entstandenen Opfer und das Trauma erneut gerechtfertigt werden (Zurawski 2002a, 2002b). Ohne tatsächlich Unbeteiligte für ihr Schicksal verantwortlich zu machen, bleibt doch festzuhalten, dass die verehrten Helden/Opfer oft genug auch selbst Verursacher der Gewalt waren. Umgekehrt ist die Gewalt auch das Medium, mit dem die soziale Erinnerung in die politische Landschaft eingeschrieben wird; es entsteht ein Kreislauf von Gewalt und Vergeltung (Feldman 1998, 200). Dieser Mechanismus, seine gesellschaftliche Funktion und das durch ihn erzeugte Dilemma lassen sich an den Symbolen des Gedenkens auf katholischer wie protestantischer Seite deutlich machen. Der *Bloody Sunday* und die dieses Ereignis umgebenden Feiern und Diskurse sind ein eindrucksvolles Beispiel für die Politik der Erinnerung und die Unfähigkeit zu übergreifender Kommunikation und Auseinandersetzung mit dem Konflikt.

4. *Bloody Sunday – Gedächtnis, Ritual und Deutung*

Der 30. Januar 1972 ist wie kein anderes Datum Dreh- und Angelpunkt eines kollektiven Traumas der katholischen Bevölkerung. In seiner Exklusivität und in der Deutungshoheit durch eine der beiden Gruppen, ist der ›Blutsonntag‹ Katalysator für diese und zugleich ein unangenehmes Ereignis für die andere, die Protestanten, die hier als Teil des Staates indirekt unter Anklage stehen. Dabei hat das Ritual des Gedenkens an den Tag, an dem eine britische Eliteeinheit auf unbewaffnete und friedliche (katholische) Demonstranten schoss und 14 von ihnen tötete, seitdem eine Wandlung in der angesprochenen Thematik erfahren. Für die Konstruktion von Identität, die Mystifizierung von Opfern und den Ursprung von Helden ist das Vermächtnis des *Bloody Sunday* enorm. Der Konflikt, der damals Nordirland bereits seit vier Jahren erschütterte, gewann mit dem Tod der Demonstranten an Dynamik. Das Verhältnis zwischen katholischer Bevölkerung und britischem Staat kippte zu Gunsten des bewaffneten Kampfes und einer fast bedingungslosen Unterstützung der IRA, als deren größte (und nicht selbst verantwortete) Rekrutierungskampagne der Tag gemeinhin gilt (Taylor 1997, 127).

Seit über 30 Jahren streiten die Familien der Toten und die katholische Bevölkerung auf der einen Seite und die britische Regierung auf der anderen um die tatsächlichen Hintergründe des Massakers in den Straßen von Derry. Dieser Streit macht den *Bloody Sunday* noch heute zum Teil eines gelebten Traumas. Nach offizieller Regierungsversion waren die Erschossenen IRA-Männer bzw. trugen Waffen und Nagelbomben bei sich; die Armee habe erst geschossen, nachdem sie selbst unter Feuer geriet. Doch die meisten der Toten wurden von hinten erschossen und die Beweise ihrer Unschuld sind erdrückend. Dass die Angehörigen bis heute weder ein Schuldbekenntnis noch auch nur ein Wort der Entschuldigung gehört haben, macht das Trauma so dauerhaft über die eigentlich Betroffenen hinaus (Dawson 1999, 192). Ein erster Schritt der Annäherung und der eventuellen Schließung

dieses Kapitels nordirisch-britischer Beziehungen ist das 1998 von Tony Blair eingerichtete *Bloody Sunday Tribunal*, das seit 2000 versucht, die Begebenheiten des Tages zu rekonstruieren. Dafür sollen über 600 Zeugen gehört werden, historische Dokumente ausgewertet, und durch eine virtuelle Rekonstruktion der Tatorte im Computer ein möglichst genaues Bild des 30. Januar 1972 entstehen (Pringle/Jacobson 2001, vgl. auch Mullan 1997, dessen Buch mit zur Einrichtung des Tribunals beitrug).

Neben dieser »legalen« Behandlung des Ereignisses gibt es eine emotionale und politische, über die der Tag zum Teil des kulturellen Gedächtnisses wurde. Obwohl es erst 30 Jahre zurückliegt, ist das Ereignis institutionalisiert. Die Familien der Toten und der von ihnen bestimmte *Bloody Sunday Trust* wachen über die Aufarbeitung der Geschichte, den Umgang damit und die Deutung der Folgen der Geschehnisse. Von ihnen ging auch die Initiative für ein zweites Tribunal aus – ein erstes gab 1972 den Demonstranten die Schuld und sprach die Armee von jedem Vorwurf frei (Mullan 1997). Durch sie werden auch die alljährlichen Gedenkrituale – Gottesdienst am *Bloody Sunday Memorial*, Gedenkmarsch, weitere Veranstaltungen – maßgeblich organisiert und ideologisch gesteuert. Der Tag gilt als das Symbol für die Unterdrückung der katholischen Bevölkerung und für den Unwillen des protestantischen britisch-nordirischen Staates, eine Gleichberechtigung zuzulassen. Der Marsch 1972 war von der *Derry Civil Rights Association* organisiert, der auch Protestanten angehörten. In der Folge wurde der Tag jedoch zum Trauma allein der Katholiken – nicht zuletzt, weil die IRA ihn zum Anlass nahm, ihre Strategie zu verändern – weg von der Verteidigung ihrer »Community«, hin zu Vergeltung und zum offenen Angriff auf den protestantischen Staat, seine Repräsentanten und zum Teil auch gegen die protestantische Bevölkerung Nordirlands (Coogan 2000, 365).

Das Massaker zum Anlass einer Auseinandersetzung mit dem Terror und seinen Folgen zu nehmen, ist schwierig, weil seine Wahrnehmung geteilt ist, weil »die Erinnerung des einen traumatischen Ereignisses im Vergessen des anderen besteht« (Dawson 1999, 191). Die Aussagen eines Katholiken und zweier Protestanten können dies exemplarisch verdeutlichen: Der Katholik spricht von den »schmerzhaften Erinnerungen«, die sein Leben und seine Identität für immer verändert haben. Sein Vater wurde am *Bloody Sunday* erschossen, er selbst schloss sich später für kurze Zeit der IRA an. Die Gewalt des *Bloody Sunday*, so glaubt er, wiederhole sich in den Köpfen der Menschen immer und immer wieder. Über diese Erinnerung sei die Unterstützung für die Taten der IRA ermöglicht worden. – Ein heute als Sozialarbeiter tätiger Protestant erinnert sich an die Särge, die in der St. Eugene Cathedral aufgestellt waren. Für ihn war es entsetzlich, dass so etwas überhaupt passieren konnte. Über die Jahre allerdings seien die Protestanten von unionistischer Propaganda beeinflusst worden, die als Anlass des Massakers einen Angriff auf die Sicherheitskräfte behauptet und der IRA und den Katholiken die Schuld gibt. Der Umstand, dass Sinn Fein den *Bloody Sunday* als Rechtfertigung für die Taten der IRA nutzte, habe dieses Bild verstärkt und den Tag für die Protestanten zu einem negativ besetzten Symbol gemacht. – Ein Oranier schließlich beklagt, dass dem

Bloody Sunday die Vertreibung der Protestanten aus Derry folgte. Tausende zogen vom West- ans Ostufer.³ Sie fühlten sich bedroht und geben dafür der IRA und den Katholiken die Schuld. »Protestanten«, so der Mann, »waren nicht länger erwünscht und fühlten sich unsicher. Die Vertreibung war ein Resultat des *Bloody Sunday*.« Für ihn begründet der Tag ein Trauma für die Protestanten in Derry.

Die Spannweite der Deutung des Tages durch die Interviewten reicht von »nationaler Tragödie« und persönlichem Identitätsverlust bis hin zu ablehnenden Haltungen der Protestanten, die, ungeachtet der 14 Opfer offensichtlichen Staatsterrors, mit diesem Tag ihre eigene Tragödie verbinden. Bis auf eine Ausnahme enthalten die Aussagen keine Stellungnahmen zum Leid der anderen Gruppe (die auch in den anderen Interviews selten waren). Deutlich wird, dass der Tag in der kollektiven Erinnerung als Ursprung darauf folgender Gewalt gesehen wird. Das kollektive Trauma ist zu einem Teil der Kultur geworden und begründete in der Folge die Gewalt gegen die andere Gruppe. Für die Katholiken ist das Trauma durch Staatsterror der britischen Armee hervorgerufen; die Protestanten hingegen betonen die Instrumentalisierung der Opfer zur Rechtfertigung von Gewalt gegen die protestantische Bevölkerung. Häufig werden von protestantischer Seite im Zusammenhang mit *Bloody Sunday* Gewalttaten aufgezählt, bei denen im Gegenschlag die IRA Menschen tötete – z.B. den *Bloody Friday* (Juli 1972), als die IRA 26 Bomben in Belfast zündete, elf Menschen tötete und mehr als 130 verletzte (vgl. Taylor 1997, 148-151; Bew/Gillespie 1999, 54). In den Jahren danach folgten auf beiden Seiten viele andere, kleinere und größere Anschläge und Überfälle – bis zum Friedensschluss 1998 und in veränderter Weise weiter bis heute. Anstrengungen, diese Gewalt als das Trauma der *ganzen* Gesellschaft zu begreifen, wurden nie gemacht. Der ehemalige IRA-Freiwillige ist überzeugt, dass die Katholiken ihre eigene Opferrolle als notwendig ansahen, als Teil ihres Kampfes gegen den britischen Staat. Zwar habe sich niemand an das Leid und an die Gewalt gewöhnt, aber die Inszenierung des Leidens sei zum Teil ebenfalls ein gewalttätiger Akt. Auch werde von den unmittelbar Betroffenen nicht jede Gewalttat als notwendig hingenommen, doch Rache in ihrem Namen werde akzeptiert, auch wenn sie selbst nicht auf Rache sinnen. Diese Sichtweise schein selbst bei aufgeklärten und engagierten Vertretern beider Gruppen immer wieder durch, es fehle eine umfassende De-Ideologisierung der Gewalt.

In den letzten Jahren verwandelt sich *Bloody Sunday* aus einem anti-staatlichen Ritual, bei dem die Opfer und ihre Angehörigen im Mittelpunkt stehen, in einen allgemeinen Gedenktag. So ging zum 30. Jahrestag (2002) die Auseinandersetzung mit staatlichen Menschenrechtsverletzungen über Nordirland hinaus, ein

3 Die Stadt Derry/Londonderry ist durch den Fluss Foyle in zwei Teile getrennt. Heute leben am Westufer (Cityside) ca. 90% Katholiken, während am Ostufer (Waterside) das Verhältnis von Katholiken und Protestanten ausgeglichen ist. Dieser Ausgleich hängt mit der Expansion der Stadt zusammen: Auf der Waterside gibt es mehr Bauland für neue Wohngebiete, in die auch Katholiken der Mittelschicht ziehen. Diese »Landnahme« war in jüngerer Vergangenheit auch vereinzelt Streitpunkt in politischen Auseinandersetzungen der Gruppen und ihrer Parteien.

wichtiger Aspekt war Polizeigewalt in England. Ob sich über eine solche graduelle Öffnung eine über-konfessionelle Auseinandersetzung mit den Traumata beider Bevölkerungsgruppen erreichen lässt, bleibt jedoch fraglich. »Sinn Feins Version der Geschichte gehört jetzt zur Allgemeinbildung«, schreibt der Kolumnist des *Guardian*, Jonathan Freedland (2002). »Aussöhnung heißt, auch den Unionisten zuzuhören.«

5. Opfer, Symbole, Gewalt und Helden

Symbole sind in Nordirland allgegenwärtig. Dazu gehören die über 700 Wandgemälde, die zum Teil sehr aufwändigen Paraden (speziell der *Orange Men*), unzählige Fahnen und sogar bemalte Kantsteine, die zur sozio-topologischen Abgrenzung von Territorien genutzt werden. Viele dieser Symbole dienen auch dem Gedenken an Opfer von Terror – in den seltensten Fällen den Opfern beider Konfessionen. Nicht alle Symbole erinnern an Ereignisse der letzten 30 Jahre, aber alle stehen mit der Begründung von Opfermythen und der Konstruktion von Helden in einem direkten Zusammenhang. Auf protestantischer Seite besonders gewürdigt werden die Belagerung Derrys (1689), die Schlacht am Fluss Boyne, als William von Oranien über James III. siegte und die protestantische Herrschaft über Irland besiegelte (1690) sowie die Toten der 36. Ulster Division der britischen Armee bei der Schlacht an der Somme im Ersten Weltkrieg (1916). Auf katholischer Seite sind es im Besonderen der Osteraufstand von 1916, *Bloody Sunday* (1972) und die Hungerstreiks von 1980/81. Daneben gibt es viele individuelle und eher lokal bedeutsame Würdigungen von Menschen, die ihr Leben durch den Konflikt verloren haben. In diesem Diskurs, der sich in »Erinnerungszyklen« organisiert, sind die Wandgemälde dynamischere Symbole als die Banner und Fahnen der (protestantischen) Paraden – sie greifen Entwicklungen auf und kommentieren das aktuelle Geschehen (Jarman 1997, 212). Die loyalistischen (protestantischen) Symbole lassen sich in eine Gruppe unterscheiden, die an die Toten der Somme erinnern, an Märtyrer, die für Gott und Vaterland gestorben sind, und eine Gruppe, die mit einer paramilitärischen Verbindung den Kampf für ein freies »Ulster« herausstellen (225), die aber die älteren Symbole zitieren, um einen historischen Bezug und darüber eine Kontinuität herzustellen. Republikanische (katholische) Wandgemälde gehören zu einer »Kultur des Widerstandes«, die vor allem seit den Hungerstreiks 1980/81 aufgeblüht ist. Hier stehen eher Ereignisse der jüngeren Vergangenheit im Mittelpunkt, die wiederum in den Kontext irischer Geschichte und irischer Opfer gestellt werden (235ff). Auf beiden Seiten stellen die Symbole Kontinuität her zwischen dem kommunikativen und dem kulturellen Gedächtnis.

Die Verarbeitung der Trauer macht aus Opfern Märtyrer und Helden. Oft sind die zehn Toten des Hungerstreiks als Jesus-ähnliche Figuren gemalt, die gegen »die Gewalt« und für ihre Sache gestorben sind. Zweifelsohne entspricht das der Wahrheit, aber es klammert die Wahrheit des Terrors der IRA gegen Vertreter des Staates und Protestanten vollkommen aus. Gleiches gilt in umgekehrter Richtung, wobei der

Staat sich aus den Gedenkdiskursen weitestgehend heraushält, der Prozess sich also auf die protestantisch-loyalistische Bevölkerung beschränkt. Die Wandgemälde richten sich nach innen, sie klagen an, demonstrieren eigene Stärke und fordern »Gerechtigkeit« für die Opfer/Helden, in deren Namen dann der Gegenschlag geführt wird (Jarman 1997, 216). Damit legitimieren sie nicht nur die Gewalt, sondern auch die dominante Stellung der Paramilitärs, die häufig für die aggressive Verteilung und Präsenz der Symbole verantwortlich sind und zu Hütern der identitätsstiftenden Ressourcen werden.

Literatur

- Assmann, Jan, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1997
- Bew, Paul, u. Gordon Gillespie, *Northern Ireland – A Chronology of the Troubles 1968-1999*, Dublin 1999
- Bryan, Dominic, *Orange Parades. The Politics of Ritual, Tradition and Control*, London 2000
- Coogan, Tim Pat, *The I.R.A.*, London 2000
- Dawson, Graham, »Trauma, Memory, Politics. The Irish Troubles«, in: K. Lacy Rogers u.a. (Hg.), *Trauma and Life Stories. International Perspectives*, London 1999, 180-204
- Feldman, Allen, »Retaliate and Punish: Political Violence as Form and Memory in Northern Ireland« (1998), in: *Éire: Interdisciplinary Journal of Irish Studies*, vol. XXXII-XXXIII, 1997/1998, 195-235.
- Freedland, Jonathan, »Spreading the Pain«, in: *The Guardian*, 23.02.2002 (www.guardian.co.uk/comment/story/0,3604,637766,00.html)
- Jarman, Neil, *Material Conflicts. Parades and Visual Displays in Northern Ireland*, Oxford-New York 1997
- Mullan, Don, *Eyewitness Bloody Sunday. The Truth*, Dublin 1997
- Neumann, Peter, *IRA. Langer Weg zum Frieden*, Hamburg 2002
- Pringle, Peter, u. Philip Jacobson, *Those are real bullets, aren't they? Bloody Sunday, Derry 30th January 1972*, London 2001
- Smyth, Marie, u.a., *The Cost of the Troubles. Report on Northern Ireland Survey: the experience and impact of the Troubles*, Derry, 2. Aufl. 2001
- dies., *Personal Accounts from Northern Ireland's Troubles. Public Conflict. Private Loss*, London 2000
- Taylor, Peter, *Provos, the IRA and Sinn Fein*, London 1998
- Zurawski, Nils, »Girard among the Paramilitaries of Ulster: Identity, History and Violence«, in: *Anthropoetics*, vol. 8, no.1, 2002a (<http://www.anthropoetics.ucla.edu/~ap0801/ulster.htm>).
- ders., »Verteidigung und Gewalt – Legitimierung von Terror in Nordirland und darüber hinaus«, in: *Peripherie*, Nr. 88, 2002b, 485-95

Klaus Weber

Die tägliche Anstrengung der Normalität

Erinnerte Aus- und Eingrenzungserfahrungen¹

0. Einleitung

Die Idee der subjektiven Befreiung aus ungerechten Verhältnissen sowie des gemeinsamen Verfügens über die Bedingungen unserer Lebensgestaltung ist für die meisten Menschen bedrohlich, weil ihnen die gegebene Ordnung als normal und sicher erscheint. Befreiung dagegen wird mit Rebellion und Widerständigkeit zusammengedacht und somit als Handlung imaginiert, welche die jeweilige soziale Situation und damit die persönliche Sicherheit gefährden würde. Und tatsächlich ist es so, dass Widerstandskämpfer im deutschen Faschismus im Verhältnis zur Mehrheit der Täter und Zuschauer eine verschwindend kleine, gefährdete Minderheit waren. So ist davon auszugehen, dass herrschende Vorstellungen von Ordnung und Normalität auch heute dazu beitragen, dass Menschen ungerechte Verhältnisse ertragen, ohne gegen sie zu rebellieren.

Um über Normalität und Abweichung aus der Sicht der Sozialpsychologie etwas zu erfahren, schlage ich in der gerade erschienenen *Einführung in die Sozialpsychologie* von Hans Bierhoff (2002) nach. Die Erwartung an ein sozialpsychologisches Grundlagenwerk ist dabei folgende: Ich möchte etwas darüber erfahren, mit welchen Begründungen und in welchen sozialen Strukturen Individuen die Erfahrung machen können/müssen, dass sie als abweichend von der Normalität bzw. als normal im Verhältnis zu Anormalem bezeichnet werden. Zu diesen Fragen finde ich bei Bierhoff unter dem Kapitel »Konformität und Veränderungen« folgende Ausführungen: Ähnlichkeit zwischen dem, wie sich Menschen verhielten, sei die Regel und Unähnlichkeit sei die Ausnahme; das sehe man am Beispiel der Mode oder am Beispiel des sozialen *settings* z.B. eines Hörsaals, in dem sich »eine große Übereinstimmung in der Selbstdarstellung und äußeren Erscheinung der Personen« (119), welche einen Hörsaal nutzten, finden lasse. Über die Bildung sozialer Normen berichtet der Autor lediglich, diese hänge mit der Bezugsgruppe zusammen:

Menschen bilden in Gruppen, denen sie sich sozial zuordnen, soziale Normen, die entweder übernommen werden, wenn sie schon vorhanden sind, oder spontan entwickelt werden, wenn die Situation neu ist. Die Gruppe wird als Maßstab benutzt, gegen die die eigene Meinung eingeschätzt wird. Daher wird sie als *Bezugsgruppe* bezeichnet. (ebd.)

1 Gekürzter Habilitationsvortrag (Universität Oldenburg) im Fach Sozialpsychologie vom Januar 2003.

Verwundert nehme ich zur Kenntnis, dass die Frage nach Normalität und Abweichung als Antwort erhält, dass durch jedes einzelne Individuum mit der Gruppe, in der es sich gerade befindet, soziale Normen ausgehandelt werden können. Doch diese Antwort zieht sofort neue Fragen nach sich: Gibt es Unterschiede zwischen Gruppen, in denen man sich freiwillig aufhält (Fußballteam, Kegelclub, Ortsgruppe einer Partei etc.) oder gezwungenermaßen (Familie, Schulklasse, Montagetrupp etc.)? Kann ich auch Mitglied in mehreren Gruppen sein, deren soziale Normen sich widersprechen und wenn ja, wie funktioniert das? Welchen Einfluss auf die Normen haben diejenigen, die Chefs in Gruppen sind: also Eltern, Lehrer und Vorgesetzte? Und wie kann eine Gruppe soziale Normen spontan entwickeln, wenn eine Situation neu ist? Können wir das heute und hier auch und müssen wir dabei nicht wiederum Rücksicht auf allgemein für gültig erachtete soziale Normen nehmen? Diese sich wie von selbst ergebenden Fragen machen auf einen Sachverhalt aufmerksam, den man beim Lesen psychologischer Standardwerke fast standardmäßig feststellen kann: An dem Punkt, an dem es wirklich spannend wird, gibt uns die herrschende Psychologie keine Antworten mehr; noch schlimmer: Sie stellt noch nicht einmal die Fragen, die sich logischerweise aus ihren Vorannahmen ergeben.

Da also die eingangs gestellte Frage nach Ein- und Ausgrenzungserfahrungen von Subjekten in sozialen Kontexten in Einführungs- und Lehrbüchern der Sozialpsychologie nicht beantwortet wird, entwickelte ich mit Studierenden an der FH Frankfurt die Idee, unsere eigenen Erfahrungen zu diesem Bereich zu erforschen. Von Anfang an war uns klar, dass Antworten, die sich aus unserem Forschungsprojekt ergeben sollten, nicht unbedingt ›richtige‹ bzw. repräsentative Antworten sein mussten, sondern neue Fragebereiche eröffnen sollten, die wiederum neue Forschungen nach sich ziehen konnten. Unsere Forschung zum Thema »Normalität und Abweichung« sollte zeigen, wie wir uns als Subjekte in den gesellschaftlichen Verhältnissen und in die Bedeutungsfelder von *normal* und *abweichend* biografisch einbauten und damit vorherrschende Denkweisen von Normalität stützten bzw. in Frage stellten. Die Vorstellung dieses ›Einbauens‹ funktioniert nicht im Sinne sozialpsychologischer Konstrukte wie »Entwicklung von Einstellungen« und »Übernahme von Stereotypen«. Wir dachten die Übernahme gängiger Normvorstellungen vielmehr als aktive, alltägliche soziale Handlungsweisen von Menschen in verschiedenen Lebenskontexten.

Entscheidend bei der Theoretisierung eines Vorgangs wie dem der Herstellung von Normalität waren uns also – und damit ist auch eine begriffliche Vorauswahl getroffen – die alltäglichen *Handlungsweisen* der Individuen im Verlauf ihres Lebens. Diese kann man unter den Aspekten von Lebensführung und Partizipation folgendermaßen beschreiben: »Das Individuum kann nur leben, indem es sich in viele verschiedene soziale Kontexte partizipierend einlässt und zugleich zwischen ihnen hin- und herwechselt« (Dreier 2002, 76).

1. Normalitätstheorien und Erinnerungsarbeit

Aus unserem alltagspsychologischen Denken sammelten wir zuerst gängige Definitionen zu Normalität und Abweichung, weil wir davon ausgingen, dass gesellschaftlich relevante Normalitätskonstrukte in uns ebenso wie in anderen Menschen wirksam sind – wir also keine besseren Menschen in welchem Sinne auch immer darstellten. Die Sammlung ergab, dass *Normalität* von den Einzelnen gedacht wurde als etwas, was von der Gesellschaft bzw. einer Mehrheit darin hergestellt werde, als Verfahrensweisen, die teilweise durch Rechts- und Verordnungstexte abgesichert seien oder als etwas, was so sei wie Luft: Sie sei da, aber nicht sichtbar und bedürfe keiner Rechtfertigung, erkläre sich also aus sich selbst heraus. Zudem wurde Normalität als etwas Langweiliges, Beruhigendes und Sicheres gedacht. Auch das tägliche Aufstehen, zur Arbeit gehen und das abendliche Zurückkehren von dieser wurde als Normalverhalten bezeichnet. *Abweichung* dagegen wurde definiert als etwas, was auffalle, etwas, was mit Einschränkung zu tun habe und etwas, wofür man bestraft werden könne.

In einem zweiten Schritt suchten wir nach sozialwissenschaftlichen Theorien zu Normalität und Abweichung, da wir davon ausgingen, dass in diese Theorien die Erfahrungen der Subjekte eingegangen seien und diese Erkenntnisse somit als aufklärendes Handwerkszeug dienen können, um die unmittelbaren Erfahrungen besser zu verstehen. Überraschend erschien uns, dass fast alle Lehrbücher der Psychologie (Klinische Psychologie und Sozialpsychologie inbegriffen) für eine Theoretisierung unserer Fragestellung nichts anderes anboten als das, was in unserem Alltagswissen bereits vorhanden war. So heißt es z.B. in den klinisch-psychologischen Standardwerken von Comer (2001) oder Davison/Neale (1998) zur Frage der Normalität, diese sei dadurch definiert, dass es sich um das Gegenteil von abweichendem, »befremdlichen Verhalten« (5) handle bzw. um »gestörtes Verhalten« (Comer 2001, 1); es lasse sich schwer definieren, »was psychologisch normal ist und was nicht« (ebd.), Normalität sei eben das, »was hier und heute als normal gilt« (3), »was die Vorstellungen einer Gesellschaft über das, was angemessen und üblich ist, (nicht) verletzt« (4), was vom statistischen Mittelwert abweiche, was Normen verletze oder als unerwartetes Verhalten erscheine. Hilfreicher als diese Definitionen erschien uns ein Überblick Heiner Keupps (1986) zu denjenigen sozialwissenschaftlichen Theorien, welche Normalität und Abweichung zum Inhalt haben: Darin verweist er sowohl auf die psychoanalytische Erkenntnis, dass der Übergang von normalem zu pathologischem Verhalten fließend sei als auch auf die Stigma- bzw. Labeling-Perspektive, die davon ausgeht, dass psychische Abweichungen durch die lebensgeschichtlich frühe Etikettierung individueller Handlungen als »gestört« und die damit verbundenen Ausgrenzungserfahrungen hergestellt werden. Zudem nennt Keupp die Forschungsergebnisse von transkultureller Psychiatrie und Ethnopsychanalyse, welche die kulturelle Relativität von Normalitätsstandards betonen und die verhaltenstherapeutisch und kognitivistisch orientierten Lernpsychologien, welche Normalität und Abweichung als gelernte Verhaltensmuster darstellen. Über diese Aufzählung psychologischer Theorieansätze wurde uns deutlich, dass es vielfältige,

zum Teil sich widersprechende Theorien gibt, die mit dem jeweiligen wissenschafts- und gesellschaftspolitischen Standpunkt der AutorInnen verknüpft sind. Aus der Sozialarbeitstheorie erfahren wir zusätzlich noch, dass die Subjekte nach Normalität streben, weil damit »Verlässlichkeit und Handlungssicherheit, (...) vor allem bei Lebensschwierigkeiten und konflikthaften Sozialsituationen« (Böhnisch 1996, 415) konnotiert werde. Wichtig sei jedoch, die Lebenspraxis von Kindern und Jugendlichen zu berücksichtigen, wenn wir über Normalität und Abweichung redeten, denn »nicht alle Kinder und Jugendlichen können aufgrund ihrer Lebensbedingungen jene Kompetenzen entwickeln, die für Planung und Verwirklichung gelingender Biografien notwendige Voraussetzung sind« (Becker/Koch 1999, 13). Auch hier finden wir also die alltagspsychologische Annahme bestätigt, Normalität habe mit Selbstverantwortung, Sicherheit und Vertrautheit zu tun, wobei deutlich wird, dass schon Kinder und Jugendliche Normalität herstellen.

Mit der Methode der Erinnerungsarbeit versuchten wir nun, uns selbst als forschende und zu erforschende Subjekte in das Feld von Normalität und Abweichung zu begeben. Da uns »Normalsein« einerseits so eindeutig und klar auf der Hand liegend und andererseits so schwer zu greifen schien, versuchten wir am Beispiel unserer erinnerten Geschichten, diesen Widerspruch greifbar und damit bearbeitbar zu machen. Wir suchten uns zu unserem Thema nach dem Vorschlag Frigga Haugs Überschriften in Frageform aus, die nicht »aus der Wissenschaftssprache« (Haug 1997, 202) kommen, um unsere Erfahrungen konkret beschreiben zu können. Nach nicht allzu langer Diskussion wurden folgende Überschriften gewählt, die mit dem Auftrag verbunden waren, zu ihnen bis zum nächsten Seminar eine Erinnerungssequenz niederzuschreiben: »Als er/sie einmal ausgegrenzt wurde«, »Als er/sie einmal nicht in Ordnung war«, »Als er/sie merkte, dass er/sie nicht normal war«.

2. Vom Schuleschwänzer zum Kriminellen

Die Studierenden verfassten mehr als 20 Erinnerungsgeschichten; diese wurden anonymisiert an alle verteilt, anschließend überlegten wir, welche als erste ausgewertet werden sollte. Folgende zur Überschrift »Als er einmal nicht in Ordnung war« verfasste Geschichte eines männlichen Studenten eignete sich wegen ihrer subjektiven Nachvollziehbarkeit und Spannung scheinbar besonders gut:

Er kam in dieser Woche schon das zweite Mal zu spät. Sein Vater hatte ihn in die Schule gefahren, damit er wenigstens zur zweiten Stunde noch pünktlich kommen konnte. Schon auf dem Weg vom Auto zum Schuleingang erinnerte er sich, wie böse die Lehrerin ihn das letzte Mal anschaute. Er war in der 3. Klasse. Er mochte seine Lehrerin, oder jedenfalls wollte er, dass sie ihn mag. Er spürte Angst, dass sie ihn nicht mehr leiden könnte. Und dann die anderen in der Klasse. »Die kommen ja nie zu spät, immer bin ich der Doofe«, dachte er noch bei sich, während er über den Schulhof ging. Es wurde ihm mit jedem Schritt mulmiger im Bauch. Er ging die Treppe hoch in Richtung Klassensaal. »Wenn ich jetzt reingehe, gucken auch noch alle auf mich«, kam ihm immer wieder in den Sinn. Er hatte Angst, Ärger zu bekommen. Angst, dass die anderen über ihn lachen. Aber er stand vor der Klassentür. Er war jetzt hier, und er würde da jetzt reingehen.

Er ging aber nicht hinein. Er ging zurück, über den leeren Flur, zum Schulhof, auf die Straße. Er war zwar nicht in die Klasse gegangen, aber er hatte immer noch Angst. Es war eine andere Angst. Er war ein Schulschwänzer geworden. Vor seinem geistigen Auge sah er schon die Polizei nach ihm suchen. Er hatte vor kurzem gehört, dass Kinder, die nicht in die Schule gehen würden, von der Polizei dorthin gebracht würden. Er stand den Tränen nahe. Jetzt hatte er was ganz Schlimmes gemacht, und er hatte Angst erwischt zu werden und noch mehr Ärger zu bekommen. »Mit dem Bus kann ich jetzt nicht nach Hause fahren«, dachte er. Als einziger Drittklässler, das würde auffallen und dann würde der Busfahrer was merken und ihn verraten oder schimpfen. Es half nichts, er musste nach Hause laufen, wenn er unentdeckt bleiben wollte. Fünf Kilometer Fußmarsch durch den Wald. Abseits der Straße, so könnte es klappen. Wenn er den Weg von der Schule zum Ortsausgang schaffen würde, konnte ihm eigentlich nichts mehr passieren, weil ihm im Wald bestimmt niemand begegnen würde. Er machte sich also auf den Weg. Wenn er ein Auto kommen hörte, versteckte er sich ganz schnell und er überlegte sich hunderte von möglichen Ausreden, falls ihn gleich die Polizei finden würde. Was sollte er denn seiner Lehrerin sagen? Und seinen Eltern erst? »Scheiße«, dachte er, denn er merkte, wie die Situation immer schlimmer für ihn wurde. Aber er hatte mindestens noch mal genauso viel Angst, jetzt zurückzugehen. Also ging er weiter durch den Wald, Richtung nach Hause. Immer wieder musste er an die Polizei und das Schuleschwänzen denken. Im Fernseher hatte er schon mal Jugendliche gesehen, die Schule schwänzen. Die haben dann im Kaufhaus geklaut. Und die haben auch Alkohol getrunken. Da kam dann auch die Polizei. Je mehr er darüber nachdachte, umso mulmiger wurde ihm. Er fühlte sich nicht »in Ordnung«.

Um deutlich zu machen, dass der gefundene Konsens über die vermeintlich klare Botschaft des Schreibenden einer ideologischen Konstruktion entspricht, versuchten wir, die Botschaft als *Sprichwort* und als *alltagstheoretische Zusammenfassung* wiederzugeben. Im Falle der vorgelesenen Geschichte fanden wir zuerst lediglich gegenteilige Sprichworte wie »Früh übt sich, was ein Meister werden will« oder »Handle rechtens und du bist sicher«. Eine Redewendung, die unserer Geschichte ziemlich nahe kommt, bezieht sich lediglich auf Frauen und heißt: »Wenn ein Weib einmal vom rechten Wege abgekommen ist, dann geht es blindlings und rücksichtslos auf diesem bösen Pfad«. Schließlich einigten wir uns auf das ebenfalls zutreffende, aber etwas schwache Sprichwort »Müßiggang ist aller Laster Anfang« und die alltagssprachliche Zusammenfassung der Geschichte in dem Satz: »Wer die Ordnung nicht einhält, wird kriminell«.

Der nächste Bearbeitungsschritt bestand nun darin, die Geschichten in ihre Bausteine zu zerlegen, um damit eine Distanz zum Text und den von ihm nahe gelegten Bedeutungen zu erzeugen. Um diese »Zerlegungsarbeit« zu erleichtern, arbeiteten wir mit dem in der Erinnerungsarbeit üblichen Raster, das sich bereits bewährt hat.

3. Handlungsunfähigkeit und Angst

In der ausgewählten Geschichte fällt sofort auf, dass die fast fünfzig Verben eine seltsame Passivität erzeugen, die in vollständigem Gegensatz stehen zur inneren dramatischen Entwicklung des Schülers. Er wird von einem, der zum ersten Mal willentlich sein Klassenzimmer nicht betreten will und »aus Angst« an diesem Tag am Unterricht nicht teilnimmt, zu einem imaginierten Kaufhausdieb, Alkoholiker und Verbrecher. Die aktiven Tätigkeitsworte (er kam, er ging, er ging zurück, er

machte sich auf den Weg, er versteckte sich ganz schnell) beziehen sich bis auf eine Ausnahme auf die neutrale Tätigkeit des Gehens. Alle anderen Verben setzen den Schreibenden in passives Geschehen ein (er musste nach Hause laufen, es wurde ihm mulmiger), benennen fiktive Handlungen (er war nicht gegangen, er wollte unentdeckt bleiben etc.) oder sind Verben der Wahrnehmung, des Denkens oder des Fühlens (er dachte nach, ihm wurde mulmig, er überlegte sich etc.).

Ganz ihm Gegensatz zur passivierenden Selbstkonstruktion *handeln* die anderen Personen oder Gruppen in der Erzählung: Die Polizei sucht, kommt, findet und bringt Kinder wieder in die Schule zurück, der Busfahrer merkt sein Schulterschwänzen, schimpft ihn oder verrät ihn gar. Und gefährdete Jugendliche schwänzen Schule, klauen und trinken. Der Autor konstruiert sich, so können wir aus einer ersten Analyse lernen, als handlungsunfähig und hilflos. Unser Einverständnis mit seiner Konstruktion erzielt er dadurch, dass er die mit ihm verbundenen Anderen (ob Gleichaltrige oder Erwachsene) jeweils als ihm gegenüberstehende homogene Einheit darstellt. Obwohl wir wissen, dass das Verhältnis von Schülern innerhalb einer Klasse facettenreich und komplex ist, legt uns der Autor nahe, seine Mitschüler als einheitliche Gruppe und gar Angst machende Gegner wahrzunehmen. Auf ähnliche Weise werden erwachsene Ordnungsmächte konstruiert: Der Busfahrer soll in der Lage sein zu erkennen, dass es sich bei dem Erzähler um einen Schulterschwänzer handle, die Polizei taucht nur als bedrohliche Institution und nicht auch als eine mit konkreten Menschen verbundene Einrichtung auf. So bleibt der Autor alleine und ohnmächtig und niemand kann oder will ihn verstehen oder ihm gar helfen.

Über die Hintergründe des Zu-Spät-Kommens lässt uns der Erzähler eigenartigerweise im Unklaren. So schafft er es, uns Glauben zu machen, er habe eventuell selbst Schuld daran. Obwohl der Vater hilfreich einspringt und ihn mit dem Auto zur Schule fährt, damit sein Sohn zur zweiten Stunde pünktlich kommen kann, wird für diesen der Weg über den Schulhof und die Treppen in Richtung Klassenzimmer wie der letzte Gang zu einer Hinrichtung konzipiert. Nebenbei taucht ein Widerspruch auf: Der Autor konnte zwar zur zweiten Stunde pünktlich kommen, aber es scheint keine Pause zwischen erster und zweiter Stunde zu geben, während der er das Klassenzimmer betreten könnte. Wir müssen also vermuten, erste und zweite Stunde werden von der Lehrerin zusammen absolviert und eine Unterbrechung sei nicht vorgesehen. Diese Vermutung zieht aber wiederum die unbeantwortete Frage nach sich, wieso der Schüler, der seinen Stundenplan ja kennt, pünktlich zur zweiten Stunde anwesend sein wollte. Die den Autor begleitende Angst auf seinem Weg zur Klassentür wird konkretisiert als eine vor Personen: einmal als Angst, die Lehrerin würde ihn nicht mehr mögen, ein andermal die Angst, Ärger zu bekommen und dann die Angst vor dem Lachen seiner Mitschüler. Schon lässt uns der Autor glauben, er habe diese Angst überwunden, wenn er mit einem trotzigem *aber* die Sequenz einleitet: »Aber er stand vor der Klassentür. Er war jetzt hier und er würde da jetzt reingehen«. Ebenso trotzig und wiederum mit einem *aber* verziert wird der Entschluss, nicht ins Klassenzimmer zu gehen, dargestellt. Letztlich erfahren wir jedoch nichts darüber, was den Schüler dazu bewegte umzukehren. Schon auf der Straße ist bereits wieder die Angst im Spiel:

Nach seiner rapiden Verwandlung in einen von der Polizei gesuchten Schulschwänzer weint er fast und hat Angst, erwischt zu werden und noch mehr Ärger zu bekommen. Die Konstruktion des Schreibenden legt uns nahe zu glauben, er müsse jetzt seinen Weg bis zum bitteren Ende fortsetzen – möglich wäre jedoch auch eine erneute Umkehr, die alleine dazu führen würde, dass seine Angst verschwindet.

Wo die Regeln der Normalität verletzt werden, so eine zweite Erkenntnis, die wir aus der Dekonstruktion dieser Geschichte lernen, gibt es keinen noch so guten Grund für diese Verletzung. Der Autor teilt ihn uns deswegen erst gar nicht mit. Das entsprechende Gefühl ist demnach nicht Ärger (auf den Vater, dessen Auto z.B. nicht angesprungen ist), Scham oder Schuld (weil klar ist, dass der Schüler den Wecker nicht hörte), sondern Angst: Angst vor den Konsequenzen einer Regelverletzung, deren konkreter Inhalt jedoch nicht weiter ausgeführt wird. Wie konstruiert der Autor das Entstehen seiner Ängste? Bei kleinen Verstößen (Zu-Spät-Kommen) wird die Angst in Verbindung mit anderen Personen gebracht, die einem durch ihr Verhalten (auslachen, böse sein, nicht mögen) zeigen, dass man nicht in Ordnung ist; bei größeren Verstößen (wie Schuleschwänzen oder Klauen) kommt die Angst aus dem Wissen um die Möglichkeiten staatlichen Eingreifens in das eigene Leben.

4. *Frauen werden anders normal als Männer*

Bei der Auswertung unserer Geschichten überprüfen wir unter anderem, ob und wie sich Männer und Frauen unterschiedlich in den Erzählungen entwerfen. Dies war deshalb bedeutsam, weil wir als theoretische Annahme voraussetzten, dass Normalitätsanforderungen kulturell (und damit auch die geschlechtsspezifische Sozialisation betreffend) unterschiedlich auftauchen, obwohl in den sozialpsychologischen Theorien zur Frage von Normalität und Abweichung der gender-Aspekt nicht vorkommt. Es sollen hier lediglich zwei kurze Zwischenergebnisse präsentiert werden:

Die weiblichen Erinnerungsgeschichten arbeiten mit einer viel größeren Anzahl handelnder Personen als die männlichen, wobei die sich erinnernden Frauen fast durchweg in Familienzusammenhängen oder im Freundeskreis Abweichungserfahrungen machen. Die Geschichten der Frauen handeln davon, wie eine Schülerin vom Religionsunterricht ausgeschlossen wurde, weil die Eltern geschieden sind; wie ein Mädchen in die Hose machte, weil sie mit einem behinderten fremden jungen Mann sprach; wie sich eine Schülerin schuldig fühlte, weil sie als Schwarzfahrerin behandelt wurde, obwohl sie eine Fahrkarte hatte; wie eine Tochter glücklich war, weil sie den ganzen Tag machte, was die Eltern erwarteten; wie ein junge Frau von der Mutter geschlagen wurde, weil sie die Urlaubsharmonie zerstörte und wie eine Jugendliche nach Rauschgiftkonsum mit Freunden Halluzinationen hatte. Die Regeln, gegen die frau nicht verstoßen darf, sind zumeist klar definiert, weil sie von anderen (Eltern, Lehrern, Verwandten) ausgesprochen wurden. Ein Textbeispiel soll dies zeigen:

Als er ihr aber plötzlich den Arm um die Schultern legte, wurde ihr ganz mulmig zumute, da sie dachte, er will ihr etwas Böses. Ihre Mutter hatte ihr ja immer gesagt, sie solle nicht mit Fremden sprechen. Ohne dass sie auch etwas dagegen tun konnte, machte sie sich aus lauter Angst in die Hose.

Die Mutter warnte vor exakt dem Verhalten, das die Tochter nun in eine schwierige Situation bringt. Was uns in dieser Geschichte allerdings als »Lehre« verkauft wird – die Mutter habe recht gehabt mit ihrer Warnung und frau hätte auf sie hören können – ist selbstredend konstruiert. Anstatt den ideologischen Mechanismus der »nachträglichen Vorhersage« zu akzeptieren, sehen die SeminarteilnehmerInnen vielmehr, dass gerade die Warnung der Mutter vor »Fremdem« dazu führte, das »Böse« als immer und überall lauernd sich einzuprägen.

Die erinnerten Knaben dagegen sind immer schon alleine, wenn sie mit Anforderungen von Normalität konfrontiert werden, wobei nicht deutlich wird, wer die Regeln normalen Handelns vorgibt. Die männlichen Geschichten beschreiben weitaus öfter, als von uns vermutet, Ausgrenzungserfahrungen, die den Körper bzw. körperliches Erleben zum Inhalt haben. In den Geschichten der männlichen Studierenden wurden folgende Erfahrungen wiedergegeben: Wie ein Dicker beim Sportunterricht immer der Letzte war, der einem Team zugeteilt wurde; wie einer Mitglied einer Gruppe von »Unnormalen« wurde und diese soviel Zulauf fand, dass es schon wieder normal schien, dazuzugehören; wie einer trotz schrecklicher Müdigkeit nicht mit Transsexuellen zusammen im letzten verfügbaren Hotelzimmer schlafen wollte; wie einer zum ersten Mal tanzt, glücklich ist und damit aufhört, weil er von seinen Kameraden ausgelacht wird. Erfahrungen mit Eltern bzw. Familienerfahrungen kommen weder als Normalisierungs- noch als Sanktionsinstanz vor. Vielmehr spielen fast alle »männlichen« Geschichten in schulischen Zusammenhängen, wobei die jeweilige Ordnung, deren Regeln man verletzt, als unhinterfragbar und gleichzeitig sinnvoll konzipiert wird. Das tragische Beispiel der Besten-Auswahl bei der Mannschaftsbildung für ein Völkerballspiel aus der Sicht des einsamen Verlierers mag dies illustrieren:

Er im Gewühl der Klasse. Sichtlich erleichtert, dass er wohl heute nicht an seine Grenzen stoßen müsste, und voller Erwartung, welches Team ihn denn nun wählen würde. Erst Nici. Na gut. Sie spielt halt auch Fußball. Dann Dirk. Auch gut, Handballer. Weiter mit Birte und Udo. Sind halt Leichtathleten und sportlicher. Also wartete er weiter auf seinen Namen, um in ein Team zu treten. Ja, warten. So viele wurden gewählt, aber sein Name wurde nicht aufgerufen.

5. Erste Erkenntnisse und neue Fragen

Einige vorläufige Zwischenergebnisse lassen sich aus dieser ersten – sehr skizzenhaften – Auswertung durch die Gruppe präsentieren. Sie bestätigen manche theoretischen Annahmen, weitaus öfter aber zeigen sie, dass sich aus den vorläufigen Erkenntnissen neue Fragestellungen entwickeln lassen, die wiederum in Forschungsthemen verwandelt werden könnten:

1. Im Mittelpunkt der Abweichungs- wie Normalitätserfahrungen steht die Schule als Institution, in der Normalität hergestellt wird, wobei Normalität als etwas zwar Unbekanntes, aber unhinterfragbar Vorhandenes und Unveränderbares auftaucht. Ausgrenzungserfahrungen aus dieser Normalität geschehen in den ausgewerteten Geschichten, ohne dass konkrete Personen etwas tun müssten. Dies erklärt

die Thematisierung von Angst als emotionale Bewertungsinstanz einer Situation, die diffus und undurchschaubar ist. Als Frage stellt sich an die sozialpsychologische Theorie von der Konformitätsentwicklung, in welchen Bezugsgruppen auf welche Art und Weise soziale Normen entwickelt werden und wie es passieren kann, dass diese Normen wie hinter dem Rücken der Gruppenmitglieder wirksam werden.

2. Wir haben sowohl im Alltagsverstand als auch in sozialisationstheoretischen Theorien die Behauptung gefunden, Subjekte würden nach Normalität streben, weil diese für Sicherheit und Verlässlichkeit bürgen könne. Unsere Normalisierungsgeschichten zeigen jedoch, dass die vermuteten Sicherheiten und Geborgenheiten, die normalen Verhältnissen inhärent sein sollen, mehr als prekär sind: »Normale« Lebenssituationen (Sportunterricht, Urlaub machen, Schulbesuch, Peer-Groups etc.) geraten durch geringe Verunsicherungen und scheinbar kleinste Konflikte und Probleme aus dem Gleichgewicht. Deutlich wird, dass Normalität nicht ein Ort ist, an dem man »auftanken« kann, sondern ein Zustand, der nur dadurch gelingt, dass die Subjekte ihn mühsam aufrechterhalten. Daran anschließend stellt sich die Frage, welche Anstrengungen und Kräfte die Subjekte aufbringen müssen, um Normalität aufrechtzuerhalten bzw. um sie permanent herzustellen. Und wenn es nicht der »Normalzustand« ist, der den Menschen Mut und Hoffnung zu einem glücklichen Leben macht, könnte es dann nicht vielmehr sein, dass verpönte Aktivitäten wie widerständige Handlungen und rebellisches Aufbegehren diejenigen Tätigkeiten sind, die einem gegen die Anstrengungen der Normalität Kraft und Sicherheit verschaffen?

3. Herstellung von Normalität wird im subjektiven Erleben weniger als aktiver Eingriff durch Personen oder gesellschaftliche Instanzen erlebt, sondern vielmehr als innerer Prozess (des Fühlens und Denkens); damit wird die Vorstellung problematisch, Normen und Werte einer Gesellschaft würden dadurch für die Einzelnen von Bedeutung, dass sie explizit in Gruppen oder in Institutionen (z.B. in der Schule im Ethikunterricht) erläutert und dargestellt bzw. implizit vermittelt würden. Als Forschungsfrage ergibt sich daraus, ob die Abweichung von Normen lediglich über eine sprachliche Ausgrenzungspraxis zu erklären ist (wie dies der Etikettierungsansatz tut) oder ob man nicht vielmehr die Selbsttätigkeit des abweichenden Subjekts in eine sozialpsychologische Erklärung mit einbeziehen muss. Anknüpfend an die von Frigga Haug schon vor Jahrzehnten für die feministische Theorie in Frage gestellte Dichotomisierung in (weibliche) Opfer und (männliche) Täter wäre auch in der Debatte um Integration und Ausgrenzung nach dem aktiven Einbau der Ausgrenzten in ihren Status zu fragen, ohne ihnen die Verantwortung für die gesellschaftlichen Verhältnisse aufzubürden, die ihnen diesen Einbau nahe legen.

4. Normalitäts- und Abweichungserfahrungen werden auf geschlechtsspezifische Weise verschieden hergestellt und erlebt. Dies ist deswegen zu betonen, weil nur die wenigsten Theorien in diesem Bereich den gender-Aspekt berücksichtigen, obwohl unzählige Ergebnisse aus der geschlechtsspezifischen Sozialisationsforschung darauf hinweisen, dass die Aneignung sozialer Wirklichkeit durch Mädchen und Jungen völlig unterschiedlich geschieht. Wenn Frauen Anforderungen von Normalität als

Teil ihrer Tätigkeiten in sozialen Beziehungen konstruieren, während Männer sich als vereinzelt und autonome Individuen Anforderungen von Normalität gegenübersehen, stellt sich die Frage, wie Normalitätsvorstellungen in Sozialisationsprozessen auf diese völlig unterschiedliche Weise zustande kommen und welche Formen der Ent-Unterwerfung aus diesem scheinbar unüberwindbaren Schema heraus für die je Einzelnen möglich sind.

Nicht Befreiung aus ungerechten Verhältnissen als subjektive und kollektive Tat – so lernen wir aus der Analyse unserer Erinnerungsgeschichten zum Bedeutungsfeld von »normal und abweichend« – ist mit einem enormen Aufwand von Kraft und Anstrengung verknüpft, sondern die alltägliche soziale Praxis der Herstellung herrschender Ordnung und Normalität. Die gemeinsame Entdeckung solchen Wissens könnte uns den Versuch wagen lassen, mit Befreiungshandeln zu beginnen – es wäre möglich, dass wir dadurch Kraft, Hoffnung und Mut auf eine Weise zugewinnen könnten, die wir bisher nicht erahnten.

Literatur

- Becker, Peter, u. Josef Koch, »Wenn Abweichungen definiert und behandelt werden sollen. Risiken der Therapeutisierung«, in: dies. (Hg.), *Was ist normal? Normalitätskonstruktionen in Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie*, Weinheim-München 1999, 7-18
- Bierhoff, Hans W., *Einführung in die Sozialpsychologie*, Weinheim-Basel 2002
- Böhnisch, Lothar, »Normalität«, in: D. Kreft u. I. Mielenz (Hg.), *Wörterbuch Soziale Arbeit*, Weinheim-Basel 1996, 413-15
- Comer, Ronald J., *Klinische Psychologie*, Heidelberg-Berlin 2001
- Davison, Gerald C., u. John M. Neale, *Klinische Psychologie*, Weinheim 1998
- Dreier, Ole, »Psychotherapie und die Anbahnung kohärenter Lebenswege in divergierenden Praxis-kontexten – ein neuer Ansatz der Psychotherapieanalyse«, in: *Forum Kritische Psychologie* 45, 75-96
- Haug, Frigga, *Vorlesungen zur Einführung in die Erinnerungsarbeit. The Duke Lectures*, Hamburg 1997
- Keupp, Heiner, »Normalität und Abweichung«, in: G. Rexilius u. S. Grubitzsch (Hg.), *Psychologie. Theorien - Methoden - Arbeitsfelder. Ein Grundkurs*, Reinbek 1986, 424-52

Vom gleichen Autor:

Blinde Flecken

Psychologische Blicke auf Faschismus und Rassismus

Argument Sonderband Neue Folge AS 296

ISBN 3-88619-296-2 · 15,50 € [D]



Im Buchhandel oder direkt vom Argument-Versand:

Reichenberger Str. 150 · 10999 Berlin · Fax: 030 / 611 42 70 · versand@argument.de

Clyde Barrow

Staatstheorie und us-amerikanischer Superstaat

Gespräch mit Ingar Solty*

I.S.: *Wie haben wir die Rolle des Staates im Kontext der Globalisierung zu verstehen: Ist das »Dependenzprinzip«, die »Logik der Kapitalflucht«, wie strukturalistische Poulantzianer seit den 1970er Jahren behauptet haben, jene determinierende Triebkraft, die nationalstaatliche Regierungen in eine Abwärtsspirale zwingt, zugunsten der Wettbewerbsfähigkeit des nationalen Standorts die sozialen Errungenschaften des alten Wohlfahrtsstaates zurückzuschrauben? Leben wir tatsächlich unter der »Logik des Empire«, wie es Antonio Negri und Michael Hardt nahelegen? Oder würdest du eher Leo Panitch beipflichten, dass es vielmehr die Staaten selbst waren – insbesondere der us-amerikanische Staat – und in diesen wiederum bestimmte, transnational orientierte Kapitalfraktionen, die die Globalisierung erst in Gang setzten? Hieße das denn auch, dass diese »neuen imperialen Staaten« immer noch eine gewisse Kontrolle über den Globalisierungsprozess haben? Könnten sie die Globalisierung sogar rückgängig machen? Du hast in deiner Vorlesung von der »Sackgasse der staats-theoretischen Debatten« gesprochen, dann aber mit Fred Block die Skizze einer möglichen Versöhnung von instrumentalistischer und strukturalistischer Staatstheorie beschrieben. Könnte sich diese für das Verständnis der Rolle des Staates in der Globalisierung als hilfreich erweisen?*

C.B.: Es waren vor allem drei Gründe verantwortlich für den Niedergang der Staatstheorie in den 90er Jahren. Einer davon ist der Aufstieg postmoderner Theorieansätze, in dessen Zusammenhang Marxismus, Neomarxismus oder jegliche Form von Staatstheorie ihre Anziehungskraft verloren und man sich mehr auf die Analyse der Mikroprozesse der Macht bezog. Andere Fragen rückten in den Vordergrund, z.B. wie sich Macht im alltäglichen Leben, in Formen zwischenmenschlicher Beziehungen, durch Medien, Kultur, Kunst, über das juristische System, über Sprache etc. reproduziert. Der zentrale Gedanke war, von einer Dezentralisierung der Macht auszugehen und anzunehmen, dass Macht im Grunde gar nicht auf der staatlichen Ebene konzentriert ist und der Staat nicht einmal den bedeutsamsten Bereich ausmacht, in dem Macht sich reproduziert. Dies bedeutete, dass all diejenigen, die sich für Fragen der Macht und Formen der Unterdrückung interessierten, sich von einer Analyse des Staates fortbewegten. Die zweite Entwicklungsrichtung hatte mit dem Ausgang der staats-theoretischen Debatten selbst zu tun. Sicherlich ist die

* Dieses Gespräch fand statt anlässlich Barrows auf Einladung der Philipps-Universität in Marburg am 27. Juni 2003 gehaltenen Vorlesung *Critical Theories of the State*. Es erscheint hier in gekürzter Fassung.

Miliband/Poulantzas-Debatte noch ein Begriff. Sie endete meines Erachtens in einer Pattsituation. Das Resultat aber war, dass – selbst in den USA – die meisten Theoretiker aus dieser Kontroverse als Poulantzianer hervorgingen. Es gab später noch eine zweite staats-theoretische Kontroverse in den USA, zwischen G. William Domhoff, den man meist mit dem instrumentalistischen Staatstheorieansatz in Verbindung bringt, und Theda Skocpol, einer der Urheberinnen des »Neuen Institutionalismus«, der auch als die »Staatsautonomietheorie« bezeichnet wird. Obgleich hier äußerst verschiedene Theoriekonzepte aufeinander prallten, endete die Debatte ebenfalls in einer Pattsituation. Ergebnis war also, dass Mitte der 80er Jahre die Staatstheorie ausgesprochen fragmentiert war. Der dritte Schlag gegen die Staatstheorie war das Aufkommen der Globalisierungsdebatte. Zumindest zu Anfang trugen die meisten in diesem Zusammenhang veröffentlichten Bücher Titel wie *Die Krise des Nationalstaates*, *Der Rückzug des Staates* oder *Das Ende der Souveränität*; man kam zu dem Schluss, dass die ökonomische Globalisierung die Staaten ihrer Souveränität beraubt habe, sodass ein Großteil der Arbeiten sich auf ökonomische und kulturelle Prozesse sowie das Auftauchen von transnationalen Konzernen etc. konzentrierte. Der Diskurs entfernte sich immer weiter von staats-theoretischen Fragen. Am Ende wurde die Staatstheorie als ein »Fehler« abgetan. Innerhalb des postmodernen Kontextes und der Globalisierungstheorie spielte der Staat kaum eine Rolle.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts gab es jedoch einige größere Veränderungen, die ein erneutes Interesse an staats-theoretischen Überlegungen bewirkten. Teilweise stammt es aus der Globalisierungsdebatte selbst, und das bringt mich in die Richtung der Arbeiten von Leo Panitch und Hardt/Negri. Letztere versuchen neue Konzepte zur Analyse der Machtverhältnisse im globalen Maßstab zu entwickeln. *Empire* ist zwar kein staats-theoretisches Werk im engeren Sinne, denn die Autoren argumentieren ganz im Gegenteil, dass Macht in vielfältigen Formen existiere, weit zerstreut und deterritorialisert auftrete. Trotzdem trägt es zum wiedererstarkenden Interesse an der Staatstheorie bei – gerade wegen der inneren Widersprüche in der Analyse. Ein zentraler Widerspruch zieht sich durch das ganze Buch: Hardt/Negri haben eine philosophische Konzeption von Macht, die der Netzwerk-Macht. Diese Vorstellung erläutern sie mit viel rhetorischem Schnörkel, der mit ihrer Selbstdefinition als »postmoderne Marxisten« in Einklang steht. Sieht man sich allerdings die Kapitel an, die sich mit realen Machthierarchien in internationalen Institutionen auseinandersetzen, in denen besagte Netzwerk-Macht verortet sein soll, ist am Ende eine empirisch und historisch andere Konzeption von Macht vorzufinden. Dies tritt am deutlichsten in Erscheinung, wenn sie über die USA schreiben. Diese charakterisieren sie als imperial, aber nicht imperialistisch, als die treibende Kraft hinter der Herausbildung der Netzwerk-Macht und zur Durchsetzung von Wertvorstellungen, die mittlerweile als universell anerkannt gelten, wie z.B. Menschenrechte. Tatsächlich können wir das Aufkommen einer Fraktion der politischen Linken beobachten, die US-Interventionen auf Grundlage eben dieser Idee gutheißt. Wenn man aber Hardt/Negris Analyse von der postmodernen Rhetorik ablöst, bleibt ein us-amerikanischer Superstaat übrig; und das führt in die Nähe einer Position wie der von Panitch. Wenn man sich

die historischen Wurzeln der Institutionen, in denen die Netzwerk-Macht angeblich lokalisiert ist, genauer anschaut, wird man feststellen, dass die treibende, wenn nicht gar dominante Kraft hinter der Stärkung dieser Institutionen, etwa der Entwicklung des GATT zur WTO oder hinter der Weltbank und dem IWF, die USA waren. Und die Analyse der US-Innenpolitik zeigt, dass die Triebkraft dieser Prozesse der Wettbewerbsvorteil des us-amerikanischen Finanzkapitals im Kontext des Zusammenbruchs des Bretton-Woods-Systems ist. Das Finanzkapital ist ein Machtblock, der nicht nur aus dem Finanzsektor besteht, sondern auch aus ehemals staatlich monopolisierten Sektoren. Dieser von James O Connor als »state monopoly sector« bezeichnete Bereich besteht aus den alten Industriesektoren, z.B. der Automobil-, Stahl-, Transportindustrie und dem Bergbau. Christoph Scherrer hat aufgezeigt, dass der allgemeine Konsens im Establishment der USA darauf beruht, die Stärke des eigenen Binnenmarktes als ein internationales Verhandlungsinstrument zu nutzen. Die US-Außenpolitik nutzt die Öffnung des us-amerikanischen Marktes als einen Hebel zur Liberalisierung der Märkte weltweit. Wir wissen nicht, ob diesem Handeln eine strategische Fehlkalkulation oder tatsächlich eine bewusste Strategie zugrunde liegt. Tatsache ist, dass, während der Finanzsektor in den USA ohne Zweifel einer der Hauptprofiteure dieser Globalisierung ist, der industrielle Sektor verwüstet wurde. In den letzten 20 Jahren erfolgte eine vollständige Restrukturierung der ökonomischen Basis der USA, verbunden mit der Entwicklung von Hightech-Industrien, Dienstleistungen aller Art und Finanzprodukten. Die US-Ökonomie ist anderen Ländern in diesen Bereichen technologisch und qualitativ weit voraus und daher international wettbewerbsfähig. Entsprechend konzentriert sich die US-Regierungspolitik auf die Förderung dieser Bereiche durch internationale Abkommen.

Die WTO ist ein multilaterales Abkommen zwischen Nationalstaaten, auch IWF und Weltbank stehen unter der gemeinsamen Verantwortung ihrer »Shareholder«. Im Grunde funktionieren diese Institutionen aber wie Konzerne – und es sind die USA, die größter Anteilseigner sind. Dementsprechend mögen die internationalen Institutionen zwar versuchen, einen bestimmten Grad an Autonomie geltend zu machen, aber die Realität ist, dass sie letztendlich den Nationalstaaten Rechenschaft schuldig sind und sich mit Sicherheit nicht Politikansätzen hinwenden dürfen, die diese, insbesondere die USA, inakzeptabel finden. Im Zusammenhang mit dem Irakkrieg wird deutlich, dass dies auch auf die UNO zutrifft. Der ökonomische Globalisierungsprozess wird von einigen Fraktionen des US-Kapitals – fraglos in Übereinstimmung und Zusammenarbeit mit bestimmten des japanischen und europäischen Kapitals – vorangetrieben, und die Art wie dies geschieht, führt mich gerade zu der Überzeugung, dass nicht nur der us-amerikanische Staat stärker ist als jemals zuvor, sondern auch seine Position in der globalen politischen Ökonomie. Zwei Belege stützen dies: Zum einen konzentrieren sich diejenigen, die einen ökonomischen Niedergang der USA behaupten, größtenteils auf Datenmaterial aus den 70er und 80er Jahren. Doch stieg mit der Reorganisation der US-Ökonomie in den 90er Jahren ihr Anteil am weltweiten Bruttosozialprodukt von 22 % auf 25 %. Die us-amerikanischen Wachstums- und Produktivitätsraten übersteigen sowohl den Weltdurchschnitt als

auch jene Europas und Japans. Die zweite Überlegung hängt mit der militärischen Stärke der USA zusammen. Nach dem Fall der Berliner Mauer und dem Zusammenbruch der Sowjetunion lies sich zunächst eine temporäre Verringerung der US-Militärausgaben feststellen, von etwa 7 % zu Zeiten des Vietnamkrieges auf heute etwa 4 % des Bruttoinlandsprodukts (BIP). Tatsächlich haben die USA, obwohl sie seit dem Ende des Kalten Krieges einen geringeren Teil des BIP für militärische Zwecke aufwenden, in absoluten Zahlen höhere Militärausgaben zu verzeichnen als jemals zuvor und als alle anderen Länder zusammen! Die Konsequenz ist, dass wir es mit einem us-amerikanischen Superstaat zu tun haben, dessen Macht beispiellos ist. Daraus ergibt sich die Frage, ob diese Macht für ein neoimperialistisches Projekt nutzbar gemacht wird, wie Panitch argwöhnt, oder ob die USA treibende Kraft einer autonomen Netzwerk-Macht sind, als Ort nunmehr legitimer, allgemein anerkannter Werte – wie Hardt/Negri behaupten würden. Meiner Meinung nach legt der Irakrieg nahe, dass Panitchs Position der Realität weitaus mehr entspricht.

Du hast dich gegen die These gewandt – die vorrangig durch die immense Verschuldung der USA gegenüber ausländischen Kapitalbesitzern begründet wird –, dass die derzeitige Entwicklung Ausdruck eines Niedergangs des Hegemons USA sei. Giovanni Arrighi und David Harvey z.B. betonen zwar die Abhängigkeit der überakkumulierenden Länder von der Kapital- und Warenabsorption durch den us-amerikanischen Binnenmarkt, beide betonen aber auch deren temporären Charakter im Kontext einer sich herausbildenden Zentralität des ostasiatischen Marktes mit China als Konsumtions- und Produktionszentrum. Harvey versteht die Nahostpolitik der Regierung unter George W. Bush als Vorstoß eines nicht mehr wohlwollenden, sondern räuberisch gewordenen Hegemons zur Einfrierung von Auslandsvermögen in den USA und zur Kontrolle des Persischen Golfs als Druckmittel gegen das aufsteigende, aber zunehmend vom persischen Öl abhängige China. Wie beurteilst du solche Thesen?

Wenn man grundsätzlich von einer Hegemonie des us-amerikanischen Superstaates ausgeht, bedeutet das nicht, dass er uneingeschränkt handeln kann, die Situation nicht widersprüchlich ist und im globalen System keine Herausforderungen existieren. All das gilt sogar in den Ländern, die Teil der US-Machtsphäre sind. Die Öffnung der US-Ökonomie war in vielerlei Hinsicht darauf angelegt, ausländisches Kapital anzulocken, einen starken Dollar zu gewährleisten und Investoren für us-amerikanische Staatsanleihen zu finden. In den 90er Jahren wurde dies aber immer weniger wichtig, weil es Clinton gelang, das Budget auszugleichen, erfolgreich einen Überschuss zu erzielen, bis er schließlich anfang, die Schulden der USA abzubezahlen. Das wird nicht lange so anhalten, da Bush für den Haushalt 2004 den größten Steuererlass in der Geschichte der USA vorsieht. Folglich mag genau darin eine der zweiseitigen Triebkräfte liegen, welche die Stärke des Hegemons schmälern wird. Widersprüche innerhalb der Triade können ein weiterer entscheidender Punkt sein: Sind Japan und Europa Juniorpartner eines us-amerikanischen neoimperialistischen Projekts oder können sie eine Art Kontrollinstanz der US-Macht werden und bis zu welchem Grade? So wie sich die Dinge bisher

entwickelt haben, ist Japan sicher keine kontrollierende Instanz. Was Europa betrifft, ist an den Ereignissen im Vorfeld des Irakkrieges zu sehen, dass es in Teilen den Versuch unternahm, seine Unabhängigkeit geltend zu machen und die ungezügelter US-Macht zu bremsen. Das politische Ergebnis dieses Versuches aber ist vielmehr eine Isolation als eine Stärkung der in Opposition zu den USA gegangenen Staaten Frankreich und Deutschland, auch innerhalb der Europäischen Union. Dieser Graben stellt einen zumindest kurzfristigen Rückschlag dar. Die Frage wird sein, inwieweit sich die EU neu formieren und eine europäische Identität entwickeln kann, um in vergleichbaren Situationen mit einer Stimme zu sprechen. Das Center for International and Strategic Studies, ein *think tank*, der parteiübergreifenden Einfluss auf die US-Außenpolitik hat, konzipiert die EU im Prinzip als politisches Äquivalent zur NATO, in dem Sinne, dass es kein Europa außerhalb des Kontextes eines erweiterten transatlantischen Bündnisses mehr geben wird – also us-amerikanische Hegemonie unter Berücksichtigung europäischer Belange. Die europäische Antwort hierauf entsprach einer alternativen Sicht der Dinge, der zufolge Europa und die Union sich zum zukünftigen Bezugspunkt aller transatlantischen Beziehungen entwickeln. Alle die USA betreffenden Probleme sollten am besten an die UNO und multilaterale Bündnisse, anstelle des transatlantischen Bündnisses, delegiert werden. Dies ist ein Vorgeschmack sich möglicherweise verstärkender Spannungen. Ich bin der Ansicht, dass die EU sich in Zukunft zu einer Kontrollinstanz der USA entwickeln wird.

Wichtigste ›Kontrollinstanz‹ aber sind die Widersprüche, die sich in den USA selbst herausbilden. Die aktuelle Bush-Regierung ist in vielerlei Hinsicht ideologisch überdeterminiert. Ihre Außenpolitik geht weit über das hinaus, was das us-amerikanische Finanzkapital, insbesondere im Zusammenhang mit Bushs Unilateralismus, willens ist zu akzeptieren oder zu tolerieren. Es ist abhängig von seinem globalen Engagement, transnational verankert und hat ein starkes Interesse an multilateralen Institutionen wie der WTO oder den G8. Die meisten der transnationalen Konzerne haben ihre Basis immer noch in den USA, und die Sicherheit ihres Kapitals macht einen gewissen Grad an Stabilität und die Entwicklung verlässlicher internationaler Gesetze, insbesondere von Handelsgesetzen, notwendig. Folglich wird diese dominante Fraktion irgendwann dazu gezwungen sein, die politische Komponente ihres Machtblocks zurückzuhalten und sie in einen akzeptierten Rahmen zurückzubringen.

In deiner Vorlesung hast du dich auf eine Unterscheidung der instrumentalistischen Staatstheorie bezogen: der zwischen der Kapitalfraktion der korporatistisch-kompromissorientierten Wirtschaftsliberalen (»corporate liberals«) und den radikalen Wirtschaftsliberalen (»ultraconservative liberals«). Zudem sprachst du von einer »ideologischen Überdeterminierung« der Bush-Regierung und hast voraus gesagt, dass das us-amerikanische Finanzkapital George W. Bush wahrscheinlich bald »zurückpfeifen« würde und die Republikaner demnach ihre Legitimität verlieren könnten. Das bringt mich auf eine Analyse von Mario Candeias: Er hat versucht, hegemonietheoretisch Konjunkturen des Neoliberalismus herauszuarbeiten und vertritt die These, dass wir uns mittlerweile in der dritten Periode des Neoliberalismus

befinden, die gekennzeichnet ist durch sich vertiefende Widersprüche und einen zunehmenden Legitimitätsverlust des neoliberalen Projekts. Charakteristisch für die erste Phase sei eine Politik des massiven Abbaus von sozialstaatlichen Errungenschaften und die Implementierung des neoliberalen Paradigmas gewesen, eingeleitet von den Wahlsiegen konservativer Regierungen in den führenden kapitalistischen Staaten in den 80er Jahren. Allerdings habe dieser Block sich auf eine zu geringe soziale Basis gestützt. So kam es fast überall zu Wahlsiegen sozialdemokratischer Parteien, die die Umverteilung von »unten« nach »oben« verlangsamten, die neoliberale Modernisierung aber auf einer breiteren sozialen Basis fortsetzten, sogar beschleunigten, wobei es ihnen gelang, die oppositionellen Fraktionen – die Reste der 68er-Generation – in weiten Teilen zu integrieren oder zu marginalisieren, was im gleichen Atemzug auch eine jahrzehntelange maßgebliche Schwächung der Kräfte der politischen Linken bedeutete. Aber auch ein sozialdemokratischer Neoliberalismus konnte die Widersprüche des Projekts nicht effektiv bearbeiten – eine Repräsentationskrise zeichne sich ab. Für dich ist die Rolle der »corporate liberals« dabei entscheidend. Welche Anzeichen deuten auf einen möglichen Anfang vom Ende des Neoliberalismus?

Das ist eine sehr zwingende Periodisierung, in vielerlei Hinsicht auch eine genaue Beschreibung des Musters der Entwicklung in den USA der letzten 25 Jahre. Definitiv erfasst sie die erste Phase der Reagan-Bush-Regierungen von 1980-92; und in etwa zur selben Zeit, als sozialdemokratische oder sozialistische Parteien in Europa an die Macht kamen, wurde auch Bill Clinton zum Präsidenten gewählt. Zwar ist Clinton nicht mit dem Typus des europäisch-sozialdemokratischen Politikers gleichzusetzen, trotzdem sprechen sie eine ähnliche Sprache – die des Neoliberalismus, mit einigen wenigen Konzessionen an die traditionelle Sozialdemokratie. Das neoliberale Projekt wurde gerade unter sozialdemokratischen Regierungen konsolidiert und auch hier unter der Führung der USA. Erinnerung sei daran, dass während der Regierungszeit der Demokraten die NAFTA geschaffen wurde. Auch die Unterzeichnung des WTO-Abkommens und etwa 200 anderer bilateraler Verträge zwischen den USA und anderen Handelsblöcken fallen in diese Zeit. Die ganze Bandbreite dieser Abkommen erleichterte die ökonomische Liberalisierung.

Was die dritte Periode anbelangt, ist es schwierig, abzuschätzen, wie George W. Bush in diese ganze Situation einzuordnen ist, vor allem, weil seine Wahl einer dieser unglücklichen Zufälle der us-amerikanischen Verfassungsgeschichte ist, denen zufolge man zwar gemäß den absoluten Wählerstimmen Wahlverlierer sein kann, aber dennoch Präsident wird. Es ist eine historische Anomalie, wie sie nur innerhalb der Verfassung der USA auftreten konnte. Einige Fakten allerdings deuten auf ein Schwinden der Unterstützung hin. Meinungsumfragen zeigen schon seit mehreren Jahren ohne Unterbrechung, dass die us-amerikanische Bevölkerung Steuerenkungen ablehnt. Die Mehrheit der Amerikaner will den Haushaltsüberschuss beibehalten und für Sozialausgaben und die Wiederherstellung der Solvenz der sozialen Sicherungssysteme verwenden. Es wird befürwortet, mehr in das Bildungssystem und die Infrastruktur zu investieren und die Kosten einer Hochschulausbildung

zu verringern. Im Grunde alles Forderungen eines sozialdemokratischen Projekts; allerdings wüssten die meisten Amerikaner, wenn man sie denn fragen würde, nicht, was Sozialdemokratie bedeutet. Diesen Vorstellungen entgegen steht die Politik der Bush-Regierung, die diesen Überschuss in kürzester Zeit wieder in ein Defizit verwandelt hat. In einem nie zuvor gekanntem Ausmaß werden – schuldenfinanziert – enorme Steuersenkungen vorgenommen (zunächst 1,3 Billionen US-Dollar über einen Zeitraum von zehn Jahren und weitere, die sich angeblich auf 350 Milliarden belaufen, wahrscheinlich aber, wenn man das Kleingedruckte liest, eher auf 800 Milliarden beziffert werden müssen). Davon werden fast ausschließlich die oberen 1 % bis 5 % der Bevölkerung sowie in den USA angesiedelte Konzerne profitieren. Abgesehen von einer kleinen Gruppe aus Vermögenden und Großkonzernen stößt diese Politik in den USA auf wenig Unterstützung. Tatsächlich ist von vielen Leuten auch an der Wall Street zu hören, dass sie die zweite Runde der Steuersenkungen nicht wollen, weil sie eine Gefahr für Finanz- und Haushaltsstabilität darstellt. Diese Strategie kann sich also nicht einmal auf die Unterstützung der führenden Kapitalfraktionen in den USA, die unmittelbaren Nutznießer dieser Politik, stützen. Die schwindende Legitimität ist darüber hinaus auf die allgemeine Wirtschaftslage zurückzuführen. Vor den Anschlägen am 11. September 2001 hatte die US-Außenpolitik prioritär die Stärkung der Zusammenarbeit zwischen den Staaten der westlichen Hemisphäre im Auge. Es handelte sich um eine auf Kontinentaleuropa gerichtete Strategie, die den Umbau der NATO anvisierte und den Ausbau der Freihandelszone Nord- und Südamerikas vorantreiben wollte. Nach den Anschlägen aber verfolgte Bush eine Politik der massiven militärischen Aufrüstung. Umfrageergebnisse vor dem Irakkrieg zeigen, dass etwa ein Drittel der us-amerikanischen Bevölkerung diesen Krieg unterstützte, ein Drittel grundsätzlich dagegen war und ein weiteres Drittel den Krieg befürwortet hätte, wenn es zu einer multilateralen Billigung durch die UNO gekommen wäre. Mit Beginn des Kriegs ergaben sich einige Verschiebungen: das mittlere Drittel nahm nun die erste, befürwortende Position ein. Umfragen, die während des Höhepunkts des Irakkriegs durchgeführt wurden, demonstrierten aber, dass, trotz der großen Zustimmung der Öffentlichkeit zu diesem Krieg, nachdem dieser nun einmal begonnen war, ein ebenso großer Prozentsatz die Wirtschaftspolitik negativ beurteilte. Die ökonomische Leistung der Bush-Regierung in den USA ist ganz objektiv – nach einfachen Kriterien der statistischen Datenerhebung – eine der schlechtesten seit Ende des Zweiten Weltkrieges. An diesem entscheidenden Punkt mangelt es der Regierung an Unterstützung. Es stellt sich nun die Frage, ob die Demokraten, trotz George W. Bushs – durch den Irakkrieg erlangten – Popularität, den Mut haben werden, eine sozialdemokratische Agenda zu artikulieren. Wie weit das nun wieder anziehende Wirtschaftswachstum nachhaltig sein wird, wird mitentscheidend für den Ausgang der bevorstehenden Wahlen werden.

Welche Bedeutung kann die us-amerikanische Bevölkerung für die Formierung einer Gegenbewegung einnehmen? Welche Auswirkungen hat der »Kreuzzug gegen den Terror« und die äußere Feindbestimmung auf die innenpolitische Situation in den

USA? In Deutschland war zu beobachten, dass viele der schmerzhaften Einschnitte in die sozialen Sicherungssysteme und neoliberale Umstrukturierungsmaßnahmen – z.B. die Hartz-Gesetze – durch die hohen Popularitätswerte Schröders als »Antikriegskanzler« verdeckt und mit dem Fokus auf Außenpolitik mögliche Widersprüche abgedefert wurden. Ist die Mobilisierung gegen den »äußeren Feind« auch ein Mittel, das Aufbrechen von sozialen Widersprüchen in den USA hinauszuzögern oder gar ganz zu unterbinden?

Es gibt eine alte Theorie, die sog. Ablenkungsthese von Charles Beard, die besagt, dass us-amerikanische Präsidenten bei innenpolitischem Versagen sich bewusst oder unbewusst in außenpolitische Abenteuer begeben. Dies gilt sicher auch für Bush angesichts der katastrophalen Wirtschaftspolitik. Aber ganz gleich, ob der Irak-Krieg nun eher durch absichtsvolles Handeln herbeigeführt wurde oder doch einfaches Resultat einer Art blinder struktureller Kraft ist, besteht kein Zweifel daran, dass die us-amerikanische Öffentlichkeit durch den Krieg abgelenkt wurde. Das verbreitete Unsicherheitsgefühl hat ökonomische Fragen vorübergehend in den Hintergrund gedrängt. Trotzdem bin ich der Überzeugung, dass die Position der Bush-Regierung aufgrund ihrer unzureichenden Wirtschaftspolitik gefährdet ist. Eine weitere schwer einzuschätzende Determinante hängt mit der Antwort der us-amerikanischen Bevölkerung auf den Irakkrieg selbst zusammen. Wie erwähnt, kann sich das mittlere Drittel, die sog. us-amerikanische Mitte, in jedwede Richtung bewegen. Bushs Glaubwürdigkeit hat gelitten, angesichts dessen, dass keine Massenvernichtungswaffen im Irak gefunden wurden. Allerdings befürchte ich, dass die us-amerikanische Mitte aufgrund der Berichte über Massengräber des Husseinregimes, den Krieg trotz fehlender Massenvernichtungswaffen als gerechtfertigten Krieg betrachtet. Nichtsdestoweniger wird die Öffentlichkeit beim nächsten Mal weitaus trifftigere Beweise verlangen, bevor sie sich auf ein neues außenpolitisches Abenteuer dieser Größenordnung einlässt. Der Irakkrieg kann sich für Bush als Fluch erweisen, je länger solche Waffen nicht gefunden werden, je länger die USA im Irak bleiben müssen und je blutiger es für die eigenen Truppen wird.

Kannst du noch Näheres zu den möglichen Subjekten eines »gegenhegemonialen Blocks« sagen? Welches Potential siehst du in den Europäischen Sozialforen, in der globalisierungskritischen Bewegung und ATTAC, oder gar in der »Menge« (multitude) und welche Rolle könnte die traditionelle Linke dabei spielen?

Ich sehe eine Handvoll möglicher Quellen, aus denen sich Widerstand speisen könnte. Es hat eine große Verwirrung über die Bedeutung des Konzepts der »Menge« gegeben. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob die »Menge« überhaupt einen historischen oder sozialen Bezugspunkt hat oder ob es sich nicht ganz banal um ein philosophisches Konzept handelt, das eine metaphysische Konzeption einer Gegen-Netzwerk-macht als »Volksenergie« oder »produktive Energie« (constituent energy), wie Negri sie nennt, begründen soll. Sollte ein empirischer Bezug existieren, dann ist es wohl die globalisierungskritische Bewegung, die mittlerweile – sowohl was ihre Präsenz als auch ihre Mitgliederstruktur anbelangt – zunehmend

eine internationalisierte Form annimmt. Diese Entwicklung ist zweifellos vielversprechend, allerdings möchte ich im Moment nicht in unangemessene Begeisterung ausbrechen. Ich sage das aus folgendem Grund: Die globalisierungskritische Bewegung ist eine heterogene Anhäufung von unterschiedlichen Strömungen, die keinerlei gemeinsame Denkweise vertritt, teilweise sogar konträren Ideologien anhängt – von den Anarchisten zu den neuen Linken zu den alten Linken etc. Folglich würde es eine gewaltige Kraftanstrengung erfordern, hieraus eine kohärente Bewegung zu schmieden. Das einzig verbindende Moment ist im Augenblick noch die Ablehnung neoliberaler Globalisierung. Diese entspringt sogar einer in Teilaspekten antikapitalistischen Haltung, doch das ›Wofür‹ fehlt. Ein Teil der Aufgabe für die Linke wird zukünftig sein, wieder wirklich programmatisch zu denken, auch zu artikulieren, wie eine sozialistische Welt aussehen könnte. Wo lassen sich aber – mal abgesehen von der »Menge« – Träger einer Entwicklung hin zu einer solchen Gesellschaft finden? Ganz sicherlich kann man die ›Massen‹ in einem solchen Prozess nicht unberücksichtigt lassen. Kommen wir noch einmal auf unsere Ausgangsfrage zurück: Wenn die Globalisierung tatsächlich ein Prozess ist, der von Nationalstaaten aktiv betrieben wird, dann muss der Kampf für eine neue Welt beim Nationalstaat beginnen. Eigentlich würde man annehmen, dass sozialdemokratische Parteien in Regierungsverantwortung den Anfang darstellen. Durch die Opposition gegen us-amerikanische Kriegsplanungen mag es momentan scheinen, als seien Deutschland und Frankreich als Konsequenz dieser Politik politisch isoliert, dennoch gehe ich davon aus, dass sie hierdurch einen Diskurs eröffnet haben, der von den USA nicht so ohne weiteres neutralisiert werden kann. Hier liegt einer der Kristallisationspunkte von Widerstand begründet. Ein zusätzliches Terrain des Kampfes wird in den USA selber liegen müssen. Der Umstand des Krieges hat auf Seite der Linken nur eine sehr schwache Mobilisierung hervorgerufen, was zum Teil mit der Problematik zusammenhängt, dass eine besagte Fraktion der Linken existiert, die – basierend auf der von Hardt/Negri beschriebenen Logik des *Empire* – »humanitäre Interventionen« als legitim empfindet. Das ist eine Fraktion, die weitgehend der alten »Neuen Linken« entsprang und die sich aus unterschiedlichen Gründen in das außenpolitische Establishment integriert hat. Die us-amerikanische Linke ist im Vergleich zur traditionellen europäischen Linken seit jeher schwach. Zum heutigen Zeitpunkt ist sie sowohl intellektuell als auch politisch weitaus schwächer als sie es vor drei Jahrzehnten war. Ein weiteres Feld, auf dem Widersprüche auftreten, ist das der sog. Entwicklungsländer. Insbesondere die Entwicklung in Lateinamerika ist vielversprechend: Wir konnten den Wahlsieg der Arbeiterpartei in Brasilien beobachten und sahen, wie Argentinien dem IWF offen widersprach. Das war so erfolgreich, dass die Offiziellen des IWF nach Argentinien reisen und dort eingestehen mussten, dass ihre Prognose falsch war, dass das argentinische Wirtschaftswachstum weitaus stärker war, als sie erwartet hatten. In dieser Kraftprobe ist der IWF – zumindest bis zu einem gewissen Grad – geschlagen worden. Wir haben gesehen, dass Politiker in Führungspositionen, die sich gegen das globale Establishment zur Wehr setzen, zumindest geringfügige Verschiebungen hervorrufen können. Wenn das tatsächlich

der Fall ist, dann ist dies das Startsignal für eine neue Debatte über die Zukunft des Sozialismus in einer globalisierten Welt und darüber, ob der Glaube an den Untergang von Sozialdemokratie und Sozialismus als Konsequenz der Globalisierung nicht eher ein Resultat der Paralyisierung der Linken durch die ideologische Dominanz des Neoliberalismus ist, statt wirkliches Ergebnis objektiver Bedingungen. Dies führt uns zu einer Frage, die schon das Denken Lenins bestimmte – die nach der politischen Organisation. Sie wirft uns zurück auf Gramsci, auf Konzepte von Hegemonie und Stellungskrieg. Es geht um die ideologische Auseinandersetzung. In den USA werden Theoretiker und Wissenschaftler der Rechten in Tageszeitungen und Zeitschriften zitiert, sie schreiben Aufsätze und Artikel für Populärmagazine und sie treten im Fernsehen auf. Das ist das Ergebnis einer 30- bis 35-jährigen Mobilisierung der rechten Intellektuellen mit dem Ziel, sich wieder selbst in die Debatten einzuschalten. Eine der größten Tragödien der staatstheoretischen Debatten der 70er Jahre bestand darin, dass linke Intellektuelle so darauf versessen waren, ihre eigenen wissenschaftlichen Fähigkeiten zu perfektionieren. Als Intellektuelle aber haben wir die Verpflichtung, Intellektuelle der Öffentlichkeit zu sein, und das bedeutet manchmal, dass wir an öffentlichen Orten unseren Standpunkt *verständlich* darlegen. Das ist es nämlich, worum es beim Kampf um Hegemonie geht.

Kritische Soziologie bei Argument



Die erste Monographie der Gouvernementalitätsdebatte im deutschsprachigen Raum verschreibt sich einem interdisziplinären Ansatz. Opitz' Arbeit ist gleichermaßen philosophische Reflexion und kritische Sozialwissenschaft, ein Beitrag zur Organisationstheorie und »eine Analyse der Zivilisationstatsachen, die unsere Kultur ausmachen« (Foucault).

Sven Opitz

Gouvernementalität im Postfordismus

Macht, Wissen und Techniken des Selbst im Feld unternehmerischer Rationalität

Argument Sonderband Neue Folge AS 297

ISBN 3-88619-297-0 · 15,50 € [D]

Im Buchhandel oder direkt vom
Argument-Versand, Reichenberger Str. 150, 10999 Berlin
Fax: 030 / 611 42 70, versand@argument.de


Argument
www.argument.de

Michael Heinrich

Über »Praxeologie«, »Ableitungen aus dem Begriff« und die Lektüre von Texten

Antwort auf W.F. Haug¹

1. Diskussionsstile

Bei der Lektüre dieser Antwort konnte ich mich einer gewissen Überraschung nicht erwehren. Haug benötigt gerade mal eine Druckseite (424), um gleich zu Beginn seines Beitrags meine charakterlichen und politischen Defizite genau zu bestimmen: Ein »Mangel an Selbstrelativierung«, weil ich das »Verlangen« hätte, dem Marxismus »eines auszuwischen« (steht wirklich so da!); »Selbstüberschätzung«, die durch meine Kritik an Marx »bezeugt« wird (belegt durch einen Halbsatz aus meinem Buch *Die Wissenschaft vom Wert*, aus dem sich den Lesern mein Argument allerdings kaum erschließen dürfte), und schließlich wird die Gefahr der Bildung einer »Sekte« und der »Praxisferne« beschworen, die mit »Heinrichs Programm-begriff der »monetären Werttheorie«« verbunden sei. Zum Wort »monetär« wird in diesem Zusammenhang gleich noch angemerkt, es sei nur durch die »Geltungsmacht des herrschenden Monetarismus aus dem Englischen ins Deutsche eingedrungen«. Diese etymologische Behauptung (deren Richtigkeit ich nicht beurteilen kann), hat zwar keinerlei inhaltliche Beziehung zur Diskussion über das mit der »monetären Werttheorie« Gemeinte, aber als kleine Anschwärzung des Kontrahenten macht sie sich schon mal ganz gut: Da nimmt ja einer ein Wort in den Mund, das durch den Monetarismus eingeführt wurde.

Ich will die Auseinandersetzung weder auf einer solchen Ebene aufnehmen, noch will ich darüber spekulieren, von welchen Verunsicherungen die haugschen Tiraden ausgelöst wurden. Über all das mögen die Leser selbst urteilen. Auf einen gleich mehrfach gemachten Vorwurf muss ich allerdings eingehen, da er sich einer Beurteilung durch die Leser entzieht. Haug wirft mir vor, ich würde in meinem Artikel »den zur Diskussion gestellten Text« (seinen im selben Heft erschienenen Beitrag *Historisches/Logisches*) »kaum oberflächlich streifen« (424) und zu meinen Ausführungen über Geld, Kapital und Kredit schreibt Haug, dass »deren durch Marxizitate beglaubigte Ausbreitung entbehrlich und – Heinrich verüble mir nicht, dass ich ihm das unschöne Wort zurückreiche – ausnehmend banal ist, weil nichts zur Frage nach dem Verhältnis von Historischem und Logischem beitragend« (426).

1 Wolfgang Fritz Haug, »Wachsende Zweifel an der Monetären Werttheorie. Antwort auf Michael Heinrich«, in: *Das Argument* 251, 45. Jg., 424-37. Seitenangaben ohne weiteren Nachweis beziehen sich auf diesen Text.

Der unbefangene Leser muss den Eindruck haben, ich wäre um einen Beitrag zu Haugs Text gebeten worden, hätte dann aber lediglich am Rande darüber geschrieben und stattdessen über Kapital und Kredit. Nur entspricht dieser von Haug erweckte Eindruck nicht den Tatsachen. Anfang 2003 wurde ich von der *Argument*-Redaktion um einen Beitrag über die marxsche Geld- und Kredittheorie als Grundlage der Analyse gegenwärtiger Finanzmärkte gebeten. Einige Monate später wurde mir der haugsche Artikel *Historisches/Logisches* mit der Bitte zugesandt, falls es eine Schnittmenge zu meinem Thema gäbe, auch auf diesen Text einzugehen. Mein Thema war also immer noch Geld und Kredit und keineswegs der haugsche Artikel. Gegen einen Diskussionsbeitrag zu diesem Artikel hätte ich nichts einzuwenden gehabt, da ich ihn nicht nur hinsichtlich der in meinem Aufsatz angesprochenen Punkte für äußerst problematisch halte. Nur war dies, wie gesagt, nicht das mit der Redaktion vereinbarte Thema.

II. Monetäre Werttheorie

Nun aber zu den Inhalten. Die von Haug aufgestellten Behauptungen sowohl über meine als auch über marxsche Aussagen werden häufig durch das Zitieren einzelner Halbsätze begründet, die in – gelinde gesagt – problematischer Weise montiert werden. Eine vollständige Antwort würde zunächst eine Reihe von Klarstellungen erfordern, die den Umfang dieses Beitrags sprengen würden. Ich werde mich deshalb auf wenige Einzelpunkte beschränken. Wie die haugsche Montagetechnik funktioniert, werde ich im übernächsten Abschnitt demonstrieren.

Aber zunächst eine Bemerkung zur »monetären Werttheorie«. Haug wirft die Frage auf, warum man denn überhaupt den Akzent auf »monetär« legen sollte, statt von einer »wertformanalytischen Geldtheorie« zu sprechen (425). Sofern mit letzterem zum Ausdruck gebracht werden soll, dass sich die marxsche Geldtheorie einer wertformanalytischen Grundlage verdankt, ist nichts einzuwenden. Mit der Bezeichnung monetäre Werttheorie wird eine solche nicht bestritten, sondern darüber hinaus betont, dass Wert erst im Hinblick auf Geld verstanden werden kann, sich nicht substanzialistisch an einer einzelnen Ware festmachen lässt, sondern nur als Geltungsverhältnis, das in der Beziehung der Waren aufeinander existiert. Und diese Beziehung ist erst einheitlich und allgemein ausgedrückt als Beziehung der Waren auf Geld. Anders ausgedrückt: Die marxsche Werttheorie ist ganz wesentlich Kritik prämonetärer Werttheorien, d.h. Kritik von Theorien, die meinen, Wert sei bereits durch die Benennung einer Werts substanz bestimmt, sei dies nun Arbeit oder Nutzen. Dieser letzte Punkt wurde vor allem von Backhaus in den 1970er Jahren herausgearbeitet. Welche Konsequenzen sich daraus ergeben, kann ich hier nicht im Einzelnen entwickeln, ich muss den Leser auf das sechste (in der ersten Auflage das fünfte) Kapitel von *Die Wissenschaft vom Wert* verweisen.

III. Haug – ein Kritiker von Engels?

Bei der Frage des Zusammenhangs der Kategorien, die unter dem Label ›Logisches und Historisches‹ diskutiert wird, sieht Haug zwei Positionen einander gegenüber stehen: diejenige der »logizistischen Marx-Interpretationen«, die sich am »begrifflogischen Paradigma Hegels« »festklammern« würden (426) und die Position von Engels, die er in seiner Antwort allerdings nicht weiter spezifiziert. Für sich selbst reklamiert er eine »dritte Position« (427), die er als von der engelschen verschiedene auffasst, denn mir wirft er vor, dass ich ihn sogleich in die »engelsche Schublade« stecken würde.

Dass Haug eine von Engels abweichende Position beansprucht, kommt für mich (und wahrscheinlich auch für eine ganze Generation seiner Schüler) in der Tat einigermaßen überraschend. Mir ist in den bisherigen Veröffentlichungen Haugs keine derartige Abgrenzung aufgefallen. Stattdessen findet man eine Reihe von Äußerungen, die darauf schließen lassen, dass er die engelsche Auffassung teilt. So wird in den zuletzt 1989 unverändert aufgelegten *Vorlesungen zur Einführung ins ›Kapital‹* bei der Frage des Logischen und Historischen nicht nur zustimmend auf den Aufsatz von Holzkamp (1974) verwiesen, der ja gerade die engelsche Position verteidigt (Haug 1976, 150). Haug selbst spricht in diesem Zusammenhang davon, dass die »wirklichen historischen Entwicklungen« Resultat heterogener Wirkungen seien, es bei der Wertformanalyse aber darum gehe, das »Entwicklungsgesetz der Wertform in laboratoriumshafter Reinkultur« herauszupräparieren, und zieht daraus den Schluss: »Daher konnte Engels auch sagen, dass das Logische nur das von Zufälligkeiten gereinigte Historische sei« (151). Dies alles lässt in Haug nicht gerade einen Kritiker von Engels vermuten. Auch im Stichwort *Genesis* des 2001 erschienenen Band 5 des *HKWM* ist nicht die geringste Kritik an Engels zu erkennen. Erst im Entwurf zum Stichwort *Historisches/Logisches* findet sich eine verhaltene Kritik. Nachdem längere Passagen der engelschen Rezension von *Zur Kritik* zitiert wurden, heißt es: »Eingängig formuliert, ist keine einzige dieser Bestimmungen unproblematisch; doch keine ist einfach von der Hand zu weisen« (Haug 2003, 383). Sollte der Leser allerdings die Erwartung haben, er könnte nun erfahren, was Haug an den engelschen Bestimmungen problematisch findet, dann wird er enttäuscht: Kurz nach dieser Äußerung beginnt er mit einem neuen Punkt.

Haug mag das, was er früher einmal vertreten hat, heute anders sehen. Allerdings fällt es ihm offenbar schwer, einen solchen Lernprozess zuzugeben; er sieht in ihm wohl eher eine Schwäche. Nicht anders kann ich es mir erklären, dass er mehrfach geradezu triumphierend auf Veränderungen in der zweiten Auflage meines Buches verweist, mit denen Aussagen der ersten Auflage eingeschränkt oder präzisiert werden.

Allein die Tatsache, dass Haug sich im Unterschied zu seinen früheren Veröffentlichungen um eine von Engels unterschiedene Position bemüht, ist keineswegs kritikwürdig. Problematisch ist allerdings die Charakterisierung seiner »dritten« von Engels abweichenden Position. Haugs »Vorschlag« besteht darin, die Rede

von der logischen Methode sein zu lassen und »sich näher an Marx' methodischem Selbstverständnis und in letzter Instanz an seiner wirklichen Forschungs- und Darstellungsweise zu orientieren sowie alle Energie daran zu wenden, diese geschichtsmaterialistisch konsistent zu rekonstruieren« (426). Dieser schöne Vorschlag, sich an Marx' eigener Forschungs- und Darstellungsweise zu orientieren, ist allerdings ein alter Gemeinplatz, der nicht nur in den Debatten über eine »Rekonstruktion der Kritik der politischen Ökonomie« in den 70er Jahren immer wieder geäußert wurde, schon Henryk Grossmann leitete 1929 sein Buch über das »Zusammenbruchsgesetz« mit der Klage ein, dass man sich über Marx' Forschungsmethode bisher zu wenig Gedanken gemacht habe (Grossmann 1929, V). Ganz unterschiedlich beantwortet wurde allerdings die Frage, wie diese Orientierung an der marxsschen Methode denn aussehen soll. Haug stellt sich die richtige Weise folgendermaßen vor: »Die Kriterien, nach denen dies einzig geschehen kann, verlangen den Rekurs auf menschliches Verhalten in bestimmten Verhältnissen und in asymmetrischer Wechselwirkung mit diesen.« (426)

Auf die Probleme, die der »Rekurs auf menschliches Verhalten« aufwirft, werde ich im letzten Teil zu sprechen kommen. Hier geht es zunächst um etwas anderes. Stellt dieser »Rekurs auf menschliches Verhalten« tatsächlich einen Unterschied zu Engels dar, begründet er wirklich eine »dritte Position«? Der haugsche Vorschlag ist dermaßen allgemein, dass ihn wohl nicht nur Engels akzeptieren würde, auch ein Neoklassiker kann den »Rekurs auf menschliches Verhalten in bestimmten Verhältnissen und in asymmetrischer Wechselwirkung mit diesen« ohne Probleme in Anspruch nehmen.

Nicht viel besser wird es, wenn Haug dann auf der nächsten Seite zurückweist, dass es seine genetische Rekonstruktion mit modellhafter Darstellung der Geschichte zu tun habe: »Aber nein! Es geht bei genetischer Rekonstruktion nicht um ›Darstellung der Geschichte‹, auch nicht in ›modellhafter‹ Form. Sondern es geht, wie das Wort Genesis besagt, um die Untersuchung eines Entstehungszusammenhangs und eines Werdens.« (428) Diese Zurückweisung verwundert, hatte Haug doch in *Historisches/Logisches* sich selbst zitierend geschrieben: »Das Genetische kann aber in der Tat als das modellhaft begriffene Historische gleichsam ›in laboratoriumshafter Reinkultur‹ (Haug 1974/76, 151) verstanden werden.« (Haug 2003, 384) Wie nun? Das Genetische ist zwar auf keinen Fall »modellhafte Darstellung von Geschichte«, aber es ist »modellhaft begriffenes Historisches«? Und außerdem soll sich dieses »modellhaft begriffene Historische« auch noch von dem unterscheiden, was Engels als »das Spiegelbild, in abstrakter und theoretisch konsequenter Form, des historischen Verlaufs« bezeichnet (13/475), denn Haug beansprucht für sich ja eine »dritte Position«? Mir scheint, dass Haug an seiner »dritten Position« noch etwas arbeiten muss. Sollte er die Unterschiede zu Engels eines Tages nicht nur behaupten, sondern auch deutlich machen, dann werde ich ihn auch ganz bestimmt nicht mehr in die »engelssche Schublade« stecken.

IV. »Ableitung aus dem Begriff« oder doch eine sorgfältigere Textlektüre?

Ausführlicher als mit seiner eigenen »dritten«, beschäftigt sich Haug mit meiner Position, die er, wie es seine Überschrift II nahe legt, als »Ableitung aus dem Begriff« auffasst. Dabei kommt seine oben erwähnte Zitatmontagetechnik voll zum Tragen. Haug stellt die Frage, was ich wohl als »Begründung« gelten lasse und schreibt dann über mich:

Das dunkle Objekt der Begierde sucht er hinter einem Satz aus der – von ihm noch nicht so populär verfälscht gehaltenen (siehe weiter unten) Erstauflage des *Kapital*, wo Marx sagt, er wolle »beweisen, dass die Werthform aus dem Werthbegriff entspringt« (II.5/43) – eine Formulierung, in der es allerdings unerlaubt hegelt. Marx gießt Hohn und Spott aus über diejenigen, die vom »Begriff« Wert, nicht von dem sozialen Ding«, der »Ware«, ausgehen, und diesen Begriff sich in sich selbst spalten (verdoppeln) lassen« (19/374f). In geschichtsmaterialistischer Sicht ist die »Begriffsanknüpfungsmethode«, wie Marx schimpft, als sie ihm zugeschrieben wurde (19/371), nicht zulässig. Laut Heinrich, der in eben solcher Selbstverdopplung den wahren Jakob sieht, »verschleiert« Marx solches Entspringenlassen aus dem Begriff in der überarbeiteten Fassung von *Kapital* I, weil er dort beansprucht, durch Analyse der Wertform die »Genesis der Geldform« zu rekonstruieren (1991, 185, Fn. 54). (427f)

Haug stellt hier drei Behauptungen auf, die er anscheinend durch Zitate belegt:

1. Wir finden in der Erstauflage des *Kapital* von 1867 manche Stellen, an denen es »unerlaubt hegelt« (wo also Marx selbst so etwas wie eine »Ableitung aus dem Begriff« unternimmt, über alles Nähere schweigt sich Haug dabei allerdings aus).
2. In diesen Stellen, besonders in der von Haug zitierten, würde ich den »wahren Jakob« sehen. Es wird einerseits unterstellt, dass es auch bei mir »unerlaubt hegelt« und dass ich andererseits den von Haug angeführten Satz aus der Erstauflage als Begründung meiner Verfahrensweise, der »Ableitung aus dem Begriff«, betrachten würde. Verwiesen wird dabei nur auf eine Fußnote in meinem Buch, die sich im übrigen nicht nur in der von Haug zitierten ersten Auflage findet, sondern auch in der zweiten, dort S. 230.
3. Mit den beiden nächsten Marx-Zitaten (die aus den um 1880 entstandenen *Randglossen zu Wagner* stammen) legt Haug eine implizite Selbstkritik von Marx nahe: Marx gießt Hohn und Spott aus über eine Argumentationsweise, deren er sich selbst – nach Haug – 1867 auch noch stellenweise bedient habe.

Bei genauerer Betrachtung der angeführten Texte, wird man allerdings feststellen, dass alle drei von Haug aufgestellten Behauptungen sich nicht belegen lassen.

Zu 1. Betrachtet man den von Haug zitierten Satz »beweisen, dass die Werthform aus dem Werthbegriff entspringt« isoliert, dann müsste man in Marx in der Tat einen Vertreter des Deutschen Idealismus vermuten. Anders sieht es aus, wenn man den gesamten Satz in seinem Kontext betrachtet:

Man sieht: die Analyse der Waare ergibt alle *wesentlichen* Bestimmungen der Werthform und die Werthform selbst in ihren gegensätzlichen Momenten [...] Das entscheidend Wichtige aber war den inneren notwendigen Zusammenhang zwischen Werthform, Werthsubstanz und Werthgröße zu entdecken, d.h. ideell ausgedrückt, zu beweisen, dass die Werthform aus dem Werthbegriff entspringt. (II.5/43)

Hat man die vollständige Passage vor sich, wird man kaum auf die Idee kommen, Marx habe hier etwas aus dem Begriff entspringen lassen. Haug ist nicht der erste, der Marx vorwirft, dass es »unerlaubt hegelt«. Bereits im Nachwort zur 2. Auflage von *Kapital I* schreibt Marx: »Die deutschen Rezensenten schreien natürlich über hegelsche Sophistik« (23/25). Daraufhin macht er die wohlbekannten Bemerkungen, dass seine (Marxens) dialektische Methode das direkte Gegenteil der hegelschen Methode sei, räumte aber auch ein: »Ich [...] kokettierte sogar hier und da im Kapitel über die Werttheorie mit der ihm [Hegel, M.H.] eigentümlichen Ausdrucksweise.« (23/27). Und genau darum handelt es sich bei der von Haug zitierten Passage. *Nachdem* Marx die Wertformanalyse entwickelt hatte, fasst er zusammen, was ihm an ihr wichtig ist (den notwendigen Zusammenhang zwischen Wertform, Wertsubstanz und Wertgröße zu entdecken), und erst *danach* formuliert er das Entdeckte in hegelschen Termini und betont dies auch noch, indem er schreibt »d.h. ideell ausgedrückt«, was natürlich nichts nutzt, wenn es, wie bei Haug, einfach weggelassen wird. Von einem »unerlaubten Hegeln« kann also keine Rede sein.

Zu 2. Dass wir bei Marx eine »Ableitung aus dem Begriff« oder ähnliches finden, habe ich nirgendwo behauptet, auch nicht in der von Haug angeführten Fußnote. Dort wird lediglich der von Haug als Beleg marxischer Hegelei betrachtete Satz zitiert – im Unterschied zu Haug allerdings vollständig. Und wie der Leser, wenn er in meinem Buch nachschlägt, unschwer feststellen kann, war das, worauf es mir ankam, keineswegs das »ideell ausgedrückte« (nach Haug das angebliche Objekt meiner Begierde), sondern die von Marx gegebene Zusammenfassung, dass die Wertformanalyse den Zusammenhang von Wertform, Wertsubstanz und Wertgröße entwickeln soll. Diese Formulierung habe ich betont, weil sie deutlich macht, dass es nicht um eine historische Entwicklung geht, sondern um den Zusammenhang der verschiedenen Bestimmungen der existierenden Ware.²

Zu 3. Wenn es bei Marx 1867 nicht »unerlaubt hegelt«, dann hat er auch 1880 keinen Grund zu der von Haug suggerierten impliziten Selbstkritik. In den *Randglossen* geht es auch überhaupt nicht um irgendwelche Hegeleien, auch nicht darum, dass man Marx eine solche Hegelei vorgeworfen hätte. Vielmehr kritisiert Marx einige Vertreter der deutschen Vulgärökonomie. Deren Reflexionsniveau, da wird mir Haug zustimmen, liegt aber meilenweit unter dem der hegelschen

2 Dass Haug mich unter die Vertreter einer hegelmарxistischen oder »logizistischen« Marx-Interpretation einreicht, für die unter anderem gelten soll »Jede Entfernung von Hegel erscheint in diesem Licht erstens als Popularisierung und zweitens als Niedergang« (428), betrachte ich als so etwas wie eine ausgleichende Gerechtigkeit. In der Vergangenheit wurde mir häufig der gegen-
teilige Vorwurf gemacht, ich würde die Bedeutung der hegelschen Philosophie für die Kritik der politischen Ökonomie negieren (z.B. Birkner 2002). Jene Kritiker haben immerhin zur Kenntnis genommen, dass ich in der *Wissenschaft vom Wert* an verschiedenen Stellen auf die Stufen der marxischen Hegelkritik eingehe. Dagegen hat Haug immerhin bemerkt, dass ich der hegelschen Philosophie für das Verständnis von Marx eine gewisse Bedeutung beimesse, wenn auch nicht diejenige, die mir von Haug unterstellt wird. Relevant für Marx scheint mir Hegel vor allem hinsichtlich seiner Problemstellungen zu sein (vgl. Heinrich 1999, 170ff).

Philosophie. Die Begriffsverdopplung, über die Marx an der von Haug angeführten Stelle spottet, besteht einfach darin, dass jene Vulgärökonom den »Wertbegriff im allgemeinen« sich in Gebrauchswert und Tauschwert spalten (verdoppeln) lassen. Die Kritik solcher Dämlichkeiten lässt sich wohl kaum mit der Kritik an »Hegeleien« auf eine Stufe stellen. Wie oberflächlich Haug die *Randglossen* anscheinend gelesen hat, zeigt sich auch an seiner Behauptung, Marx würde die ihm zugeschriebene »Begriffsanknüpfungsmethode« zurückweisen. Schaut man in den Text, dann wird deutlich, dass nicht Marx ein solcher Vorwurf gemacht wird. Es ist vielmehr Marx, der das Wort zur Charakterisierung der deutschen Vulgärökonom ins Spiel bringt und von der »professoral-deutschen Begriffsanknüpfungsmethode« spricht (19/371).

V. Naturgrundlagen und gesellschaftliche Bestimmungen

Als weiteren Punkt wirft mir Haug vor, ich könne nicht »zwischen dem Aufweis von Naturgrundlagen des Sozialen und dessen Naturalisierung« unterscheiden (434). Ich hatte die marxsche Rede von abstrakter, wertbildender Arbeit als Arbeit »im physiologischen Sinne« (23/61) als Naturalismus, als Reduktion einer gesellschaftlichen Kategorie auf ein naturales Substrat kritisiert (Heinrich 1999, 206ff). Haug ist anscheinend der Auffassung, dass die im Tausch erfolgende Reduktion der verschiedenen konkreten Arbeiten auf gleiche menschliche Arbeit genau auf einem solchen naturalen Substrat beruht. Er schreibt, es sei »die Naturgrundlage aller Arbeitstätigkeiten, die das Reale des Reduktionsakts ausmacht« (434). Haug verwechselt hier Denkabstraktion und Realabstraktion. Wenn ich die verschiedenen menschlichen Arbeiten (oder allgemeiner Lebenstätigkeiten) betrachte, dann kann ich feststellen, dass sie eine gemeinsame Naturgrundlage haben, sie sind Verausgabung von Muskel, Nerv und Hirn. Insofern kann ich als eine Denkabstraktion formulieren, alle Arbeit hat eine Naturgrundlage, ist Arbeit in physiologischem Sinn. Doch geht es bei abstrakter Arbeit um eine solche Denkabstraktion? Bei Marx in der Regel jedenfalls nicht.³ Er hält ja gerade fest, dass, wenn die Menschen ihre Produkte im Austausch als Werte gleichsetzen, sie die verschiedenen Arbeiten einander gleichsetzen, aber ohne dies zu wissen. »Sie wissen das nicht, aber sie tun es« (23/88). D.h. die Abstraktion von der Verschiedenheit der konkreten Arbeiten ist kein bewusster Denkvorgang, sondern Resultat des Handelns der Menschen, es handelt sich bei

3 Dass sich bei Marx in dieser wie auch in einer Reihe weiterer Fragen Ambivalenzen finden (und solche Ambivalenzen sind wohl unvermeidlich, wenn man eine derartig weitreichende wissenschaftliche Revolution vollbringt), habe ich in der *Wissenschaft vom Wert* untersucht. Haug reagiert auf die Feststellung von Ambivalenzen bei Marx so wie es der Traditionsmarxismus stets gemacht hat, wenn auf Probleme bei Marx hingewiesen wurde: dem Betreffenden wird pauschal unterstellt, die »marxsche Dialektik« nicht zu verstehen: »Wenn Heinrich [...] diese Ambivalenzen expurgieren zu müssen glaubt, so ist es zuletzt die marxsche Dialektik, die seiner Säuberung zum Opfer fällt.« (436). Dem sei entgegengehalten: Dialektik mag es zwar mit Widersprüchen zu tun haben, aber deswegen ist noch lange nicht jeder Widerspruch auch schon ein Ausdruck von Dialektik.

abstrakter Arbeit nicht um eine Denkabstraktion, sondern um eine Realabstraktion (ausführlicher zu dieser Unterscheidung: Heinrich 2004, Kapitel 3.3). Dass jede Arbeitstätigkeit Naturgrundlagen hat, ist genauso richtig, wie dass jeder Mensch atmen muss. Nur sagt weder das eine noch das andere etwas über spezifische gesellschaftliche Verhältnisse aus.

In der *Wissenschaft vom Wert* hatte ich betont, dass abstrakte Arbeit insofern sie ein gesellschaftliches *Verhältnis* darstellt, überhaupt nicht *verausgabt* werden kann, was eine fundamentale Kritik an substanzialistischen Wertauffassungen impliziert, die Wert an der für die Produktion einer einzelnen Ware aufgewendeten Durchschnittsarbeitszeit festmachen. Diese Aussage wird von Haug kritisiert, wenn auch nur stilistisch: »Arbeit kann geleistet, jedoch überhaupt nicht verausgabt werden. Einzig Arbeitskraft, d.h. Arbeitsvermögen als potenzielle Arbeit, kann verausgabt (=verwirklicht) werden.« (434) Auch wenn es mich überrascht, dass »verausgabem« dasselbe bedeuten soll wie »verwirklichen«, bin ich gerne bereit, die stilistische Überlegenheit von Haug anzuerkennen, zumal ich mich mit meinem schlechten Stil in guter Gesellschaft befinde: Bei Marx wird ebenfalls nicht nur Arbeitskraft verausgabt, sondern auch Arbeit (z.B. 23/59, 121, 208, 239), Arbeitszeit (z.B. 23/117, 121, 122, 202f) oder ein Arbeitsquantum (23/542).

Wird abstrakte Arbeit nicht verausgabt/geleistet, dann, so meine Folgerung, lässt sie sich auch nicht umstandslos durch die Dauer der Verausgabung der Arbeitskraft messen. Haug hält dagegen, dass ja nicht »umstandslos« gemessen werde, sondern unter Durchschnittsbedingungen (435). Nur: Das tut nichts zur Sache. Was bei der Durchschnittsbildung verglichen wird, sind verschiedene individuelle Verausgabungen der selben Art von konkreter Arbeit. Der langsame Bäcker wird mit dem schnellen Bäcker verglichen. Die Durchschnittsbildung liefert die durchschnittliche Menge *konkreter* Arbeit, die zur Produktion eines bestimmten Produkts (z.B. eines Brötchens) notwendig ist. Nur ist diese durchschnittlich notwendige Menge konkreter Arbeit eben nicht gleichzusetzen mit *abstrakter* Arbeit.

Dass ich abstrakte Arbeit als rein gesellschaftliches Geltungsverhältnis auffasse, das nur in der Warenproduktion existiert, mag man ja kontrovers diskutieren. Haug scheint dadurch aber so erschreckt zu sein, dass er gleich mit einem apodiktisch vorgetragenen materialistischen Glaubensbekenntnis reagiert: »Etwas Über- oder Außernatürliches kann es für Geschichtsmaterialisten nicht geben.« (435) Das geht schon in Ordnung; nur fragt man sich, was ist mit einem solchen Bekenntnis gewonnen? Oder meint Haug etwa, das Übernatürliche fange bereits bei einem gesellschaftlichen Geltungsverhältnis an, wo der Stoff zum Anfassen fehlt?

VI. Die »Subjekte« und ihre »Praxis«

Wie schon in Teil III angeführt, sieht Haug den Kern geschichtsmaterialistischen Vorgehens im »Rekurs auf menschliches Verhalten in bestimmten Verhältnissen und in asymmetrischer Wechselwirkung mit diesen« (426). Dementsprechend beansprucht er auch für sich selbst, dass er z.B. die Wertformanalyse »in Gestalt einer

handlungstheoretischen oder praxeologischen Rekonstruktion« begründet (427). Mir dagegen wirft er die »Eliminierung der Subjekte und ihrer Praxis« (Überschrift zu VI, S. 435) vor.

Da Gesellschaft menschliche Praxis ist, muss Gesellschaftsanalyse letztlich auf diese Praxis zurückgehen. Gesellschaft lässt sich nicht aus großen Ideen (des Gerechten, des Guten, des Menschen etc.) erklären. Gegenüber solchen Konzeptionen hat Haug mit seiner Betonung von Praxis durchaus recht. Doch damit ist noch kein Problem gelöst. Haugs Praxis- und Gesellschaftsbegriff, so scheint es mir jedenfalls, bleibt konzeptionell auf der Ebene der *Feuerbachthesen* und der *Deutschen Ideologie* stecken. Sein beständiger Rekurs auf Praxis ist im Grunde nichts anderes als eine Paraphrasierung der achten *These über Feuerbach*. Marx hatte sich 1845 gerade von den großen Ideen gelöst, zunächst von den idealistischen der Junghegelianer, dann auch von den abstrakt-materialistischen Feuerbachs. Gegen beider Abstraktionen war »Praxis« sein Zauberwort, in der *Deutschen Ideologie* meinte er, man könne die wirklichen Voraussetzungen »auf rein empirischem Wege« konstatieren (3/20). Alles scheint ihm einfach durchschaubar, wenn man nur auf »menschliche Praxis« zurückgehe.

Zwanzig Jahre später, als er das *Kapital* verfasst, ist er jedoch ein ganzes Stück weiter. Einfach empirisch zu konstatieren, ist jetzt nichts mehr. Praxis ist auch nicht mehr das Zauberwort, das alles aufschließt. Daher finden sich bei Marx im *Kapital* auch keine Äußerungen, die mit der haugschen Aufforderung, doch alles »praxeologisch« zu fassen, vergleichbar wären. Vielmehr ist sich Marx jetzt darüber im Klaren, dass die Menschen in ihrer alltäglichen Praxis nicht wissen, was sie tun (23/88). Das, was sie wissen, und was ihre Praxis unmittelbar anleitet, entstammt einer »verzauberten, verkehrten und auf den Kopf gestellten Welt« (25/838). Es entstammt all den Fetischformen, Mystifikationen und Verkehrungen, die Marx über alle drei Bände des *Kapital* hinweg dechiffriert und am Ende des dritten Bandes in der »trinitarischen Formel« zusammenfasst. Solche Praxis ist aber kein Erklärungsgrund, sondern ein Gegenstand, der selbst der Erklärung bedarf: Wie funktioniert eine Praxis, deren Subjekte nicht wissen, was sie tun, die also in ihrer Praxis etwas umsetzen, das sie nicht kennen?

Wenn es richtig ist, dass die Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft in ihrer Praxis etwas umsetzen, das sie nicht kennen, dann muss zunächst das, was da umgesetzt wird, dargestellt und anschließend gezeigt werden, dass es die Menschen tatsächlich umsetzen müssen. Dementsprechend stellt Marx im ersten Kapitel von *Kapital I* die *Formbestimmungen der Ware* dar und erst im zweiten Kapitel die *Handlungen der Warenbesitzer*, die diesen Formbestimmungen folgen.⁴ Marx selbst weist am Beginn des zweiten Kapitels auf diesen Ebenenwechsel der Darstellung hin: »Die Waren können nicht selbst zu Märkte gehen und sich nicht selbst austauschen. Wir müssen uns also nach ihren Hütern umsehen, den Warenbesitzern.« (23/99)

4 Auch im vierten Kapitel ist vom Kapitalisten erst die Rede (23/167), nachdem die allgemeinen Formbestimmungen der Kapitalbewegung dargestellt wurden.

Entgegen den »praxeologischen« Annahmen von Haug spielten für Marx die Warenbesitzer im ersten Kapitel also noch keine tragende Rolle. Über den epistemologischen Unterschied von Wertformanalyse im ersten Kapitel und Analyse des Austauschprozesses im zweiten Kapitel scheint sich Haug nicht klar zu sein, beides fasst er »praxeologisch« auf, ohne auch nur die Frage aufzuwerfen, warum Marx, nachdem er das Geld mittels Wertformanalyse »praxeologisch« entwickelt hat, er es im Kapitel über den Austauschprozess nochmals »praxeologisch« entwickelt.

Was Haug bei einer nicht-praxeologischen Auffassung des ersten Kapitels so große Schwierigkeiten bereitet, spricht er selbst in dem (nicht zustimmend, sondern kritisch gemeinten) Satz aus: »Es ist, als existierten die ›Gesetze der Warenwelt‹ in einer menschenleeren und praxislosen logischen Sphäre für sich« (435). Haug hat insofern recht, als in der gesellschaftlichen Wirklichkeit die »Gesetze der Warenwelt« keineswegs in einer »menschenleeren« Sphäre existieren. In der gesellschaftlichen Wirklichkeit sind diese Gesetze und die Handlungen der Menschen immer schon verbunden. Die Frage ist aber, wie wird diese Wirklichkeit in der gedanklichen Reproduktion *dargestellt*? Wie wird eine Wirklichkeit dargestellt, in der die Handlungen der Menschen von fetischistischen Formen strukturiert werden, die sie selbst nicht durchschauen? Die Beschwörung, dass doch alles Praxis sei, hilft da jedenfalls nicht weiter. Die marxsche Unterscheidung von Formbestimmungen und Handlungen schon eher.

Literatur

- Birkner, Martin, »Der schmale Grat. Anmerkungen zu Geschichte und möglicher Zukunft zweier methodologischer Stränge der Marx-Interpretation am Beispiel von Michael Heinrichs ›Die Wissenschaft vom Wert‹«, in: *grundrisse. zeitschrift für linke theorie & debatte*, 1. Jg., 2002, H. 1, 30-9
- Grossmann, Henryk, *Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz des kapitalistischen Systems*, Leipzig 1929
- Haug, Wolfgang Fritz, *Vorlesungen zur Einführung ins »Kapital«*, Köln 1976
- ders., »Genesis«, in: *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, Bd. 5, Berlin 2004, 261-74
- ders., »Historisches/Logisches«, in: *Das Argument* 251, 45. Jg., 2003, 378-96
- Heinrich, Michael, *Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition*, 2. überarb. u. erw. Aufl., Münster 1999
- ders., »Geld und Kredit in der Kritik der politischen Ökonomie«, in: *Das Argument* 251, 45. Jg., 2003, 397-409
- ders., *Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung*, Stuttgart 2004
- Holzkamp, Klaus, Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus und ihre Verknennung durch J. Bischoff, in: *Das Argument* 84, 16. Jg., 1974, 1-75

Julia Reuter

Körperinszenierungen

Zur Materialität des Performativen bei Erving Goffman und Judith Butler

Der Körper nimmt in der gegenwärtigen Performanzdiskussion eine besondere Rolle ein, geleitet von der Vorstellung, dass sowohl der Charakter als auch die Qualität sozialer Beziehungen von der Art und Weise abhängen, wie Menschen mit ihrem Körper während des Handelns umgehen, welche körperlichen Abstände sie einhalten, welche Körperhaltungen sie zeigen oder welche Gestiken sie entwickeln (vgl. Wulf et al. 2001, 9). Darüber hinaus markiert der Körper einen neuralgischen Punkt performanztheoretischer Ansätze, da an ihm die Materialität der Wirklichkeit zugleich bewiesen wie bestritten wird.¹ Einerseits ist es die Materialität des Körpers, mit der die Inszenierung der gesellschaftlichen Wirklichkeit unterstützt wird. Andererseits ist es erst die Inszenierung, die eine bestimmte Materialität des Körpers produziert. Im Anschluss an Erving Goffmans Interaktionsstudien und Judith Butlers Studien zur Geschlechterforschung setzt sich der Beitrag mit der Korporalität der Darstellung bzw. performativen Akte auseinander. Ausgehend von der Frage, wie es um die Materialität des Körpers bestellt ist, skizziert er die wesentlichen Unterschiede beider performativen Ansätze, die darin gründen, dass Goffman auf die körperliche Präsentation des Sozialen, Butler auf die soziale Repräsentation des Körpers abstellt. Damit wird nicht nur die Frage nach der Bedeutung des Körpers für die *Stabilisierung* gesellschaftlicher Ordnung aufgeworfen, sondern auch nach den Möglichkeiten seines *Widerstandes*.

Körperliche Interaktion und Selbstpräsentation (Goffman)

In Goffmans mikrosoziologischen Studien zur Interaktionsordnung rücken vor allem seine Ausführungen zur alltäglichen Präsentation des Selbst den Aspekt der Inszenierung von Wirklichkeit in den Vordergrund. In Ergänzung zur technischen, politischen, strukturellen und kulturellen Betrachtungsweise auf gesellschaftliche »Einrichtungen« führt Goffman das Theater-Modell als weiteres »Ordnungsprinzip« in die soziologische Analyse ein. Es dient dazu, die Techniken der Eindrucksmanipulation, die in einer bestimmten Institution oder Sozialorganisation angewandt werden, die Identität und das Beziehungsnetz der verschiedenen Teilnehmer zu beschreiben (vgl. Goffman 1969, 219). Diese, auch als »dramaturgische Perspektive« bezeichnete Herangehensweise eignet sich nach Goffman für einen großen Teil

¹ Dabei konnte bislang von einer Marginalisierung und latenten Missachtung des Körpers in der deutschen Soziologie gesprochen werden (vgl. Hahn/Meuser 2002, 11).

sozialer Interaktion, wie sie unter natürlichen Bedingungen stattfindet.² Interessant erscheint vor allem, dass Goffman die Dramaturgie sozialer Praktiken nicht nur in relativ gering formalisierten Interaktionszusammenhängen aufdeckt – etwa in der alltäglichen Interaktion von Liebespaaren oder bei Begegnungen auf öffentlichen Plätzen. Auch in formalen, ja sogar »totalen« Institutionen, wie dem Gefängnis oder der Psychiatrie, gibt es ausreichend Gelegenheit, die Akteure beim Rollenspiel und der Selbstinszenierung zu beobachten (vgl. Goffman 1961). Goffman legt damit eine Theorie der Interaktionsordnung vor, die Strukturmerkmale ebenso wie situationspezifische Mikropraktiken einbezieht. Sowohl sein Begriffsrepertoire (Rollenspiel, Selbstpräsentation, Eindrucksmanipulation usw.) als auch sein Gespür für die Körperlichkeit von Interaktionsordnungen erlauben, ihn als »Denker des Performativen« zu lesen (Bausch 2001, 203).

Goffman führt die Gesellschaftsmitglieder in unterschiedlichen sozialen Handlungszusammenhängen als clevere »Performer« in den Blick. Menschen interagieren nicht einfach. Sie sind Darsteller, sie inszenieren sich in der Interaktion.³ Diese Selbstpräsentation geht über das individuelle Spiel der Eindrucksmanipulation weit hinaus. »Wenn wir das Selbst analysieren, werden wir [...] von seinem Besitzer [...] weggezogen; denn er und sein Körper bieten nur den vorübergehenden Aufhänger für etwas *gemeinsam* Hergestelltes« (Goffman 1969, 231; Herv. J.R.). Auch wenn der Begriff der Selbstpräsentation »existentialistische« Annahmen provoziert, geht es Goffman weder um individuelle Idiosynkrasien noch um bis ins letzte Detail durchgeplante Handlungsarrangements. Im Gegenteil, immer wieder zeigt er auf, dass die Mittel, um sein Selbst zu inszenieren, nicht beim Darsteller, sondern in sozialen Institutionen verankert sind (ebd.). Vieles von dem, was auf der Bühne des alltäglichen Lebens stattfindet, lässt sich vorher nicht genau festlegen (vgl. Goffman 1977, 73). Wir besitzen zwar als Individuen gewisse praktische Fertigkeiten und Fähigkeiten. Ihr geschickter Einsatz ist abhängig von der gesellschaftlichen Rahmung der Handlungssituation, von Ensemblemitgliedschaften, lokalen Bedingungen (Region, Requisiten, Inszenierungshilfen), nicht zuletzt vom anwesenden Publikum.⁴

Diese Spannung zwischen »individuellem Handlungsspielraum« und »sozialer Haftung« veranschaulicht Goffman durch die ambivalente Rolle des Körpers in der Interaktion. Zum einen vermittelt er eine bestimmte äußere Fassade: Darstellungen lassen sich durch geschickten Körpereinsatz so idealisieren, dass sie

2 Goffmans »natürliche Bedingungen« stehen im Kontext der angelsächsischen Gesellschaft der 1960er und 70er Jahre.

3 Der Begriff der Darstellung (*performance*) bezeichnet laut Goffman die Gesamttätigkeit eines bestimmten Teilnehmers an einer bestimmten Situation, die dazu dient, die anderen Teilnehmer in irgendeiner Weise zu beeinflussen (vgl. Goffman 1969, 18).

4 Während es einer Frau in der Kirche erlaubt sein mag »im Sitzen zu träumen oder sogar zu schlafen, kann von ihr als Verkäuferin in einem Modegeschäft verlangt werden, dass sie steht, aufmerksam bleibt, keinen Kaugummi kaut, dass sie lächelt, auch wenn sie mit niemanden spricht, und dass sie Kleider trägt, die sie sich kaum leisten kann« (Goffman 1969, 102).

uns Statusvorteile ermöglichen. Aber auch das Gegenteil ist denkbar. So zeigen Goffmans Stigma-Studien ([1963] 1999) wie sehr etwa physische Missbildungen, die eigentlich irrelevant für soziale Interaktionen sind, weil sie nicht aus sich heraus die Fähigkeit zur Interaktion direkt behindern, doch *in der Tat* die Grundlage der Zuschreibung von Identitäten bilden, welche dann zur Interaktions-»Behinderung« führen (vgl. Field 1978, 257). Eine augenscheinliche »physische Deformation« von Personen hat in der Regel keine Auswirkungen auf ihre Kompetenz in einzelnen Aufgaben, wengleich wir sie auch hier diskriminieren könnten, einfach der Gefühle wegen, die wir haben, wenn wir sie sehen (vgl. Goffman 1999, 66): Etwa wenn geplatzte Kapillare auf Wange und Nase als Indikator für alkoholische Exzesse gehalten werden (60ff.) oder hinter einer körperlichen Behinderung ein geistiger Defekt, zumindest eine hilflose, schüchterne Persönlichkeit vermutet wird. Hier kann der Körper die selbstgewählte Präsentation des Darstellers, vor allem aber die »normale« Interaktion erheblich beeinträchtigen.

Trotz dieser Schwierigkeit, innerhalb der Visualität des Sozialen Stigmatisierungsprozesse zu kontrollieren, räumt Goffman Spielräume des geschickten Identitätsmanagements auch auf Seiten der Stigmatisierten ein.⁵ Stellenweise gewinnt der Leser sogar den Eindruck, dass gerade die Diskreditierten über gewisse »praktische Fertigkeiten« der Eindrucksmanipulation verfügen. Ihr Körper – eigentlich »stummer Adressat« der Zuschreibung – wird dann selbst zum »aktiven Mittler«. Zeichen, die Stigma-Symbole geworden sind, werden durch Kleidungsstücke oder Accessoires verdeckt, die Blicke der anderen werden bewusst auf prestigemächtige Symbole umgelenkt (Markenkleidung, Schmuck, technische Errungenschaften). Aber auch korrektive Gesten (Augenzwinkern, entschuldigendes Lächeln, Zur-Seite-Treten), übertriebene Darstellungen (Verbeugen), also jene Tatsache, sich »normaler« als alle anderen zu verhalten, kann als korrektiver Austausch leibgebundener Informationen betrachtet werden. Insgesamt zeigen Goffmans Stigma-Studien den massiven Einfluss des Körpers auf die Muster sozialer Interaktion, die Zuweisung von Identität und die Entwicklung einer Selbst-Konzeption (vgl. Field 1978, 261).

Im Gegensatz zum symbolischen Interaktionismus, der vor allem solche Handlungszusammenhänge berücksichtigt, in denen man von einem nach der Sozialisation gegebenen Konsens zwischen den Akteuren ausgeht, ist Goffmans Beitrag durch das Wissen um die Gefährdung des Individuums geleitet. Eine Situation so zu »machen«, dass taktvolle Standardregeln eingehalten werden, zeichnet sich meist durch eine gefährliche Ruhe aus. Fast jede körperliche Bewegung, ein etwas längerer Blick auf »falsche« Körperstellen oder eine Übertretung der Territorien des Selbst können Auslöser von Stigmatisierungsprozessen werden (vgl. Goffman 1973, 52). Der »Goff-Mensch« muss die »Tricks im Handwerk des alltäglichen Lebens« beherrschen, einerseits, um nicht ständig stigmatisiert oder entlarvt zu werden, andererseits aber auch, um aus der jeweiligen Situation noch das Beste herauszuholen (vgl. Steinert 1977, 84).

5 Es können aber auch »innere Schäden« des Körpers sein (Diabetes, Epilepsie, Impotenz...), die im Umgang mit anderen Menschen Erschwernisse, Beschränkungen und Zwänge auferlegen.

Dies wird umso wichtiger, je eher es sich um Situationen handelt, in denen es eine labile Trennung in offiziell relevante und nicht relevante Welten gibt (vgl. Goffman 1973, 61).⁶

Körperliche Materialität und performatives Materialisieren (Butler)

Während sich Goffman vor allem der körperlichen Präsentation des Sozialen widmet, beschäftigt sich Judith Butler mit der sozialen Repräsentation des Körpers, genauer: mit der Repräsentation des Geschlechtskörpers. Butler insistiert darauf, dass unser Körper- und Geschlechterverständnis ein Effekt heterosexueller Normierungsprozesse ist, das dadurch gekennzeichnet ist, dass wir dem (Geschlechts)Körper Eindeutigkeit, Natürlichkeit und Konstanz unterstellen (vgl. Wojke 2003, 50). In Auseinandersetzung mit dem französischen Poststrukturalismus legt sie eine diskurstheoretische Dekonstruktion der Geschlechterontologie vor, deren Ziel die *Denaturalisierung* der Geschlechtskörper und -identitäten ist. Geschlecht, so ihre These, ist kein »biologisches Schicksal«, sondern eine Inszenierung der Körper, deren vermeintlich innere Bedeutung auf ihrer Oberfläche dargestellt werde (vgl. Tervooren 2001, 159). Erst als sedimentierte Wirkung einer andauernd wiederholenden oder rituellen Praxis erlangt das Geschlecht seinen Effekt des Naturalisierten (vgl. Butler 1995, 32). Natur, Biologie und Materialität werden damit selbst zum performativen Akt erklärt oder anders: Performative Akte bewirken die Sedimentierung und Herstellung eines materiellen Effekts.

Diese Macht des Performativen, die vor allem in Sprechhandlungen identifiziert wird⁷, ist dabei zugleich *alltägliche Realität* als auch *politische Analysekatgorie*. Zumindest bringt Butler das Konzept der Performativität nicht nur als Unterwerfungsmedium, sondern auch als subversive Ressource ins Spiel, mit der die Akte der Verdinglichung und Verleugnung ans Licht gebracht werden, die stillschweigend als substanzielle Geschlechterkerne dienen (vgl. Butler 2001, 317).⁸ Akte, Gesten, der sichtbare Körper und seine Attribute drücken laut Butler nichts aus – wie der Begriff der *Expressivität* vorgibt. Sie konstituieren zuallererst das, was sie scheinbar ausdrücken. Nicht der Geschlechtskörper, sondern die Performance des Geschlechts und Konstruktionen des Körpers gewinnen in wiederholten Darbietungen, in Form ritueller gesellschaftlicher Inszenierungen an Bedeutung (vgl. Tervooren 2001, 160).

6 Etwa wenn Personen mit einem gesellschaftlichen Stigma, wie ehemalige Sträflinge, äußerst geschickt »Erkennungssituationen« zu vermeiden wissen, oder umgekehrt, die anderen Interaktionsteilnehmer aus Taktgefühl die Dinge unerwähnt lassen (vgl. hierzu v.a. Reuter 2003).

7 In Anlehnung an J. L. Austins Sprechakttheorie, in der der (illokutionäre) Sprechakt jene Tat ist, die er hervorbringt, beschäftigt sich Butler (1998) vor allem mit »verletzenden« Sprechhandlungen (*hate speech*) der Justiz und Pornographie. Die Sprache in diesen gesellschaftlichen Bereichen *repräsentiert* für Butler nicht nur Gewalt; sie *ist* Gewalt.

8 Während die alltägliche Erfahrung performativer Handlungen eine normative Perspektive der Herstellung und Verschleierung der Normalität binärer Geschlechterzugehörigkeit und ihrer heterosexuellen Organisation schwierig macht, dient das Konzept der Performativität auf der Ebene des theoretischen Diskurses sowohl der Kritik an sex-gender-Dualismen als auch der Verabschiedung von der in der feministischen Politik als universal postulierten ontologischen Kategorie »Frau«.

Butler radikalisiert die goffmansche Annahme der »Inszenierung von Identität«, indem ihr Subjekt nur insofern real wird, als es sich aufführt. »Es konstituiert sich in Akten, die Butler deshalb performativ nennt, weil sie erst hervorbringen, was sie zeigen« (Tervooren 2001, 150). Sie legt damit eine Subjekttheorie vor, die anstelle des Subjekts den Begriff der *Subjektivierung*, verstanden als iteratives Performieren gesellschaftlich normierter Handlungsschemata, in den Vordergrund rückt. Wo Goffman die Darstellung als Schutz des »heiligen Selbst« begreift und am Glauben eines »authentischen Kerns« festhält, hebt Butler die Trennung zwischen Innen und Außen, zwischen Vorderbühne und Hinterbühne, zwischen Inszenierung und unmittelbarem Ausdruck auf. Butler verdeutlicht dies durch die Unterscheidung der Begriffe ›Expressivität‹ und ›Performativität‹. Während der Begriff der Expressivität Akte und Gesten als Ausdruck eines Kerns der (Geschlechts)Identität interpretiert, besagt die Theorie der performativen Akte, dass die (Geschlechts)Identität nur real ist, insoweit sie inszeniert wird. Butler versteht die (Geschlechts)Identität nicht als Rolle, die ein inneres Selbst entweder ausdrückt oder verschleiert (vgl. Butler 2002, 315). Das Verhältnis stelle sich genau umgekehrt dar: Das Subjekt und seine (Geschlechts)Identität ist *Effekt* performativer Akte, wie bspw. Sprechakten (Äußerungen, Zitate) oder identifikatorischen Praktiken.⁹

Im Gegensatz zur Auffassung Erving Goffmans, der von einem Selbst ausgeht, das im Rahmen der komplexen sozialen Erwartungen des ›Spiels‹ des modernen Lebens verschiedene Rollen annimmt und austauscht, nehme ich an, dass sich dieses Selbst nicht nur unwiderruflich ›draußen‹ befindet, dass es im sozialen Diskurs konstituiert ist, sondern dass die Zuschreibung von Innerlichkeit selber eine regulierte und sanktionierte Form der Erfindung von Essentialität ist. (Butler 2002, 316)

Akte beschreiben eine ritualisierte Inszenierung gesellschaftlich bereits eingeführter Bedeutungen. Es sind soziale, höchst regulierte Praktiken, die eine ständige Wiederholung von Normen erzwingen. Erst durch die ständige wiederholende und zitierende Praxis, durch die der Diskurs die Wirkungen erzeugt, die er benennt, lassen sich Akte für Butler als performative Akte bezeichnen (vgl. Butler 1995, 22). Neben der Abgrenzung zum Begriff des Expressiven richtet sich Butler damit gleichermaßen gegen eine zu individualistische Lesart. »Aktionen« sind unmittelbar *öffentlich*, obgleich es einzelne Körper sind, die Bedeutungen inszenieren. »Gewiss vollziehe ich meine Geschlechtszugehörigkeit individuell mit eigenen Nuancen, aber dass ich dies tue, und zwar in Übereinstimmung mit bestimmten Sanktionen und Vorschriften, ist ganz klar keine bloß individuelle Angelegenheit« (Butler 2002, 312). Nicht das Subjekt wählt zwischen verschiedenen Geschlechteridentitäten; es muss seinen Subjektstatus erst durch die Gender-Performance erlangen (vgl. Wojke 2003, 56). Indem Butler die Performanz zugleich als

9 Butler betont damit den nichttheatralischen Aspekt der Performativität, weil das Theatralische als Begriff ein vorgängiges Subjekt nahelegt, das einen einmaligen künstlerischen Akt vor Publikum vollführt. In ihrer Sichtweise bleibt das Subjekt jedoch in regulative Diskurse so verweben, dass es eine bestimmte »Anrufung« zu einer Identität erfährt (vgl. Stanford Friedman 2003, 42).

Ausdruck normativer Geschlechterverhältnisse *und* als Bedingung von Subjektivität und Handlungskompetenz fasst, räumt sie ein, Performativität sei eher ein *soziales*, denn *personales* Konzept.

Trotz der radikalen »Soziologisierung« des Körpers durch die theoretische Dekonstruktion der gesellschaftlich regulierten Verkörperungsakte (Signifizierungen), leugnet Butler seine Materialität nicht. Allerdings spricht sie anstelle von *der* Materialität von unterschiedlichen Materialisierungen des Körpers. Diese entsprechen den jeweiligen historischen Möglichkeiten, welche durch die ritualisierte Einübung und Wiederholung von Normen konstruiert und unter normativen Bedingungen gestaltet werden (vgl. Zettelbauer 2001, 6).¹⁰ Dabei identifiziert Butler in Anschluss an Foucault den Prozess der Materialisierung als den Wirkungsort der Macht schlechthin.¹¹ Materialisierungen bilden sowohl für Butler als auch für Foucault die empfindliche Schnittstelle zwischen Macht und Körper. Sie weisen die bestehenden Geschlechterverhältnisse als »Natur« aus und stellen damit eine Produktion und Reproduktion ihrer entsprechenden Normen sicher.¹² Dabei ist das Verhältnis von Körper und Macht als Wechselbeziehung angelegt. Körperliche Praktiken sind in die »Kraft des regulierenden Gesetzes sozialer Normen« eingebunden. Auf der anderen Seite sind es die performativen Akte, die den Körper in einer bestimmten Materialität erst hervorbringen und den Hervorbringungsprozess verschleiern.

Die *offensichtliche* körperliche Ausstattung (primäre oder sekundäre Geschlechtsmerkmale) ist dann nicht bare Münze eines biologischen Geschlechtssfundaments. Die *Offensichtlichkeit* von Körper und Geschlecht ist vielmehr das Ergebnis routinierter Akte im Sinne selbstvergessener kollaborativer Praktiken von Interaktionspartnern (vgl. Hirschauer 1993a, 62) – Praktiken, die etwas *eindeutig* Sichtbares implizieren, das dann als *objektiv* betrachtet wird. So erneuern etwa Praktiken des Sehens und Wahrnehmens nicht nur die Geltung einer vorausgesetzten Zeichenrealität. Sie konstituieren auch einen zeichentheoretischen Zusammenhang zwischen Körper und Geschlecht derart, dass beide unmittelbar zusammenfallen (vgl. Lindemann 1993, 349). Solche Praktiken zeugen von der *stillschweigenden* Performativität der Macht, die eine *praktische* Wahrnehmung des Körpers herzustellen

10 Normative Bedingungen der Materialisierung sind etwa Kleidervorschriften, Schönheitsideale, Hygieneartikel, körperliche Therapie oder medizinische Behandlungsmethoden.

11 Vor allem Foucaults Werk *Überwachen und Strafen* (1976) ordnet die modernen Macht- und Herrschaftssysteme in eine bestimmte politische Ökonomie des Körpers ein.

12 So spiegelt die gegenwärtige Rede von »Menstruationszyklen«, »Menopausen« oder »Hormonmangelkrankungen« nicht nur reale körperliche Situationen wider. Vielmehr sind die damit zusammenhängenden leiblichen »Zustände« (Erfahrungen, Gefühle, Erlebnisse) Ausdruck eines chemischen Modells von Geschlecht und Körper, dass die transformative Macht der Biomedizin verdeutlicht. Wie Nelly Oudshoorn (2002) anhand der Darstellung der Archäologie der Sexualhormone im Spannungsfeld von wissenschaftlichen Praktiken, institutioneller Infrastruktur und körperlicher Erfahrungen zeigt, ist die Vorstellung vom hormonellen Körper als „Naturtatsache“ längst keine Sache der Natur. Sie ist vielmehr das Ergebnis einer wissenschaftlichen Inszenierung des Körpers mit Hilfe von Sexualhormon-Bluttests, Schwangerschaftstests und vaginalem Abstrich als »Generatoren« chemischer Substanzen, die in Keimdrüsen, Organen und der Hirnanhangsdrüse in einer bestimmten Menge zu einem bestimmten Zeitpunkt produziert werden.

vermag: Nicht nur eine Wahrnehmung dessen, was der Körper ist, sondern auch eine Art, wie er sich Raum schafft oder nicht, wie er seinen Ort in den herrschenden kulturellen Koordinaten einnimmt (vgl. Butler 1998, 225). Butler verschiebt die Rede weg von den biologischen Unterschieden hin zur normativen Rede der Performanz sozialer Verhältnisse. Sie zeigt auf, wie die sex- und die gender-Ebene miteinander verwoben sind, auch wenn ihr dekonstruktivistischer Impetus stellenweise Gefahr läuft, die Rede vom »Schicksal der Biologie« in einen sozialen Determinismus umzukehren.

Eigensinnige Körper oder Politik des Performativen?

Sowohl Butler als auch Goffman schenken dem Körper im Hinblick auf die »Ordnung des Sozialen« besondere Aufmerksamkeit, wobei Goffman stärker die körperliche Ordnung des Sozialen, Butler die soziale Ordnung des Körpers thematisiert. Während sich Goffman auf die theatralen Prozesse der Inszenierung alltäglichen Handelns mit Hilfe des Körpers konzentriert und den Körper in seiner *äußeren Präsenz* (inklusive Narben, minimale Deformationen, Tätowierungen) in den Vordergrund rückt, dekonstruiert Butler seine Existenz als Konglomerat ritueller Akte, die vor allem seine *innere Präsenz* zur *performativen Illusion* erklären. Körperliche Materialität wird damit einerseits als Ursache (Goffman), andererseits als Folge (Butler) sozialer Zuschreibungen dargestellt. Dies eröffnet zwei sehr unterschiedliche Lesarten des widerständigen Körpers.

Goffmans gesellschaftliches Theaterspiel hängt entscheidend vom Management des Körpers in Raum und Zeit ab. Seine Interaktionsordnung ist eine Theorie der körperlichen Kopräsenz, in der der Körper die Informationen, die eine Person über sich gibt, steuert (vgl. Meuser 2002, 28). Diese Materialität sozialer Ordnung ist ebenso komplex wie fragil. Denn es besteht immer die Gefahr, durch eine »schlechte« körperliche Performance aus dem Rahmen zu fallen oder in den Worten Goffmans: »das Gesicht zu verlieren« (Goffman 1986, 14). Eine unvorsichtige Bewegung im Fahrstuhl (Hirschauer 1999), eine groteske Tanzeinlage auf Parties (Lacrosse 1978), eine unbeabsichtigte Berührung im überfüllten öffentlichen Verkehrsmittel oder ein offensichtlich defensiver Blick in intimen Sozialsystemen (vgl. Goffman 1971, 85) können zur Destabilisierung sozialer Beziehungen, in vielen Fällen auch zur Beschädigung der Identität führen. Der Körper ist für Goffman immer dort widerständig, wo er durch seine kommunikative Selbsttätigkeit eigenmächtig in das Aushandeln von Bedeutungen eingreift und auf wirkungsvolle Weise eine Neudefinition von Situationen oder Identitäten durchsetzt.

Es bleibt allerdings zu fragen, inwieweit dieser *materielle Eigensinn* des Körpers tatsächlich auf eine Residualkategorie in Interaktionszusammenhängen verweist, die noch nicht gesellschaftlich überformt wurde. Obwohl Goffman den Schwerpunkt seiner Studien auf die Analyse jener Verkörperungsstrategien (*impression management*) legt, die diese Überformung der Materialität veranschaulichen, bleibt für ihn die Materialität immer auch eine eigentümlich a-soziale Störquelle der Interaktion, weil sie

den Körper in seinen variablen Impulsen, Stimmungen und Energien offenbart (vgl. Goffman 1969, 52). Eine solche Sichtweise geht stillschweigend davon aus, als »gäbe« es den Körper, der dann mehr oder weniger lückenlos kulturell überformt würde.

Es ist aber nicht der Körper »an sich«, der die Darstellung misslingen lässt. Weil wir in bestimmten Handlungssituationen bestimmte Erwartungen an die Körperexpressionen stellen, kann der Körper als *widerständiger* (krimineller, anormaler, pathologischer) Körper in Erscheinung treten. Gerade dort, wo die Disziplin als exzessiv wahrgenommen wird, kann selbige immer auch in Frage gestellt werden. »Kein Körper ist gänzlich gelehrig, und die Vorstellung der Akteure über die angemessenen Grenzen ihrer Gelehrigkeit muss nicht mit jener der Disziplinarordnung übereinstimmen« (Fiske 2001, 222). Doch aus der Tatsache, dass der Körper weder dem Bewusstsein noch der Gesellschaft völlig gefügig ist, erwächst ihm kein Privileg der Widerständigkeit. Wie widerständig er sein kann, das hängt davon ab, welche Lesarten in der jeweiligen Situation zur Verfügung stehen (vgl. Hahn 1988, 678).

Bereits die Vorstellung des Körpers als Einheit aus Fleisch und Blut mit biologischen Impulsen, Stimmungen und Energien ist in Butlers Augen das Resultat einer Inszenierung, die der Stabilisierung der Geschlechternormen dient. Dies schließt auch mit ein, dass ein gewisses Maß an Widerständigkeit *gegen* gesellschaftliche Einschreibungen im Körper selbst als materieller Eigensinn (Unaufmerksamkeit, Unkontrollierbarkeit, komplexe Sinnestätigkeit) sozial eingeschrieben ist. *Unwillkürliche* körperliche Doppelspiele bilden keine Beweise einer unhintergehbaren Materialität. Im Gegenteil, der Körper erweist sich selbst in Situationen, in denen er den Intentionen seines Besitzers zuwider läuft, als gehorsam. Butler radikalisiert damit die Vorstellung von der sozialen Konstruiertheit von Geschlecht auch für den als biologisch angenommenen Teil (vgl. Haug 2001, 778).

Dennoch fragt Butler nach der Möglichkeit, »sich mit dem Realen anzulegen« (Butler 1995, 248). Obwohl sie die performativen (Geschlechter)Akte einerseits in den zwingenden (Komplizen)Status ritualisierter Wiederholungen einbindet, andererseits mit dem »Gewicht« vorangegangener Körpermaterialisierungen belastet, ist ihre Arbeit auch ein Versuch, Widerstandsmöglichkeiten auszuloten. Anstelle des Verweises auf Überreste materiellen Eigensinns spricht sie von einer Politik des Performativen und macht deutlich, dass sich Widerstandspotenziale nicht *außerhalb*, sondern nur *innerhalb* der normativen Kraft des Performativen entfalten können. Dabei kommt den performativen Akten eine doppelte Bedeutung zu: Denn obwohl sie aus einer Wiederholung von Normen bestehen, die nicht dem Subjekt entsprungen sind, können sie ihre eigene Wirkung niemals vollständig kontrollieren (vgl. Tervooren 2001, 165). Ja, die Notwendigkeit der *Wiederholung* performativer Akte deutet für Butler geradewegs darauf hin, dass die Materialisierungen nie ganz vollendet sind, dass die Körper sich nie völlig den Normen fügen, mit denen ihre Materialisierungen erzwungen werden (vgl. Butler 1995, 21). Die Ambivalenz ist der Wirkungsweise der performativen Akte damit inhärent (Tervooren 2001, 165); weil performative Akte zugleich körperliche Akte bezeichnen, entziehen sie sich zum Teil der eigenen Kontrolle. Auf diese Weise entstehen Interpretations- und Verhandlungsspielräume.

Im Gegensatz zu Goffman verlegt Butler den Kampfplatz in die Anfangsphasen der Herausbildung von Identität (vgl. Haug 2001, 778). So bewertet sie den performativen Sprechakt des »Coming Out« homosexueller Neigungen und seine Politisierung in sozialen Bewegungen als Versuch, den herrschenden Diskurs »von innen« auszuhöhlen (vgl. Butler 1998, 149ff.). Auch *drag*-Darstellungen in Literatur und Film oder transsexuelle Identitätsentwürfe sind in dem Maße subversiv, als sie die Imitationsstruktur widerspiegeln, von der das hegemoniale Geschlecht produziert wird und den Anspruch der Heterosexualität auf Natürlichkeit und Ursprünglichkeit bestreiten (vgl. Butler 1995, 170; Butler 2001).¹³ Sie spricht auch von »parodistischer Identifikation«, sogenannten intendierten Abweichungen von anerkannten Geschlechternormen (vgl. Wojke 2003, 56).

Indem Butler vorwiegend auf sexuelle Minoritäten bzw. künstlerische Praktiken der Subversion eingeht, macht sie deutlich, dass das *Spiel* mit Rollen und Masken vor allem dort gespielt wird, wo sich Subjekte aus den Vereindeutigungs Zumutungen der Zwangsordnung Geschlecht und Sexualität herauskatapultieren. Das heißt aber nicht, Selbstentwürfe *jenseits* der Zwei-Geschlechterontologie zu entwerfen, sondern sich *in* und *an* ihren Bruchstellen zu orientieren, diese für sich zu nutzen und für sich umzuarbeiten (vgl. Genschel 2001, 827).¹⁴ Damit grenzt sie sich von Goffman nicht nur *theoretisch*, sondern auch *empirisch* ab. Für Goffman sind die subtilen Techniken der Eindrucksmanipulation, Rollendistanz und Mimikry nicht auf spezifische Personengruppen begrenzt. Der »Spaß am Spiel« mit gesellschaftlichen Normen ist für ihn ein Allgemeinplatz im Alltagsleben (vgl. Goffman 1973); schließlich spielen *alle* Theater. Er geht sogar so weit, das *raffinierte Lavieren* anstelle des *mechanischen Wiederholens* von Normen als *Handlungsnormalität* in den Vordergrund zu rücken. Praktiken des Täuschens und Manipulierens sind dann nicht als Subversion, sondern als eine notwendige Routine der gesellschaftlichen Ordnung angelegt.

Natürlich besitzt die Performanz bei Goffman und Butler eine sehr unterschiedliche Funktion. Goffmans Körper-Spielräume bilden ein *Schutzreservoir* vor und kein *Angriffsinstrumentarium* auf die hegemonialen gesellschaftlichen Verhältnisse. Beide Theoretiker sprechen zwar von der *Gefährdung des Individuums* durch gesellschaftlich auferlegte Zwänge. Die eigentliche Gefährdung liegt aber für Goffman in der unwillentlichen Bloßstellung des heiligen Selbst, während Butler die gesteuerte Handlungsunfähigkeit der (marginalisierten) Subjekte durch dominante Gruppen problematisiert.

13 Allerdings gibt es auch Formen des *drag*, die die heterosexuelle Kultur für sich selbst produziert. Filme wie *Manche mögens heiß*, *Tootsie* aber auch Travestie im Theater bringen »die natürliche Ordnung der Dinge« keineswegs durcheinander.

14 Zwar ist Performativität durch ihren wiederholenden Charakter inhärent subversiv. Allerdings sind es vor allem »handlungsfähige« Identitäten an den Grenzen zwischen kulturellen, geschlechtlichen oder Klassenunterschieden, die eine hybride Performanz konstituieren (vgl. Stanford Friedman 2003, 42f). In diesem Verweis auf avantgardistische Randgruppen gleicht Butlers Entwurf einer feministischen Politik performativer Akte eher einer homöopathischen Befreiungstheorie (vgl. Hirschauer 1993a, 57).

Gleichzeitig räumt Goffman dem Körper gewisse residuale »Selbsttätigkeiten« (Gähnen, Stöhnen, Winde lassen usw.) trotz oder gerade wegen einer zunehmenden Körperdistanzierung dort ein, wo für Butler sämtliche Innenräume und Tiefen des Körpers machtförmig geformt sind. Das Konzept des performativen Körpers leidet damit ebenso wie das des widerständigen Körpers an einem Zuviel oder Zuwenig an Materialität. Wo der Körper der Selbstpräsentation auf der einen Seite behilflich ist oder aber auf der anderen im Weg steht, hat er sich unter dem Einfluss des Dekonstruktivismus längst in ein »KörperPhantom« (Duden 1993, 31) aufgelöst.¹⁵

Für eine empirische Rekonstruktion performativer Akte

Die Aktualität des Körpers in der soziologischen Performanzdiskussion ist nicht als Rückkehr »natürlicher« Ausdrucksformen in der Gesellschaft auszugeben. Es geht vielmehr darum, die verschlungenen Bande zwischen Materialität und Performativität der Wirklichkeit in den unterschiedlichen Inszenierungen des Körpers aufzudecken.

Interaktionistische Ansätze wie der von Goffman betonen die Bedeutung des Körpers für die alltägliche wie außeralltägliche Ordnung des Sozialen. Dies schließt sowohl körperliche Techniken der Imagepflege als auch spontane Leibesmanifestationen mit ein. Entsprechend konzentriert sich Goffman auf die »skillfull performance« von Körpern, die angesichts unaufmerksamer Akteure jedoch auch scheitern kann. Somatische Automatismen sind jedoch laut Butler nicht als Restbestände eines wie auch immer gearteten körperlichen Eigensinns zu verstehen. Der dekonstruktivistische Blickwinkel sieht das sozial »Nicht-Kontrollierbare« selbst als Effekt sozial verbindlicher Normen. Widerstand ist dann aber weder »unter der Haut« noch in zu einfachen Emanzipationslogiken zu suchen. Er findet dort statt, wo der Prozess der Verdinglichung selbst als stillschweigender Beweis für einen natürlichen Leib reflektiert wird.

Butler läuft Gefahr, die *theoretische* Reflexion der Verdinglichung mit der *praktischen* Reflexion gleichzusetzen. Dies ist in doppelter Hinsicht problematisch. Einerseits sind kontingente performative Akte *empirisch* nicht zwangsläufig als widerständige Praxis beobachtbar. Im Gegenteil, es sind mitunter selbst stilbildende Aktivitäten, deren nichtkopierender Charakter weder ideologischer Schein noch

15 Aus Sicht der »Körperhistorikerin« Barbara Duden ist eine solche Entkörperung nach Butler schon deshalb keine ausreichende theoretische Position, da weiterhin praxisleitende Vorstellungen (kinästhetische, haptische, syn-aesthetische und orientierte Körperwahrnehmungen) existieren, die anstelle der performativen Illusion die Leibhaftigkeit und Sinnlichkeit des Körpers in den Mittelpunkt der Selbstwahrnehmung stellen. Duden formuliert polemisch: »Ich *bin* kein Schneider MeckMeckMeck nach dem Durchlauf in der dekonstruktiven Mühle [...]. Mein Denken hallt in meinen Sinnen: Ich verlasse mich in meinem Urteil auf den Ekel oder das Licht oder die Süße, die mir eine Überlegung einflößt. Damit wird meine Sinnlichkeit nicht zum Wahrheitskriterium – aber sie ist und bleibt Bedingung, um meiner historischen Forschung jene Konkretheit zu verleihen, ohne die Körpergeschichte zum Geschwätz wird« (Duden 1993, 29).

Subversion ist, sondern als Routine zur modernen Gesellschaft notwendig dazugehört (vgl. Hirschauer 2001, 209). So ist das Neutralisieren des Geschlechts(körpers) in intimen sozialen Systemen eher eine präventive denn rebellische Praktik, um Distanz zu wahren oder aus »Vertrauensgründen« vom Körper abzusehen. Andererseits ist die Überschreitung von Geschlechtergrenzen auch außerhalb subkultureller Milieus längst Normalität. Trotz einer ausgeprägten sexuellen Infrastruktur existieren *in praxi* bereits vielfältige Formen des Geschlechtertausches bzw. Geschlechtermixes (androgynen Stil), ohne dass diese als »abweichend« etikettiert werden, geschweige denn als subversive Identitätspolitik gelten könnten. Eher schon bildet ein überkorrektes Inszenieren von Geschlecht die Ausnahme und wird als »unnatürlich« empfunden, wie die Alltagserfahrung Transsexueller eindrucksvoll zeigt (vgl. Hirschauer 1993b). Wo theoretisch weiterhin zwischen »korrekten« und »widerspenstigen« Praktiken unterschieden wird, sind aus empirischer Sicht Zweifel einzuräumen, denn der Alltag kennt viele »praktische Spielräume«, die eine Ambiguitätstoleranz für unklare und unstete Geschlechtsdarstellungen ebenso einschließt wie ein praktisches Unterlaufen von Strukturen. So wenig eine »gute« Performance mit strategischer Eindrucksmanipulation zu tun hat, so wenig fällt ein »schlechter« Performer zwangsläufig aus der Rolle. Butler unterschätzt hier die Flexibilität und überschätzt die Rigidität und Identität »der Gesellschaft«. Empirisch macht es wenig Sinn, überhaupt von »der« Gesellschaft als »einem« System sich permanent wiederholender Normen zu sprechen. Wenn Frauen Offiziere, Regierungschefs und gewalttätig werden und Männer Hausfrauen, Krankenschwestern und magersüchtig, werden auch die beruflichen, habituellen, gestischen und emotionalen Repertoires verändert, auf die performative Geschlechterakte zurückgreifen. Rollenrepertoires werden durch diesen »Missbrauch« nicht nur reproduziert, sondern auch transformiert, stellenweise sogar desexuiert. Hier eröffnet sich die Chance, »das« Geschlechterverhältnis nicht allein heterosozial zu verstehen (vgl. Hirschauer 1993a, 65). Auf der anderen Seite ist die Durchsetzung der formalen Gleichheit der Geschlechter in zentralen gesellschaftlichen Feldern noch lange kein Grund dafür, dass diese auch tatsächlich praktiziert wird, wie etwa die Informalisierung sozialer Konflikte in Arbeitsorganisationen zeigt. Dies kann in einigen Fällen zu einer Degradierung oder gar »Illegalisierung« der Geschlechterfrage führen, weil die informelle Beschäftigung mit ihr von der »eentlichen« Arbeit abhält (vgl. Nollmann 2002, 170). Gleichzeitig bieten Arbeitsorganisationen neue Deutungsmuster, mit der sich die Geschlechterungleichheit auch im privaten Interaktionsbereich wegszenieren lässt. Angesichts der zunehmenden Härte der Märkte, der globalen Ausbeutungsverhältnisse, des verschärften Wettbewerbs und Kollegenstresses ist »Mann« und »Frau« sich einig, dass *keine* soziale Ungleichheit vorliegt, wenn Frauen ihre arbeitenden Männer mit einem Bier auf die Couch vor den Fernseher schicken, während sie den Haushalt organisieren (vgl. Nollmann 2002, 174).

Angesichts dieser widersprüchlichen Praxisverhältnisse gilt es daher neben der *theoretischen Dekonstruktion* weiterhin *empirisch zu rekonstruieren*, wie denn die Geschlechter, Körper, Identitäten *sozial-wirklich* existieren und praktiziert

werden (vgl. Hirschauer 1993a, 57f.). Entgegen der routinemäßigen Nutzbarmachung von theoretischen Diskursen und Modellen, bietet die Performanzdiskussion hier die Chance, nicht nur die Reproduktion, sondern vor allem die Kontingenz der Praktiken des Erlebens und Handelns und ihre neuen Gleichheits- und Ungleichheitsinszenierungen zu thematisieren. Gesellschaftstheoretisch bedeutet dies unter Umständen auch, »Männer« und »Frauen« nicht als theoretisch voraussetzungslose Kategorien, sondern selbst als erklärungsbedürftige Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens zu fassen. Schließlich sind aus performanztheoretischer Sicht auch die Annahmen des Gesellschaftstheoretikers performative Äußerungen, die es erst einmal empirisch zu prüfen gilt.

Literatur

- Bausch, Constanze, »Die Inszenierung des Sozialen. Erving Goffman und das Performative«, in: Wulf, Christoph, Michael Göhlich, Jörg Zirfas, (Hg.), *Grundlagen des Performativen. Eine Einführung in die Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln*, Weinheim/München 2001, 203-26
- Butler, Judith, *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Berlin 1995
- dies., *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*, Berlin 1998
- dies., »Jemandem gerecht werden. Geschlechtsangleichung und Allegorien der Transsexualität«, in: *Das Argument* 242, 43. Jg., 2001, H. 4/5, 671-85
- dies., »Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie«, in: Wirth, Uwe (Hg.), *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/M 2002, 301-20
- Duden, Barbara, »Die Frau ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument«, in: *Feministische Studien*, 1993, 2, 24-34.
- Field, David, »Der Körper als Träger des Selbst. Bemerkungen zu einer sozialen Bedeutung des Körpers«, in: Hammerich, Kurt, Michael Klein (Hg.), *Materialien zur Soziologie des Alltags. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, SH 20, Opladen 1987, 244-65
- Fiske, John, »Körper des Wissens«, in: Winter, Rainer, Lothar Mikos (Hg.), *Die Fabrikation des Populären: Der John-Fiske Reader*, Bielefeld 2001, 213-47
- Foucault, Michel, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt/M 1976
- Genschel, Corinna, »Erstrittene Subjektivität: Diskurse der Transsexualität«, in: *Das Argument* 243, 43. Jg., 2001, H. 6, 821-35.
- Goffman, Erving, *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und Insassen*, Frankfurt/M 1961
- dies., *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*, München 1969
- dies., *Verhalten in sozialen Situationen. Strukturen und Regeln der Interaktion im öffentlichen Raum*, Gütersloh 1971
- dies., *Interaktion: Spaß am Spiel. Rollendistanz*, München 1973
- dies., *Rahmenanalyse*, Frankfurt/M 1977
- dies., *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*, Frankfurt/M 1986
- dies., *Stigma. Die Bewältigung beschädigter Identität* (1963), Frankfurt/M 1999
- Hahn, Alois, »Kann der Körper ehrlich sein?«, in: Gumbrecht, Hans Ulrich, K. Ludwig Pfeiffer (Hg.), *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt 1988, 666-80

- Hahn, Kornelia, Michael Meuser, »Zur Einführung: Soziale Repräsentation des Körpers – Körperliche Repräsentation des Sozialen«, in: dies. (Hg.), *Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper*, Konstanz 2002, 7-19
- Haug, Frigga, »Zur Theorie der Geschlechterverhältnisse«, in: *Das Argument* 243, 43. Jg., 2001, H. 6, 761-88
- Hirschauer, Stefan, »Dekonstruktion und Rekonstruktion. Plädoyer für die Erforschung des Bekann-ten«, in: *Feministische Studien*, 1993a, 2, 55-67
- ders., *Die soziale Konstruktion der Transsexualität*, Frankfurt/M 1993b
- ders., »Die Praxis der Fremdheit und die Minimierung von Anwesenheit. Eine Fahrstuhlfahrt«, in: *Soziale Welt* 50, 1999, 21-247
- ders., »Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung«, in: Heintz, Bettina (Hg.), *Geschlechtersoziologie, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, SH 41, Opladen 2001, 208-36
- Lacrosse, Jean-Marie, »Bemerkungen über die sozialen Bedingungen für das Gelingen von »Parties«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, SH 20, *Materialien zur Soziologie des Alltags* 1978, 376-98
- Lindemann, Gesa, »Wider die Verdrängung des Leibes aus der Geschlechtskonstruktion«, in: *Feministische Studien*, 1993, H. 2, 44-55
- Meuser, Michael, »Körper und Sozialität. Zur handlungstheoretischen Fundierung einer Soziologie des Körpers«, in: Kornelia Hahn, Michael Meuser (Hg.), *Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper*, Konstanz 2002, 19-45
- Nollmann, Gerd, »Die Hartnäckigkeit der Geschlechterungleichheit. Geschlecht als soziale Zurechnungskategorie«, in: *Soziale Welt* 53, 2002, 161-88
- Oudshoorn, Nelly, »Jenseits des natürlichen Körpers. Die Macht bestehender Strukturen bei der »Herstellung« der hormonalen Frau«, in: Duden, Barbara, Dorothee Noeres (Hg.), *Auf den Spuren des Körpers in einer technologischen Welt*, Opladen 2002, 259-78
- Reuter, Julia, »Der Körper als Seismograph gesellschaftlicher (Un-)Ordnung«, in: *Kriminologisches Journal*, 35, 2003, 201-12.
- Stanford Friedman, Susan, »Das Sprechen über Grenzen, Hybridität und Performanz. Kulturtheorie und Identität in den Zwischenräumen der Differenz«, in: *Mittelweg* 36, 2003, 5, 34-53
- Steinert, Heinz, »Das Handlungsmodell des symbolischen Interaktionismus«, in: Lenk, Hans (Hg.), *Handlungstheorien – interdisziplinär*, Bd. 4, München 1977, 79-101
- Tervooren, Anja, »Körper, Inszenierung und Geschlecht. Judith Butlers Konzept der Performativität«, in: Wulf, Christoph, Michael Göhlich, Jörg Zirfas (Hg.), *Grundlagen des Performativen. Eine Einführung in die Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln*, Weinheim/München 2001, 157-80
- Wojke, Kristin, »Gender als kritische Kategorie der Geschlechterforschung«, in: *Dialektik* 2003, 1, 39-57
- Wulf, Christoph, Michael Göhlich, Jörg Zirfas, »Sprache, Macht und Handeln – Aspekte des Performativen«, in: dies. (Hg.), *Grundlagen des Performativen. Eine Einführung in die Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln*, Weinheim/München 2001, 9-25
- Zettelbauer, Heidrun, »Geschlecht und Körper. Debatten um ein theoretisches Konzept«, www.zumthema.st/wissensbank/Zettelbauer1.html, 2001, 1-12

Kongressberichte

Wien – Budapest – Prag. Jahrestagung der Arbeitsgruppe Cinematographie des Holocaust, 22. bis 24. Januar 2004 in Wien

Seit zwölf Jahren kooperieren das Fritz Bauer Institut, das Deutsche Filminstitut (beide Frankfurt/M) und CineGraph e.V. Hamburg bei der umfassenden Dokumentation und Erforschung filmischer Zeugnisse über den Holocaust (www.cine-holocaust.de). Dem Tagungsort entsprechend – erstmals außerhalb der Bundesrepublik – rückten die Länder der ehemaligen Donaumonarchie Österreich, die Tschechische Republik und Ungarn ins Zentrum. Vorgeführt wurde z.B. der verloren geglaubte Stummfilm *Opfer des Hasses* von 1923, ein österreichisches Vorkriegsdokument über antisemitische Verfolgung und jüdisches Leben, das in ehemals sowjetischen Archiven entdeckt wurde. Eine weitere überraschende Entdeckung präsentierte der niederländische Historiker Karel Margry. Im Kontext seiner Forschungen zum bekannten Nazifilm aus dem Ghetto Theresienstadt von 1944, an dessen Erstellung der von den Nazis verhaftete und später ermordete deutsche Schauspieler und Regisseur Kurt Geron beteiligt war, war Margry auf einen zweiten Film aufmerksam geworden, der bereits 1942 in Theresienstadt gedreht wurde. Obwohl der Film selbst verschollen ist, konnte Margry zahlreiche Details seiner Entstehung rekonstruieren, so die Beteiligung der inhaftierten Jüdin Irena Dodalová an Regie und Drehbuch und die Verantwortung des Häftlings und ehemaligen Grafikers Peter Kien für das Skript. Außerdem fand er in der Gedenkstätte Mauthausen mehrere Standfotos, die fälschlicherweise dem zweiten Theresienstadtfilm zugeordnet waren; v.a. aber zeigt ein achtmütiger Filmstreifen, der durch Zufall in einem Warschauer Filmarchiv aufgetaucht ist, Dreharbeiten und Szenen aus dem verschwundenen Film. Er gibt Aufschluss über die beteiligten Nazioffiziere, die einer dem Sicherheitsdienst (SD) zugeordneten speziellen Filmeinheit angehörten. Zu welchem Zweck der Film gedreht wurde, bleibt unklar. Anders als im Falle des zweiten Theresienstadtfilms hatte er wohl nicht die Funktion zur Beschwichtigung der internationalen Öffentlichkeit. Wahrscheinlicher ist, dass er die nationalsozialistische Sicht des Judentums zeigen sollte. Die Tagung machte deutlich, dass ähnliche Filmprojekte eine innerhalb des nationalsozialistischen Machtapparates wichtige, aber wohl nicht zentral gesteuerte Funktion bei der »Dokumentation« jüdischen Lebens hatten. Eine kritische erste Version des Theresienstädter Filmvorhabens von 1942, die die dortige Realität zeigen wollte, wurde nicht realisiert.

Am Beispiel des von den Nazis für die Zeit nach der Vernichtung geplanten »Museum des Judentums« in Prag verdeutlichte der Leipziger Historiker Dirk Rupnow die Bedeutung der Bewahrung des antisemitischen Feindbildes für die nationalsozialistische Herrschaft, insbesondere durch Film. Rupnow fasste die nationalsozialistische Politik als »Arisierung des Gedächtnisses« und nicht – wie weithin angenommen – als bloße »Auslöschung der Erinnerung«. Vernichtung und Erinnerung seien demnach keine sich ausschließenden Vorgänge. Vielmehr hätten sich die Nazis die Erinnerung an die europäischen Juden aneignen wollen. Als Bestandteil dieser keineswegs zentral gesteuerten Vorgänge führte Rupnow einen Film an, der jüdische Rituale in der Prager Alt-Neu-Synagoge zeigte und von dessen Durchführung Briefe und Erinnerungen von Überlebenden berichten. An dem Film *Totschweigen* verdeutlichte die Österreicherin Elenore Lappin die Bedeutung von Filmen, die das Schweigen über die Vergangenheit brechen. Der Film berichtet von der sog. »Ungarnaktion«, einer großangelegten Vernichtungsaktion an ungarischen Juden, durchgeführt v.a. von lokalen österreichischen Volkssturmeinheiten, über die bis zu Beginn

der 1990er Jahre geschwiegen wurde. Auch der Wiener Historiker Gernot Heiss beleuchtete ein solches beschwiegenes Kapitel österreichischer (Film-)Geschichte: Anhand der österreichischen Filmpolitik vor dem »Anschluss« ans Deutsche Reich zeigte er auf, wie nationalsozialistische »Rassegesetze« in der Filmproduktion bereits übernommen wurden, bevor sie offiziell zu Gesetzen erklärt worden waren. – Die Tagung eröffnete verschiedene Zugänge zur Verstrickung von Film und Nationalsozialismus in den drei Ländern. Allerdings dominierte der historische Blick; zu kurz kam dabei die besondere Bedeutung des Visuellen. Es zeigt sich, dass bei einer Bearbeitung der »Cinematographie des Holocaust« film- und geschichtswissenschaftliche Methoden einander ergänzen sollten.

Tobias Ebbrecht (Berlin)

El pensamiento latinoamericano ante la integración en un mundo globalizado. IX Simposio Internacional sobre Pensamiento Filosófico Latinoamericano, 6. bis 9. Januar 2004, Santa Clara/Kuba

Ein philosophischer Chor eröffnete das Symposium und Referenten brillierten außerhalb der Seminarräume mit ihren Bewegungs- und Gesangkünsten: Man fühlte sich ein wenig wie in jener Gesellschaft, in der »Jeder nicht einen ausschließlichen Kreis der Tätigkeit hat«, sondern morgens philosophiert, nachmittags singt und abends tanzt. Nach den einführenden Worten des gastgebenden Universitätsdekans hielt mit Carmen Bohorquez Moran (Universität Zulia, Venezuela) eine Frau den programmatischen Eröffnungsbeitrag.

Etwa 80 Teilnehmende aus Kuba und Lateinamerika diskutierten vier Tage lang in einem wahren Marathon von Vorträgen über ein breites Spektrum der lateinamerikanischen Ideengeschichte. Im Zentrum vieler Analysen stand die Frage, welche Antworten diese auf die wachsenden Probleme der neoliberalen Offensive bietet. Den kubanischen Gastgebern ging es v. a. darum, sich aus der defensiven Position zu befreien, in welcher sich die lateinamerikanische Linke durch die Forcierung des neoliberalen Freihandelsprojekts für Amerika (ALCA/FTAA) seit 1992 befindet. Ansätze liegen auf der realpolitischen Ebene möglicherweise in den neuen Linksregierungen sowie einer kontinentalen Sozialallianz (Alianza Social Continental), die als Bündnis diverser sozialer Bewegungen einen breiten Widerstandsblock zu formieren sucht. Eine zentrale Frage war demzufolge, welches Potenzial die lateinamerikanische Philosophie besitzt, eine (alternative) Integration zu denken. In Übereinstimmung mit der Theorie Leopoldo Zeas waren sich verschiedene kubanische Beiträge darüber einig, dass die politische und individuelle Freiheit die unverzichtbaren Voraussetzungen gesellschaftlicher Veränderung und Befreiung aus den neuen Formen der Abhängigkeit sind. Nützliches Vehikel, so Rafael Pla (Santa Clara), seien vor allem die Sozial-, Politik- und Wirtschaftswissenschaften, um mit ihnen besser herauszuarbeiten, welche Interessen und Mechanismen dieser Entwicklung im Wege stehen. Er plädierte für eine materialistische Analyse der Interessenkonflikte auf dem Kontinent und warf damit den Koryphäen lateinamerikanischer Philosophie, namentlich Leopoldo Zea (Mexiko) und Arturo Roig (Argentinien) vor, ungewollt einem Idealismus zu verfallen, in dem sie die »Interessen der Lateinamerikaner« verwirklicht sehen wollten. Es käme indes darauf an, den Ideenreichtum lateinamerikanischer Denker, die sich mit den Phänomenen der (kolonialen) Abhängigkeit und der regionalen Integration systematisch beschäftigten, als solche wahrzunehmen und kritisch aufzuarbeiten – jenseits nationaler Mythen und Interessen. Zu diesem Zweck wurden verschiedene Unabhängigkeitskämpfer wie Simon Bolívar und der weniger bekannte Francisco de Miranda behandelt. Letzterer, der aus Caracas stammt, am (nord-)amerikanischen Unabhängigkeitskrieg mitgewirkt und in Europa studiert hat, kämpfte später

mit der Feder wie dem Gewehr gegen die spanische Kolonialmacht. Bohorquez Moran stellte in diesem Zusammenhang fest, dass viele Dokumente und Texte aus dem 19. Jh. noch unbearbeitet, teilweise noch unentdeckt seien. Sie selbst arbeitet derzeit an einem Kompendium zur Geschichte der Integrationsprojekte auf dem amerikanischen Kontinent.

Die Tagung, die wie der »offizielle« Philosophiekongress Lateinamerikas in Guadalupe (vgl. *Argument* 253) wesentlich stärker politisch orientiert war als vergleichbare Veranstaltungen in Europa, kreiste vor allem um zwei Punkte: 1. Ist es strategisch sinnvoll, ein Integrationsprojekt unter den derzeitigen internationalen und kontinentalen ökonomischen Rahmenbedingungen voranzubringen? 2. Welche Rolle können und sollen dabei Intellektuelle spielen? Während die erste Frage Gegenstand mehrerer Vorträge war, wurden die Differenzen des Selbstverständnisses als Intellektuelle nur implizit verhandelt. Obwohl einige, wie Adalberto Saladino (Mexiko), Wert auf die Feststellung legten, dass Wissenschaft von Politik zu trennen sei, sprach sich eine Mehrzahl gegen diese »elitäre Sichtweise« aus. Pablo Guadarrama, der kubanische Konferenzleiter, fasste mit einem moralischen Appell zusammen: Welchen Sinn hätte diese Konferenz, wenn die Ergebnisse nicht in Veröffentlichungen und Veranstaltungen weitergetragen und ihr politischer Nutzen nicht diskutiert würden? Die Frage nach dem Nutzen historischer Analysen anticolonialen und antiimperialen Charakters wurde unterschiedlich beantwortet: Können die Regierungswechsel und Aufstände in Brasilien, Bolivien, Argentinien und Venezuela bereits als ein Aufbruch in Richtung einer qualitativ anderen Regulationsweise verstanden werden? Oder ist der Widerstand Lulas in den WTO-Verhandlungen von Cancun und gegen das amerikanische Freihandelsabkommen ALCA nur eine Taktik, um sich im globalen Wettbewerb verbesserte Ausgangsbedingungen zu verschaffen?

Rainer Schultz (Berlin)

Theologie und Politik. Kongress veranstaltet von der Internationalen Walter-Benjamin-Gesellschaft, den Univ. Rom und Düsseldorf, dem Zentrum für Kunst und Medientechnologie (ZKM) sowie dem Goethe-Institut Rom, 13. bis 14. November 2003 in Rom

Über den zwei Tagen in Rom schwebte die Re-Aktualisierung Carl Schmitts durch Giorgio Agamben und die Gegenwärtigkeit des Krieges im Irak. Gleich in seinem Grußwort fragte Michael Kahn-Ackermann, der Leiter des Goethe-Instituts Rom, wer denn eigentlich der Souverän im Irak sei, die Besatzer oder die Terroristen. Man war beinahe versucht, »Letztere« zu rufen. Einen Tag vor Beginn des Kongresses hatte ein Attentat auf den italienischen Armeestützpunkt in Nasarija 20 Menschen das Leben gekostet.

Den Kongress eröffnete der Medienarchäologe Siegfried Zielinski (Köln) mit einem Vortrag zur *Theologie des Elektrischen*. Unterhaltsam beschrieb er die Anfänge des elektrischen Zeitalters und demonstrierte, wie der Aufweis von Elektrizität am Menschen den Körper als »Display« göttlicher Allmacht erscheinen ließ. Demnach wurde der Mensch als ein Medium betrachtet, an dem das Unsichtbare, d.h. Göttliche sichtbar wird. Ein Beispiel für Elektrisierungen in der Gegenwart hatte Zielinski auch gleich mitgebracht, den »Monkey Dance« des Microsoftchefs Steve Ballmer. Im vorgeführten Video ist zu sehen, wie Ballmer, einem überhitzten Sportmaskottchen gleich, bei einer Microsoft-Massenveranstaltung über die Bühne turnt und seine Mitarbeiter anfeuert. Hier wird ökonomisches Kalkül überführt in ein Gefühl der göttlichen Vorbestimmung. In dem wohl interessantesten Vortrag der beiden Tage unterschied der Kunsttheoretiker Boris Groys zunächst ganz klassisch zwischen Philosophie und Theologie: Die Philosophie ist bestimmt durch die Suche nach Wahrheit; deshalb ist sie stets produktiv und steht im Gegensatz zur reproduktiven Theologie. Groys zufolge ist der Mensch in der Theologie ein Medium, für die Philosophie

aber ein selbstbestimmtes Subjekt. Insofern sei die heutige postphilosophische Zeit eine nihilistische. Man wartet, ohne noch etwas erwarten zu können. Diesen Beckett-Wartestand begründet Groys mit der Allmacht des Kapitalismus nach dem Ende der bipolaren Zeit. Groys bezog sich mit seinen Thesen explizit auf Walter Benjamins Text *Kapitalismus als Religion*, dessen Aktualität später auch Detlev Schöttker in seinem Vortrag unterstrich. Anschließend steckte Peter Weibel vom ZKM in seinem Vortrag zu *Benjamin, Derrida, Schmitt* die Ordnung der Gesellschaft in die Operation von Inklusion und Exklusion. Dabei kritisierte er die Rede vom »Krieg im Namen der Menschheit«. Unterstützend zitierte Weibel Proudhon: »Wer Menschheit sagt, will betrügen«. Zu Derrida und Schmitt gesellten sich noch Agamben, Badiou und Freud, ohne dass Weibel aus diesem imponierenden Ensemble Interessantes hätte gewinnen können. Instruktiv, aber kaum überraschend gerieten auch einige andere Vorträge, so etwa der Beitrag der Gadamer-Schülerin Donatella di Cesare zu Benjamins Übersetzungstheorie oder Giacomo Marramaos *Messianismus und Religion*. Giorgio Agamben gewährte einen kleinen Einblick in seine Werkstatt: In der Radikalisierung der Biopolitik vermutet er die Herrschaft der Ökonomie. Wirtschaft aber sei säkularisierte Theologie. Statt also von Theologie und Politik müsse man von Ökonomie und Politik sprechen. Wie das aber fruchtbar zu machen wäre für politische Fragen der Gegenwart, ließ er offen. Der amerikanische Musik- und Literaturwissenschaftler Karl Solibakke führte eindrücklich vor, wie die Religion die amerikanische Politik beherrscht. So setze mit der Internationalisierung von »faith and moral« und dem evangelikalischen Fundamentalismus in den USA eine Re-Sakralisierung der Weltpolitik ein, die letztendlich aber im Dienste einer neoimperialen Politik stehe. Der Vertreter der katholischen Kirche, Padre J. Joblin, präsentierte dann eine unmittelbare Vermischung von Theologie und Politik. Seine These: Europa muss sich seiner kulturellen Tradition vergewissern und zu einem Leben zurückfinden, das die göttliche Ordnung anerkennt, ja, sich dem Göttlichen unterwirft. In Zeiten der Globalisierung gelte es, sich in christlicher Nächstenliebe zu üben und der Religion als einen allen gemeinsamen Ort zu erinnern. Dagegen betonten Mohamed Mzoughi und Justo Lacunza Balda, beide vom Päpstlichen Institut für Islam- und Arabistikstudien, in ihren Vorträgen die historische und literarische Qualität des Koran. Es sei gerade falsch, sich religiösen Texten zu unterwerfen. So hob Mzoughi ganz emphatisch den Philosophen in seinen alten Stand zurück: Der Philosoph, nur der Wahrheit verpflichtet, kennt keinen Gott, sondern nur die kritische Lektüre. Moshe Zimmermann schilderte, wie sich die politische Ordnung Israels mehr und mehr hin zu einer theologischen verschoben hat; eine politische Lösung im Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern scheint daher kaum mehr möglich. Für Zimmermann ist der Konflikt heute wesentlich geprägt durch eine neue polare Weltordnung nach dem 11. September 2001. Zum ersten Mal in der Geschichte stehe eine judeo-christliche Koalition gegen den Islam. Bei einem Konflikt zweier solcher Fundamentalismen, so Zimmermann, stehen wir am Abgrund des dritten Weltkrieges. Einen möglichen Ausweg bietet für ihn nur die liberale Demokratie, sofern sie eine strenge De-Territorialisierung der Politik verfolgt. – Es bleibt anzumerken, dass Walter Benjamin einen Ausweg aus der »globalen Re-Theologisierung« der Politik, wie es im Schlusswort Bernd Witte formulierte, gewiesen hat. Für Benjamin ist die klare Trennung zwischen dem Profanen und dem Religiösen notwendig. Er hat sie gezogen in dem *politisch-theologischen Fragment*. Folgerichtig gehört dem *Kapitalismus als Religion* die ganze Aufmerksamkeit; ihm muss man sich widersetzen.

Claas Morgenroth (Düsseldorf)

Ankündigungen

Vom Münchner Diktat zur Nachkriegsordnung. Geschichte und ihre Instrumentalisierung in der aktuellen deutschen Politik. Historische Fachtagung im EineWelt Haus in München, veranstaltet vom Kurt Eisner Verein für politische Bildung in Bayern e.V. (kev) in Zusammenarbeit mit der Rosa Luxemburg Stiftung (rls), vom 7.-9. Mai 2004

Auf der Tagung wird Fach- und Hintergrundwissen zur derzeitigen Diskussion um die »Beneš-Dekrete«, sog. »Vertreibungsunrecht« und das »Zentrum gegen Vertreibungen« geboten. Neben einer Podiumsdiskussion zur Kampagne um die sogenannten Beneš-Dekrete sind vertiefende Diskussionen zu verschiedenen Aspekten der Debatte geplant.

Ansprechpartnerin für den kev: Cornelia Fiedler, c/o Kurt Eisner Verein für politische Bildung, Schwanthalerstr. 139 (Rgb), 80339 München (fiedler@kurt-eisner-verein.de)

Ansprechpartner für die rls: Florian Weis c/o Rosa Luxemburg Stiftung, Franz-Mehring Platz 1, 10243 Berlin, (weis@rosaluxemburgstiftung.de)

Weitere Informationen: www.transforma-online.net

Es geht auch anders! Perspektivenkongress an der TU Berlin, veranstaltet von attac, GEW, ver.di, ESG u.a., vom 14.-16. Mai 2004

Auf dem Kongress wird diskutiert werden, welche Alternativen sich der neoliberalen Markt- und Wettbewerbsideologie entgegensetzen lassen, wie man die Menschen für diese Perspektiven gewinnen und wie ein demokratisches solidarisches Zusammenleben aussehen kann.

Weitere Informationen: www.perspektivenkongress.de

Kontakt: tagungsbuero@perspektivenkongress.de

Das Ende der Bescheidenheit. Neoliberalismus, Alltag, Widerstand. 27. Jahreskongress der Bundeskoordination Internationalismus (BUKO) in Kassel vom 20.-23. Mai 2004

Auf dem diesjährigen BUKO soll die Frage aufgeworfen werden, wo das neoliberal-militaristische Projekt des globalisierten Kapitalismus brüchig wird – und wo praktische Kritik eher der Modernisierung von Herrschaft dient, ohne die gesellschaftsverändernden Potenziale auszuschöpfen. Anhand dreier Themenstränge (Arbeit und soziale Reproduktion; Privatisierung; Soziale Rechte und Recht auf Legalisierung) sollen, neben vielen anderen Informations- und Diskussionsforen, Erfahrungen und Möglichkeiten von symbolischer und materieller *Aneignung* diskutiert werden.

Nähere Informationen: www.buko.info oder mail@buko.info

Diskurse der Gewalt – Gewalt der Diskurse (Transforma #2). Internationale Konferenz an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, veranstaltet vom Transdisziplinären Forum Magdeburg, vom 2.-4. Juli 2004

Ziel der Konferenz ist eine kritische Auseinandersetzung mit der Gewalt der gegenwärtigen weltgesellschaftlichen Verhältnisse und Diskurse. Sie will unterschiedliche Perspektiven (z.B. feministische, poststrukturalistische, politökonomische, postkoloniale, marxistische, konstruktivistische) aus verschiedenen Disziplinen (z.B. Kulturwissenschaften, Soziologie, Politikwissenschaften, Philosophie, Rechtswissenschaften, Politische Geografie, Geschichte, Literaturwissenschaften, Psychologie) zusammenführen.

Anmeldung und weitere Informationen: www.transforma-online.net

Besprechungen

Philosophie

Flashar, Hellmut (Hg.), *Grundriss der Geschichte der Philosophie.* Begründet v. Friedrich Ueberweg. Die Philosophie der Antike, Bd. 2/1: Sophistik. Sokrates. Sokratik. Mathematik. Medizin, Schwabe, Basel 1998 (540 S., Ln., 91 €)

Platons Urteil über die Gelehrten, die im kurzen Sommer der imperialen Demokratie nach Athen kamen, um alle politischen Handlungskompetenzen zu unterrichten, fiel vernichtend aus. Nach dem katastrophalen Ende des Peloponnesischen Krieges, als die auch von inneren Kämpfen zwischen Demokraten und Oligarchen erschütterte Stadt in Agonie versunken war, hatte sich für den jungen Platon die Haltlosigkeit sophistischer *sophía* erwiesen. Die einst hoch angesehene Weisheit der Sophisten wurde in seinen Dialogen zu einem Synonym für angemaßtes Wissen, weil sie ihren Anspruch nicht einzulösen vermochte, den Zusammenhalt des Gemeinwesens zu gewährleisten. Nach seiner Auffassung musste die Frage, auf welche Weise die Polis zu regieren sei, völlig neu gestellt werden. Die von Platon im ethisch-politischen Rahmen gezogene Grenze zwischen Philosophie und Sophistik ist noch heute in vielen philosophiegeschichtlichen Handbüchern wirksam. Dies verdankt sich nicht zuletzt dem Umstand, dass von den Schriften der Sophisten nur wenig erhalten ist und unsere wichtigste Quelle die Dialoge Platons sind, in denen er seinen Lehrer Sokrates als deren großen ›philosophischen‹ Gegenspieler in Szene setzt. Gleichwohl hat man, besonders in der Tradition des angelsächsischen Liberalismus, immer wieder versucht, die Sophisten zu rehabilitieren. In dieser Tradition steht auch der vorliegende Band des »Grundrisses«, einer auf insgesamt 30 Bände angelegten Neubearbeitung von Friedrich Ueberwegs *Geschichte der Philosophie* (vgl. die Rez. v. Bd. 4, *Die hellenistische Philosophie*, in Arg. 215/1996, 449-51), zu dessen großen Leistungen gehört, dass er die Gelehrten aus der zweiten Hälfte des 5. Jh. v. Chr. wieder in die Philosophiegeschichte integriert. Den Schwerpunkt dieses Bandes bilden die beiden Kapitel, in denen George B. Kerferd mit Hellmut Flashar die »Sophistik« und Klaus Döring »Sokrates, die Sokratiker und die von ihnen begründeten Traditionen« vorstellen. Platon, dem ein eigener Band gewidmet werden soll, bleibt dabei ausgeblendet. Zwei kürzere Kapitel von Hans-Joachim Waschki und Carolin Oser-Grote behandeln die antike »Mathematik« und »Medizin«. Die Übersicht über die in einzelnen Paragraphen diskutierten Autoren orientiert sich – sofern möglich – am Schema Forschungsgeschichte, Quellenlage, Biographie, Werkbeschreibung, Lehre und Wirkungsgeschichte. Jedes Kapitel schließt mit einer Bibliographie.

Kerferd/Flashar beginnen mit einem Überblick über »Entstehung und Wesen« sowie »Grundthemen der Sophistik«, der dem Versuch widersteht, sie unter handlichen Schlagworten zusammenzufassen. Statt dessen heißt es: »Alle Sophisten waren professionelle, bezahlte Lehrer, die sonst keine weiteren Gemeinsamkeiten hatten« (4; vgl. 87). Dennoch arbeiten sie eine entscheidende Übereinstimmung heraus: »Zu Recht hat man ihre spezifische geistesgeschichtliche Leistung darin gesehen, dass sie die Öffentlichkeit und die argumentative Struktur von Wissen und Wissenschaft, also Wissenschaft im modernen Sinne begründet haben.« (23f) Den erstaunlich modern wirkenden Charakter sophistischen Denkens heben sie auch inhaltlich hervor, so an der zivilisationsgeschichtlichen Theorie, nach der die Menschen sich mit Hilfe der *téchnai* aus dem Tierreich herausgearbeitet haben, der Vertragstheorie des Gesetzes, den Debatten über politische Gleichheit sowie den soziologischen

Erklärungsversuchen über Entstehung und Funktion von Religion. Auch die Behandlung naturwissenschaftlicher Fragen erhält einen eigenen Abschnitt. Mit philologischer Akribie ordnen Verf. diese Themen dann einzelnen Sophisten – namentlich Protagoras, Georgias, Thrasymachos, Prodikos, Hippias, Antiphon, Kritias und Kallikles – zu. Dabei weisen sie die gängige Einteilung der Sophisten in eine frühere und spätere Generation zurück und äußern sich zurückhaltend gegenüber der damit häufig verknüpften Finalisierung der Sophistik auf einen Immoralismus, den man an Figuren wie Kallikles oder Trasymachos festzumachen versuchte. So halten sie es für möglich, dass es sich bei Trasymachos' begeisterter Verteidigung der Ungerechtigkeit und seinem Lob der Tyrannis im ersten Buch der *Politeia* um eine verzerrende Darstellung Platons handle, die darauf ziele, Sokrates wirkungsvoll in Szene zu setzen (57). Abschließend werden »kleinere Sophisten« behandelt, wobei man sich allerdings fragt, warum weder Archelaos noch Aspasia – die einzige Frau unter ihnen – einen eigenen Abschnitt erhalten, wenngleich beide gelegentlich erwähnt werden. Auch wäre es sinnvoll gewesen, im Rahmen der Sophistik Isokrates zu behandeln, den großen Gegenspieler Platons, der nur kurz als Schüler des Gorgias Erwähnung findet.

Sokrates ist die wohl umstrittenste Figur der antiken Philosophie. Dies liegt auch daran, dass er bekanntlich nichts geschrieben hat, die wichtigsten Quellen ihn in entscheidenden Punkten gegensätzlich besetzen und die Gewichtung dieser Zeugnisse bis heute kontrovers diskutiert wird. Dörings Kapitel steht in einer Forschungstradition, die auf Heinrich Maiers *Sokrates* (1913) zurückgeht. Maier hatte zu zeigen versucht, dass das Sokratesbild Xenophons von Platon sowie dem Sokratiker Antisthenes abhängig sei und sich alle aristotelischen Bemerkungen über Sokrates wiederum auf Platon und Xenophon zurückführen ließen, weshalb er die Überlieferungen von Xenophon und Aristoteles für völlig wertlos hielt. Nach seiner umstrittenen Auffassung lässt sich die sokratische Philosophie nur aus einem Vergleich der Frühschriften Platons mit den Zeugnissen über die Lehren anderer Sokratiker rekonstruieren. Damit brachte Maier eine intensive Beschäftigung mit den sog. »kleinen Sokratikern« in Gang, deren gegenwärtiger Stand im »neuen Ueberweg« zu besichtigen ist. Hier setzt Verf. Maßstäbe. In einer Ausführlichkeit, die ihresgleichen sucht, stellt er Xenophon, Aischines, Eukleides, Phaidon, Aristipp sowie Antisthenes vor und zeigt, in welcher unterschiedlichen Richtungen sich der Sokratismus in kürzester Zeit entwickelte: Antisthenes war die Gründungsfigur des Kynismus, aus dem die Stoa hervorging; Eukleides galt in der Systematik der hellenistischen Philosophiegeschichtsschreibung als einer der Ahnherren der Skepsis und Aristipp als Begründer des Hedonismus. Der Versuch, aus dieser fragmentarischen Überlieferung einen mit Platon übereinstimmenden sokratischen Kern herauszuschälen, führte zugleich zu einer bewusst minimalistischen Rekonstruktion, die sich ebenfalls im Sokrates-Kapitel niedergeschlagen hat. So spielen die Definitionsversuche auf dem Felde des Ethischen, die Platon in einigen Frühdialogen vorstellt und in deren induktiver Methode man seit Aristoteles die große wissenschaftsbegründende Leistung des Sokrates gesehen hat, hier überhaupt keine Rolle mehr. Statt dessen wird in der äußerst knapp gehaltenen, lediglich elf Seiten füllenden Darstellung der sokratischen Philosophie die initiatorische Funktion der berühmten destruktiven Fragepraktik sichtbar, mit der Sokrates die ethischen Überzeugungen seiner Mitmenschen in die Krise führte. Demnach ging Sokrates davon aus, dass die Menschen immer nur das tun, von dem sie zu wissen glauben, dass es für sie am zuträglichsten ist, und wollte ihnen vorführen, dass sie dieses für sie Gute stets verfehlen, weil sie in Wahrheit nicht wissen, was »das Gute« ist. Laut Verf. hat Sokrates ein solches Wissen einerseits »für grundsätzlich unmöglich« erklärt und es den Göttern vorbehalten, andererseits aber gefordert, die konventionellen

Moralvorstellungen im Namen eines weniger anspruchsvollen, stets auf seine Haltbarkeit hin zu überprüfenden Wissens zu überwinden (159). Es zeichnet sich das Bild eines Philosophen ab, der seine Zeitgenossen aus ihrem Alltagsleben herauskatapultieren wollte, um sie zu einer ›Selbstsorge‹ zu motivieren, in der das Bemühen um rationale Gestaltung der Lebensführung mit einer als religiöse Konversion artikulierten Hinwendung zu radikalen Askesepraktiken einherging. Den positiven Gehalt sokratischen Philosophierens sieht Verf. in der argumentativ begründeten Forderung, sich »immer und überall uneingeschränkt auf die Seite des Rechtes zu stellen« (165). Ob dieser »Kern der politischen Philosophie des Sokrates« (165) gegenüber den verschiedenen Regierungsformen indifferent war und es folglich »höchst unwahrscheinlich« ist, dass er ein Gegner der zeitgenössischen Demokratie war, wird ebenso umstritten bleiben wie Verf. These, dass Sokrates zum Tode verurteilt wurde, weil man »den lästigen Moralprediger loswerden« wollte (166).

Die Kapitel, die »die philosophisch relevanten Aspekte der Fachwissenschaften« (XIII) ›Mathematik‹ und ›Medizin‹ diskutieren, wollen aus unterschiedlichen Gründen nicht recht zu den zuvor behandelten Themen passen. Im Falle der Mathematiker betrifft dies sowohl den behandelten Zeitraum als auch den systematischen Zusammenhang. So beginnt Waschkies mit einem Paragraphen über »die Anfänge der griechischen Mathematik«, der bis ins 5. Jh. v. Chr. zurückgeht und setzt dann bei der Darstellung einzelner Mathematiker im 3. Jh. v. Chr. ein. Dieses Vorgehen ist sachlich gut begründet, denn das älteste erhaltene Werk sind die *Elemente* Euklids, »die vierte Ausgabe eines mathematischen Sammelwerks mit diesem Titel« (367), deren Bücher er auf Spuren älterer Mathematiker hin untersucht. Wir erfahren viel Wissenswertes über die Forschungskontroversen zur Entwicklung der antiken Mathematik, deren philosophische Relevanz vielleicht deutlicher geworden wäre, wenn man sie im Zusammenhang mit der pythagoreisch-platonischen Philosophie behandelt hätte. Die hippokratischen Schriften hingegen, deren »älteste Teile etwa gleichzeitig mit der Blüte der Sophistik entstanden sind« weisen »zahlreiche inhaltliche und formale Gemeinsamkeiten« mit ihr auf (106). Merkwürdigerweise wird die Schrift *Peri Technes* aber nur im Sophistik-Kapitel abgehandelt (106f), wogegen es sich Oser-Grote zum Ziel setzt, »die rationale Haltung der Autoren des ›Corpus Hippocraticum‹ auf die ionischen Naturphilosophen« zurückzuführen (457). Hier hätte man gerne mehr über den ›sophistischen‹ Charakter der antiken Medizin erfahren. – Der »neue Ueberweg« gibt einen weniger real- und begriffsgeschichtlichen, aber im besten Sinne positivistisch-geistesgeschichtlich orientierten Überblick über die behandelten Themenfelder. Der sparsame Gebrauch griechischer Ausdrücke und das zweisprachige Glossar ermöglichen Anfängern den Einstieg, die hervorragenden Bibliographien schnellen Zugang zu Spezialfragen.

Christoph Kniest (Berlin)

Badiou, Alain, Paulus. Die Begründung des Universalismus, sequenzia, München 2002 (204 S., br., 19 €)

Am Anfang der ›Postmoderne‹ mag das Anliegen gestanden haben, das Individuelle, Einzig- oder Andersartige vor dem Zugriff eines übermächtigen Allgemeinen zu retten. Doch die antihegelianische Linke hat es nie geschafft, eine materialistische Opposition gegen das herrschende Allgemeine von kapitalistischer Wirtschaft und Staatsgewalt zu entwickeln. Selbstkritische Postmoderne wie Žižek beklagen das seit geraumer Zeit und greifen auf ältere Ideen zurück, die den Theorien ihrer Mitstreiter wieder Rückgrat einzuziehen versuchen. Dass dabei wie nun beim Verf. die Urgeschichte des Christentums wiederbelebt wird, leuchtet freilich nicht auf den ersten Blick ein. Hatte nicht Marx gemeint, dass die

Kritik der Religion die »Voraussetzung aller Kritik« sei? Die fortgeschrittene Postmoderne steht vor dem Problem, wie sie für ihre geistigen Produkte Allgemeingültigkeit beanspruchen und zugleich am Primat des uneinholbar Individuellen festhalten kann. An diesem Punkt setzt die beherzt auftretende ›Politik der Wahrheit‹ von Verf. auf die Gewissheit derer, die für sie einzustehen gewillt sind. Vorbildlich findet er diese Figur in den Ursprüngen des Christentums ausgesprochen, insbesondere bei seinem ›eigentlichen‹ Gründer, dem Apostel Paulus. Historisch ohne Beispiel habe hier ein bloßes Bekenntnis unübersehbare Folgen in Geistes- und Realgeschichte gezeitigt, politische und soziale Ordnungen gesprengt sowie neue begründet – kurz: eine wahrhaft universale Wirkung erreicht, die in geradezu groteskem Verhältnis zu ihrem – glaubt man dem Buch – bescheidenen Anlass steht. Denn zugleich hält Verf. den religiösen Gehalt der paulinischen Botschaft, »die Auferstehung des Gekreuzigten«, für ungläubhaft, für eine bloße »Fabel«, die sich »für uns mit keinem Realen berührt« (12). Anstatt aber ein Ärgernis für seine Paulus-Lektüre darzustellen, erhöht diese ›Unwirklichkeit‹ nur ihre Brauchbarkeit für seine Zwecke: zu »ergründen«, »welches Gesetz ein jeder Identität beraubtes Subjekt strukturieren kann« (13). Ein Bekenntnis, das sich weder durch eine Auslegung von Zeichen beglaubigen oder wahrscheinlich machen (»jüdischer Diskurs«), noch durch die Erforschung von Natur und Geschichte beweisen oder belegen lässt (»griechischer Diskurs«, 79), lässt durch die Unwahrscheinlichkeit seines Anlasses die Kräfte, die zu seiner Verbreitung notwendig sind, rein hervortreten. »Die unerhörte Geste des Paulus ist die, die Wahrheit jedem kommunitären Zugriff zu entziehen« (13) und damit ein paradigmatisches Exempel darzustellen für eine ihren Namen erst verdienende Politik, die durch ihre fundamentale Inkompatibilität einen Ausblick auf eine Welt jenseits aller etablierter Ordnung eröffnet; eine »militante Figur« (9), die den absoluten Bruch mit dem Gegebenen vorexerziert, und die zeigt, um nicht zu sagen offenbart, dass dieser Bruch jederzeit und überall möglich ist. Dafür steht Paulus: An seine Wahrheit, die Auferstehung Christi von den Toten, kann man nur glauben. Sie existiert nur in ihrer und durch ihre Verkündigung. Ersteres macht sie für Verf. zum Zeugnis eines singulären Ereignisses, letzteres öffnet sie als Möglichkeit ›für Alle‹, ihre einzigartige »Universalität« (29). Weil Paulus von allem bestehenden Einbindungen der Subjekte absieht, wird er zum Begründer des Universalismus. Was das heißt, hat Verf. in einem kleinen Katalog von »Anforderungen« an eine Politik der Wahrheit zusammengefasst. Diese »Wahrheit« ist Gewissheit, also 1. »ganz und gar subjektiv«, lässt als solche 2. weder »äußere Bedingungen« ihrer Existenz noch irgendwelche Voraussetzungen ihres Bekenntnisses gelten, steht so 3. in einer »notwendigen Distanz« oder ›Indifferenz‹ zur »Beschaffenheit der Situation«, weshalb hier 4. vor allem die »Treue zum Bekenntnis entscheidend« ist (30f).

Dass einer überzeugt ist von seiner Sache, gerade weil er nicht recht weiß warum, dürfte schon zu Paulus Zeiten Küchenpsychologie gewesen sein. Ihren Pfiff erhält die Sache dort, wo Verf. auf das Hochgefühl abstellt, das die Einzigartigkeit einer Einsicht vermittelt. Diese gewinnt in dem Maße, in dem sich einem ihr ›Warum‹ verbirgt, in dem sie einem ›geschieht‹, als ›Gnadenereignis«. »Wer immer das Subjekt einer Wahrheit ist [...], weiß in der Tat, dass er einen Schatz trägt« (103) – auch und gerade wenn er »eigentlich nichts« weiß (86). Spätestens hier, d.h. wo Verf. seinen Kult des »Anti-Philosophen« Paulus auf Kosten nachvollziehbarer Erkenntnisse oder Gründe für politisches Engagement um der »umfassenden Bejahung des Lebens als Ereignis« willen (137) zu einem »Materialismus der Gnade« (125) hochstilisiert, stellt sich die Frage nach dem Ertrag seines Kampfes gegen den herrschenden »kommunitären« und »partikularistischen« »Kulturalismus« (wie er ›Postmoderne‹ buchstabiert). Schließlich garantiert weder die Herabsetzung der

Zugangsschwellen zu einem Bekenntnis massenhaften Zulauf, noch wird eine Überzeugung dadurch wahr, dass einer ihr fanatisch anhängt. So wenig Verf. die »kulturelle Revolution« des frühen Christentums zu erklären vermag, deren Erfolg er vielmehr voraussetzen muss, weil ohne ihn kaum eine seiner Ideen Plausibilität gewinnen könnte, so gering ist auch sein Ertrag für eine Erneuerung ›nonkonformistischen‹ Denkens, geschweige denn für einen neuen politischen Kampf. Was bleibt, ist ein gewisser apodiktischer Ton, die Absicht, die eigene antikritische Haltung als Basis eines vorgeblich progressiven Nonkonformismus auszubauen – und ein neuer Beitrag zum ewigen ›Abenteuer der Ideen‹.

Carsten Schmidt (Berlin)

Tietz, Udo, *Ontologie und Dialektik. Über das Sein, das Nichtidentische, die Synthesis und die Kopula*, Passagen, Wien 2003 (160 S., br., 19,90 €)

Projekt, Eingangsprämisse und entwickeltes ›was zu beweisen war‹ des Buches lassen sich in der Formel der »philosophischen Kommunikationsverweigerung« verdichten, welche die Beziehung Heidegger-Adorno charakterisieren soll. Tatsächlich verflüchtigt sich eine fundierte theoretische Differenz und Unvereinbarkeit – so Verf. heuristische These – bei genauerer Betrachtung zu einer Art unreflektierter »Meinungsverschiedenheit«, »weil jene Gegensätze, die einst als unüberbrückbar galten, fast zu binnentheoretischen Feintendenzen herabgesunken sind« (11). Die grundlegende Gemeinsamkeit zwischen Ontologie und Dialektik sieht er in einer gegenstandstheoretischen Urteilstheorie. Die Arbeit teilt sich in zwei Abschnitte, deren Titel bereits im Sinne der Ausgangsprämisse gesetzte Suggestionen darstellen – zu Heidegger: »Ontologischer Negativismus. Das Sein, das Urteil, die Synthesis«, parallel dazu zu Adorno: »Dialektischer Negativismus. Das Nichtidentische, das Urteil, die Synthesis«. Als Maßstäbe der Kritik dienen für beide Theorien zum einen formale Logik und analytische Philosophie, vertreten durch Wittgenstein, Frege und Russell, zum anderen Hermeneutik, wobei sich Verf. explizit auf Gadamer bezieht.

Mit ›wahrheitssemantischen‹ Argumenten diagnostiziert Verf. zunächst in Heideggers Synthesistheorie einen fundamentalen Widerspruch: Bedeutet die Vollständigkeit der Synthesisleistung nichts anderes als die Verknüpfung eines Subjekts mit einer ihm äußerlichen Prädikation durch die identifizierende Funktion der Kopula, so heißt dies, dass die einzelnen Satzkomponenten unabhängig voneinander bestehen. Diese Auffassung, von der Heidegger ausgehe, stehe jedoch in evidentem Widerspruch zu der Grundannahme der hermeneutischen Bedeutungstheorie, »dass die kleinste semantische Einheit, die sich auf ihren Sinn befragen lässt, der Aussagesatz ist« (16). Die »Unterstellung von zwei Satzgliedern als Nicht-Satzglieder stellt eine Kontradiktion dar« (16). Aus diesem – nach Verf. – grundlegenden Fehler jeder Synthesisvorstellung leitet sich die Kritik an der Verwechslung von Wahrheits- und Geltungsansprüchen von Aussagen ab, »weil ›p ist wahr‹ und ›p gilt‹ [...] schon aus semantischen Gründen nicht miteinander identisch sein können« (20). Die eingeklagte kategoriale Unterscheidung von wahrheits- und geltungstheoretischen Ansprüchen bleibt allerdings unbefriedigend: Bei ersteren werde ein Einzelnes aus dem Allgemeinen deduziert, während letztere umgekehrt als induktiv definiert werden. Der Gedankengang findet sein Ende in der Formulierung von zwei wesentlichen, miteinander verknüpften Kritikpunkten gegen Heidegger: Da die Fundamentalontologie nie den Charakter des prädikativen Satzes »begriffen« (50) hat, führt sie notwendig nicht nur in einen Modellplatonismus, »sondern eben auch [...] in eine] Hypostasierung des Logischen zum Metaphysisch Seienden, für die, wie Heidegger treffend bemerkt, Platon das große Vorbild darstellt« (50). Kulminationspunkt der kritischen Analyse bildet die Forderung,

»Heideggers unglückliche Radikalisierung von Husserls Gedanken einer vorprädikativen Erfahrung zu vermeiden, ohne dessen Entdeckung der geschichtlichen Voraussetzung der Lebenswelt und damit der sprachlichen Welterschließung zu ignorieren« (82). Nieder mit dem »Entweder-Oder«. Hoch das »Sowohl-Als-Auch«.

Derselben Operation soll auch Adorno unterzogen werden, an welchen Verf. programmatisch die Forderung heranträgt, sich nicht der »agitatorischen Schlichtheit zuliebe gegen den objektiv erreichten Erkenntnisstand [...] dumm zu stellen« (83). Verf. gliedert Adornos Philosophie positivistisch arbeitsteilig: intrinsische Zusammenhänge von »Erkenntnistheorie«, »Sprachphilosophie«, »Gesellschaftstheorie« erscheinen nur als verwischte Übergänge ohne jede Systematik. Daher beginnen die Überlegungen auch bei einer »romantisch [und] urteilstheoretisch inspirierten Sprachkritik« (86), mit dem Ziel, »zunächst zu prüfen, [...] ob sich mit Adornos Ontologie des Nicht-Identischen [...] heute noch etwas anfangen lässt« (86). Die mythologisch gefasste Geburt des Begriffs, in welcher Begriff und Sache auseinander klaffen, also nicht mehr wie im Namen identisch sind, findet sich allegorisch im Namenstrick des Odysseus wieder. Dieser konstruierten Situation hält Verf. entgegen: »Wenn [...] Polyphem ein Mitglied unserer Sprachgemeinschaft gewesen wäre, dann hätte nicht nur der Namenstrick nicht funktioniert, die Dialektik der Aufklärung wäre nie in Gang gekommen« (89). Verf. gelingt es an dieser Stelle, einen *linguistic turn* auf Mikroebene zu vollziehen: Anstatt die Problematik identifizierenden Denkens zu demonstrieren, fuße der Namenstrick auf einem missglückten Sprachspiel. Die Bezeichnung Sprachspiel verdeckt jedoch die zentrale Intention des Namenstricks: die entscheidende Differenz zwischen Odysseus und Polyphem besteht gerade nicht darin, dass jener nicht in bestimmte Regelanwendungen von Begriffen eingeweiht ist, sondern in der Zugehörigkeit zu verschiedenen Abstraktionsebenen. Während der Einäugige sich in einem nicht-begrifflichen Raum bewegt, ermöglicht die allgemeinbegriffliche Abstraktion, deren Implikation das Auseinandertreten von Begriff und Gegenstand ist, Odysseus den zweckrationalen Einsatz dieser Differenz. Es ist die List einer begrifflich abstrahierenden Vernunft, die sich von der Polyphems ums Ganze unterscheidet. Nur unter Ausblendung dieser Differenz kann Verf. folgern: »Adorno und Horkheimer zeigen also gar nicht, was sie beanspruchen: dass die gesamte logische Ordnung der Begriffe in den entsprechenden Verhältnissen der sozialen Wirklichkeit der Arbeitsteilung gründet« (90). Begriffen wie »blinde Subsumption«, »Verblendungszusammenhang«, »Halbbildung« und »Ideologie« (93) fehle damit die Grundlage. Des weiteren versucht Verf. Adornos Hegelkritik, dass dessen Dialektik eine ohne Sprache sei, gegen den Kritiker selbst zu wenden, und stellt dessen Versuche, Sachhaltigkeit mittels der konstellativen Reflexion von Subjekt und Objekt zu erreichen, als unvereinbar mit einem dialogisch-hermeneutischen Verfahren dar (101). Die gegen Heidegger vorgebrachten Kritikmuster können sich also neu bewähren. Die Summe der fragwürdigen Momente – der nicht ausgewiesene Bezugspunkt des Nicht-Identischen, die Gegenstandstheorie des Urteils, das Anti-Dialogische etc. – bezeugen für Verf. den einseitigen Machtanspruch desjenigen, der die Maßstäbe seiner Kritik nicht ausweisen kann (124). Dieser Machtanspruch der elitären Meinung suhle sich in der intellektuellen Lust an der Ohnmacht im Unwahren, letztlich in der Stagnation des bequemen Meckerns. Die Rettung der Intention einer kritischen Theorie liege dagegen in der Askese: 1. ideologiekritische Hermeneutik, 2. Opposition gegen den Diskursidealismus, für den »allein der Gang der Argumente darüber entscheidet, ob etwas der Fall ist« (126), 3. kritische Hermeneutik des Individuellen, um das

Nicht-Identische zu rediskursivieren. Zwar ließe sich so nicht mehr über das Ganze als das Unwahre reden, aber es ermögliche, den »Mangel mit Namen und Adresse zu benennen und zu beseitigen« (128).

Verf. operiert, wie gezeigt, oftmals mit kruden Interpretationen von Ontologie und Kritischer Theorie, welche teilweise schon innerhalb beider Theorien mitreflektiert werden, womit sich einige seiner Überlegungen delegitimieren. Die angeführte Rezeption des Namenstricks stellt ein Musterbeispiel von Verkürzungen dar, die auf dem blinden Anwenden von inadäquaten Analyseinstrumenten beruht. Trotzdem ist mit dieser Arbeit mehr expliziert worden, als dass Adorno und Heidegger weder Hermeneutiker noch Analytiker waren: Selbst wenn die Argumentation von Verf. fragwürdig bleibt, so ist doch die Forderung, kritische Standards von Theorie auszuweisen, ein unerlässliches Desiderat für eine kritische Theoriebildung geworden. Diese Anforderung muss ebenfalls auf die Rezeption der Frankfurter Schule ausgedehnt werden, wenn aktuelle Debatten von einem Bezug auf *Adorno als Autorität* geprägt sind. Von dieser Aufgabe lässt sich das Abarbeiten an Gegenargumenten, wie Kritik *nicht sein kann und nicht sein darf*, nicht trennen.

Alexander Reutlinger (Berlin)

Kersting, Wolfgang, *Kritik der Gleichheit*. Über die Grenzen der Gerechtigkeit und der Moral, Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2002 (341 S., Ln., 40 €)

Zu einem Zeitpunkt, da sich ein militarisierter Neoliberalismus weltweit der normativen Fesseln des Völker-, des Verfassungs- und des Sozialrechts zu entledigen begonnen hat, sind denjenigen, die Macht und Wohlstand besitzen, Theorien willkommen, mit denen sich die von ihnen betriebene Umverteilung von Unten nach Oben legitimieren lässt. Solch eine Theorie liefert Verf. Im Gefolge der aus den USA ins alte Europa herüberschwappenden philosophischen Egalitarismuskritik (*Gleichheit oder Gerechtigkeit*, hgg. v. Angelika Krebs, Frankfurt 2000) verweigert er sich weitgehend der nationalen und globalen Wirklichkeit. Das tatsächlich vorhandene Elend in der Gesellschaft blendet er ebenso aus wie den in der gleichen Zeit und am gleichen Ort blühenden Wohlstand, von den Ursachen dieser Antagonismen ganz zu schweigen. Im Ergebnis seiner Kritik des (angeblich) vorherrschenden *egalitären* Sozialstaatsmodells entwickelt Verf. ein alternatives *libertäres* Sozialstaatsmodell, das sich nicht mehr in den Dienst der *Gleichheits-*fürsorge sondern in den einer *Freiheits-*fürsorge stelle. Auch wenn der menschenrechtliche Egalitarismus desaströs sei, denn bereits im Verlangen nach Gleichheit neige der Mensch dazu, sich selbst zu entfremden, solle jedoch nicht der Gleichheitsabsolutismus durch einen Freiheitsabsolutismus substituiert werden. Kritisch vermerkt: Solch eine Konzeption lebt von der für keinen wachen Blick nachvollziehbaren Unterstellung, dass irgend ein Staat in der westlichen Welt oder ein dort ernstgenommener Staatstheoretiker, ganz zu schweigen von den Marxisten unter ihnen, die Beseitigung aller materiellen Ungleichheiten anstrebe und dazu noch den Ausgleich aller natürlichen oder gesellschaftlichen Bevorzungen oder Benachteiligungen. Als Jurist gesprochen: Die Überführung solch eines egalitären, angeblich der herrschenden Meinung gemäßen Sozialstaatsmodells in die bundesrepublikanische Rechtsordnung wäre verfassungswidrig; sie widerspräche auch dem Normengefüge der Europäischen Union. Selbst begnadete Hermeneutiker, erprobt in der Kunst, aus Texten herauszulesen, was nicht drinsteht, vermöchten nicht, aus den einschlägigen *Grundgesetz*-Artikeln 14 II, 20 I, 23, 28 I, 79 III, oder aus dem geltenden, wenn auch weithin unbekanntem bundesdeutschen *Sozialgesetzbuch I* von 1975 – in dessen Artikel I, § 1 immerhin gefordert wird, jedem ein menschenwürdiges Dasein

zu sichern und gleiche Voraussetzungen für die freie Entfaltung der Persönlichkeit zu schaffen – irgendeinen Gleichheitsabsolutismus zu deduzieren.

Das liberale Sozialstaatsmodell von Verf. gewährt um des Freiheitsrechts auf ein selbstbestimmtes und selbständiges Leben willen und nur für den Fall, dass jemand zur Selbstversorgung unfähig ist, einen Rechtsanspruch auf einen hinreichenden Anteil an den kollektiv erwirtschafteten Gütern, wobei unter »hinreichend« die Transformation des unselbständig Gewordenen in einen »marktbereiten Selbständigen« zu verstehen ist. Kurz: Der Mensch muss, wenn schon nicht fit gehalten, dann wenigstens fit gemacht werden für den Realkapitalismus, dem er seine Arbeitskraft als ein dem Produktionsmittelbesitzer Ungleicher anzubieten hat. Auf dieser Grundlage konjugiert der Autor sein Anliegen ideen- und wortreich in verschiedene Bereiche hinein. Hier lediglich resümiert: Entgegen Rawls sei die internationale Gerechtigkeit nicht auf eine Angleichung der vorgefundenen Zustände auszurichten, sondern auf ein okkasionalistisches, suffizienzorientiertes Handeln, das durch lebensbedrohliche Versorgungsmängel auf den Plan gerufen wird; eine Re-Aristotelisierung der Moral im Rahmen der gegenwärtigen Tugendethik-Renaissance sei untauglich, die anstehenden Probleme, etwa bei der Sterbehilfe, lösen zu helfen; was die gerechte Gesundheitsversorgung angeht, sei infolge eines fortwährenden Nachfrage- und Kostenanstiegs eine Rationierung der medizinischen Leistungen unvermeidlich; in den trendigen Diskussionen zur Ökologie-, Gen- und Wissenschaftsethik habe sich gezeigt, dass das Nutzenprinzip, der kategorische Imperativ, aber auch die Menschenrechte keine Orientierungshilfen mehr bereitzustellen vermögen; neue Bindestrich-Ethiken taugten nicht dazu, unser aller Ratlosigkeit Herr zu werden; auch wenn sie in Nationalen Räten zusammengefasst sind, wissen Moralexperten und Sollensspezialisten genauso wenig wie wir selbst, was wir tun sollen. Dass die auf sozialphilosophischem Terrain unübersehbaren Meinungsgegensätze etwas mit Interessengegensätzen zu tun haben, hat der Autor erst noch zu entdecken. Doch ist es nicht bloß intellektuelle Rückständigkeit, »Gleichheit« und »Freiheit« für unvereinbare Ideale und den Egalitarismus für einen Komplizen der Tyrannei zu halten oder die Verteilung materieller Ressourcen an Hilfsbedürftige als Variante von Tierfütterungen zu diffamieren. Es ist andererseits nicht bloß moralische Superiorität, wenn man jede von den Macht- und Rechthabern in Staat und Wirtschaft verübte Ungleichbehandlung von Menschen wegen ihrer Zugehörigkeit zu einer Ethnie oder Klasse, wegen ihres Glaubens oder ihrer Überzeugung, wegen ihres Geschlechts oder ihrer sexuellen Orientierung, aber auch wegen ihrer Stellung innerhalb der politischen und sozialen Hierarchie der Gesellschaft als ungerecht einstuft.

Nachgetragen seien zwei philosophiehistorische Petitesse: In seinem Adam-Smith-Kapitelchen erklärt Verf., dass der »*Invisible-hand*«-Theoretiker mit seinem kapitalistischen Legitimationsmodell auch einen Mythos der moralischen Entproblematisierung wirtschaftlichen Handelns beigebracht habe. Was jedoch unser Autor übersieht: Dieser Säulenheilige aller Wirtschaftsliberalen seit 1776 scheute nicht vor der Erkenntnis zurück, dass es für jeden Reichen mindestens fünfhundert Arme geben müsse (*Wealth of Nations*, V, 1, II), womit er, der aber auch gar nichts von einer moralisierenden Schönfärberei der Brutalphänomene der *civil society* hielt, deren fundamentale Ungleichheiten als objektiv verursacht legitimierte. – In seinem Rousseau-Kapitel behauptet Verf., dass den rousseauschen *législateur* vor allem die ethisch-politische Beschaffenheit des Gemeinwesens interessiert habe, während doch eigentlich bekannt sein sollte, dass der *Citoyen de Genève* die harte These vertrat, in einer Gesellschaft dürfe keiner so reich sein, um einen anderen kaufen zu können, und keiner so arm, um sich verkaufen zu müssen (*Du contrat*

social, II, 11). – Verf. bemerkt resignativ, dass wir mit der objektiven Folgenlosigkeit unserer subjektiven Wahrheiten zurechtzukommen lernen müssen, wie auch damit, dass wir durch politische Entscheidungen zu Diskussionsverlierern werden können. Das aber bleibt ihm erspart.
Hermann Klenner (Berlin)

Negt, Oskar, *Kant und Marx. Ein Epochengespräch*, Steidl, Göttingen 2003 (96 S., Ln., 14 €)

Die Publikation ist eine erweiterte Fassung der Abschiedsvorlesung von Verf., die er am 10. Juli 2002 vor beinahe 1000 Zuhörern gehalten hat. Dass Verf. »die Beziehungen zwischen Sein und Sollen im Epochengespräch von Kant und Marx« (6) zum Gegenstand wählte, ist kein Zufall, denn das Thema liegt im internationalen Diskurs seit einigen Jahren in der Luft. Als ein Beispiel könnte man das beinahe gleichzeitig erschienene Buch des japanischen Philosophen Kojin Karatani, *Transcritique – On Kant and Marx* (MIT Press, 2003) nennen. In der Vorrede gesteht Karatani, dass es der Zusammenbruch des Realsozialismus war, der ihn veranlasste, wieder bei Kant Antworten zu suchen. Früher sei eine Kritik der Zustände im Realsozialismus ausreichend gewesen, um seine eigene linke und marxistische Position zu definieren, in der neuen Weltlage aber müsse man statt bloßer Kritik auch »etwas Positives sagen«. Da sei eine Rückkehr zu Kant als dem grundlegenden Denker der Moderne wieder aktuell. Verf. scheint von ähnlichen Erwägungen auszugehen. Allerdings knüpft er den Begriff »Epochengespräch« nicht unmittelbar an den postsozialistischen Weltzustand an, sondern will auf das ursprünglich Griechische rekurren: *epoché* als Anhalten, als Pause zur Betrachtung der vergangenen philosophischen Systeme, um herauszufinden, »worin [...] ihre Aktualität zur Klärung uns bedrängender Lebensprobleme« besteht (6ff). Es wird dem Leser schnell klar, dass es vor allem um das Problem der moralischen Fundierung der gesellschaftskritischen Praxis geht, um Sein und Sollen. Zugleich ist das heutige Projekt, Marx durch Kant und umgekehrt zu lesen, an das auch Verf. sich anschließt, sehr verschieden vom neukantianischen »ethischen Sozialismus« der vorletzten Jahrhundertwende. Karl Vorländer, ein Vertreter der Marburger Schule, publizierte schon vor fast hundert Jahren, 1911, einen Artikel mit dem gleichen Titel wie das vorliegende Buch – möglicherweise spielt Verf. darauf an. Obgleich Vorländer das kantische Sittengesetz mit marxischer Kapitalismuskritik paaren wollte, insistierte er zugleich auf ihrer radikalen Differenz: Sein und Sollen ließen sich nicht restlos zusammenschmelzen. Dagegen erhob Franz Mehring den Einwand, dass der marxische und der kantsche Sittlichkeitsbegriff bei näherer Betrachtung identisch seien: Die Forderung nach einer Assoziation freier Produzenten, in der die Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist, sei gleichbedeutend mit dem Hauptsatz der kantischen Ethik: Handle so, dass du die Menschheit sowohl in deiner Person als auch in der Person eines jeden anderen als Zweck, niemals bloß als Mittel gebrauchst. Diese Annäherung von Kant und Marx beruhte laut Verf. auf einem »Irrtum« (53). Im marxischen Denken sei »von einem ethischen Selbstmissverständnis« zu sprechen, das »fatale Folgen« gehabt habe (51). Denn obgleich Marx die Eigenbedeutung der Moral im geschichtlichen Prozess bestritt, habe er sich selbst in den »betont wissenschaftlichen, scheinbar wertfreien Passagen des *Kapital* [...] der Kategorien von Moral und Gerechtigkeit« bedient, als er die »Furien des Privatinteresses« und die Auflösung der persönlichen Würde in Tauschwert verurteilte. Die Beobachtung ist richtig, aber Verf. untersucht diesen bei Marx selbst zu findenden Widerspruch leider nicht genauer. Er begnügt sich damit, eine immer größere Kluft zwischen der »wertfreien« ökonomischen Analyse und der ethischen Problematik zu konstatieren, die unüberbrückbar blieb, bis die marxische Lehre im Leninismus schließlich nur noch als »Legitimation des jeweils Bestehenden« funktionierte (49ff). Eigentlich war,

schreibt Verf., die Geringschätzung der moralischen Verantwortung des Individuums »ein sehr gefährlicher und folgenreicher Erbteil der hegelschen Philosophie« (56). Aus dem Kontext wird nicht ganz klar, wer nun eigentlich die Schuld für die ethischen Defizite der Theorie tragen soll: Lenin, Marx oder sogar Hegel.

Erst heute, in der neuen Weltlage, eröffnen sich laut Verf. neue Möglichkeiten und ein neues Bedürfnis, Kant und Marx aneinander anzunähern. Denn die »historisch-gesellschaftlichen Veränderungen, die im zwanzigsten Jahrhundert durch technologische Produktivitätsentwicklung, aber auch durch Krieg und Gewalt zustande gekommen sind, überschreiten den kulturellen Vorstellungshorizont von Kant und Marx gleichermaßen« (60). Als Beispiele, wie die Sollensfrage neu ins Politische und Ökonomische eindringt, nennt Verf. Adornos »neuen kategorischen Imperativ«, eine Wiederholung von Auschwitz nicht zuzulassen, oder Hans Jonas ökologische Verantwortungsethik, deren Grundidee sich gleichfalls als ein kategorischer Imperativ formulieren lässt: Handle so, dass die Wirkungen deiner Handlung nicht das Fortbestehen des menschlichen Lebens auf Erden gefährden. Sowohl Marx als auch Kant trennten noch scharf Sein und Sollen und insistierten auf das Emanzipatorische im Fortschritt von Wissenschaft und Technik; dass »wissenschaftliches Wissen selbst ein ethisches Problem sein kann«, war noch nicht im Erwartungshorizont (62). Aber die neue historische Situation – nach dem Manhattan-Projekt und erst recht heute in Konfrontation mit den Problemen der Gentechnologie – macht es notwendig, Sein und Sollen zu versöhnen. Diese gewiss interessanten und perspektivreichen Aussichten werden leider am Ende des Buches etwas verflacht, wo Verf. auf Fragen eines NDR-Redakteurs die epochalen Ereignisse von 1989 (und 1991) kommentiert: Der Untergang des Realsozialismus beweise, dass die marxische Theorie »sowohl in der Analyse als auch in den Perspektiven des Sozialismus an den entwickeltesten kapitalistischen Ländern orientiert [gewesen sei] und nicht an Formen der nachgeholten Industrialisierung« (92). Mag der Realsozialismus in Frieden ruhen – die Schlußfolgerung von Verf. hat doch etwas Einseitiges. Wenn der Marxismus sich nur mit den Problemen und Widersprüchen der am weitesten entwickelten kapitalistischen Länder beschäftigen soll, dürfen dann die globalen Probleme nur als Begleiterscheinungen der Entwicklung in den Metropolen ins Visier kommen? Die Universalismus-Forderung, ein unabdingbarer Bestandteil sowohl des kantischen als auch des marxischen Erbes, bekommt damit eine problematische Akzentuierung.

Vesa Oittinen (Helsinki)

Soziologie

Engemann, Christoph, *Electronic Government – vom User zum Bürger. Zur kritischen Theorie des Internet*, transcript, Bielefeld 2003 (151 S., br., 13,80 €)

Seit sich das Internet von der kontrollierten militärischen Infrastruktur zum allgemein zugänglichen Kommunikationsraum entgrenzt hat, ruft es politische Projektionen hervor: Von der Netzwerkdemokratie bis hin zur Kontrollgesellschaft hat man alle möglichen Szenarien künftiger Gemeinwesen mit ihm verbunden. Verf., dessen Arbeit durch die »Unzufriedenheit« mit den beiden Extremvisionen motiviert ist, versucht eine stichhaltigere Perspektive zu gewinnen, indem er »die Ökonomie und die mit ihr einhergehenden Zwänge« zum Ausgangspunkt seiner Analyse macht (13f). Die Basis einer künftigen Politik des Internet wird, so die zentrale These, die Authentifizierung seiner Nutzer, also die sichere Identifizierung von Urhebern digitaler Handlungen bilden, die zur Verwertung

digitaler Güter unverzichtbar ist, nur vom Staat garantiert werden kann und schließlich das Leitmedium für ein aktivierendes, seinen Bürgern gemeinnützige Privatarbeit abverlangendes Gemeinwesen zu schaffen verspricht. Im Anschluss an eine umrisshafte Geschichte des Internet wird zunächst das Problem der Authentifizierung als Zentrum gegenwärtiger Bemühungen um die Umgestaltung des Internet ausgewiesen. Eine kritische Sicht entfaltet dann der weniger umfangreiche, spekulativere Schlussteil zu elektronischer Verwaltung und aktivierendem Staat.

Dass eine »De-Anonymisierung« des Internet (60) unmittelbar zu erwarten steht, ergibt sich nahezu logisch aus der bislang letzten Phase seiner Ausbreitung. Einerseits hat sich das Netz nach einer Zwischenperiode primär akademischer Nutzung zur Infrastruktur vielfältiger, nicht zuletzt aber wirtschaftlicher Kommunikations- und Transaktionsakte entwickelt, weil es die Tätigkeiten und Erzeugnisse der einzelnen Nutzer so flexibel zu koordinieren erlaubt wie kein anderes Medium. Andererseits entzieht seine Anonymität digital vermittelte Handlungen (etwa Vertragsschlüsse) und digitale Güter (ob Arbeitssoftware oder Unterhaltungsästhetik) immer wieder der privatwirtschaftlichen Kontrolle. Um z.B. die »Warenförmigkeit eines digitalen Produkts« gegen seine universelle Kopierbarkeit durchzusetzen, muss durch Rechtsauflagen »eine Quasi-Exemplarität, eine Vereinzelung« desselben herbeigeführt werden, die »eine Beziehung zwischen dem je einzelnen digitalen Produkt (das ja eigentlich kein Einzelnes sein kann) und der je einzelnen (Rechts-)Person des Käufers herstellt« (43f). Als technische Grundlage solcher Zuordnungen sind Mechanismen der asymmetrischen Verschlüsselung und der digitalen Signatur vonnöten. Verf. kann zeigen, dass verschiedenste, häufig konkurrierende Akteure gemeinsam an einer universellen Struktur der Nutzererfassung arbeiten: Microsoft will die nächste Windows-Generation mit einem gesicherten Betriebsmodus ausstatten, der jeden digitalen Akt auf ein bestimmtes Gerät und einen befugten Nutzer zurückzuführen erlaubt; dabei hat sich das Unternehmen entgegen seiner sonstigen Praxis Öffentlichkeitsforderungen gestellt, die besonders von der an alternativen Lösungen arbeitenden Liberty Alliance, einem Zusammenschluss von Firmen, Privatleuten, NGOs und staatlichen Stellen vorgebracht wurden; in der Trusted Computing Group schließlich haben sich die großen Hardwarehersteller organisiert, die für die Gerätekomponente der künftigen Authentifizierungssysteme sorgen. Keiner dieser Akteure, so wird betont, hat freilich bereits konkrete Pläne für eine »eineindeutige« Authentifizierung vorgelegt, für ein Verfahren also, das nach dem Vorbild der eigenhändigen Unterschrift digitalen Handlungen genau einen Urheber und digital tätigen Personen genau ein Muster der Willensbekundung zuordnet. Dazu fehlen zum einen noch technische Voraussetzungen, vor allem aber Leistungen des Staates, der, formal der Konkurrenz enthoben, allein »die legitime Möglichkeit hat, auf seinem Territorium Menschen mit Identitäten zu versehen und im selben Schritt zu Rechtspersonen zu machen« (108). Dass er diese Möglichkeit auch im digitalen Raum realisieren wird, ist kaum zu bezweifeln, denn »digitale Signaturen sind [...] Instrumente, die neben der [...] Herstellung von Rechtssicherheit bei Verwaltung, Produktion und Handel auch der Durchsetzung der Steuerhoheit des Staates im Netz dienen. Der Staat hat somit ein existenzielles Interesse an der Personalisierung der Datenströme.« (110) Entsprechend zeichne sich ein regelrechter »Wettbewerb« der Nationalstaaten um die Einführung digitaler Signaturen ab (112).

Involviert ist dabei auch der Trend zu einer digitalisierten Verwaltung; schließlich sind sowohl der »bürokratische Apparat« als auch die »programmgesteuerte Maschine [...] im Grunde regelgeleitete informationsverarbeitende Systeme« (119), nur dass die letztere weniger kostet und reibungsloser funktioniert. Verf. bleibt in seinem Ausblick auf das

»elektronische Regieren« jedoch nicht bei dieser bekannten Entwicklung stehen, sondern setzt einen beunruhigenden inhaltlichen Akzent: Wenn einerseits elektronische Vernetzung die (privatwirtschaftlich bereits breit genutzte) Möglichkeit bietet, Verantwortung zu delegieren, ohne auf Kontrollchancen zu verzichten und andererseits die Regierungen gleichfalls immer mehr Verantwortlichkeiten auslagern, wird die neue Technik u.a. ein indirektes Kommando über die formal selbstverantwortlich gemachten Bürger unterstützen. Die digitale Erfassung gäbe dann genauen Aufschluss darüber, wer seine Chance zur Selbstverantwortung nutzt und wem im Gegenfall die Leistungen gekürzt werden müssen. »Electronic Government ist [...] das mediale Apriori des aktivierenden Staates.« (133) Allgemein droht das de-anonymisierte, von der »Vertragsform« durchdrungene Internet weniger zum Vehikel steter Überwachung zu werden als »so etwas wie eine grenzenlose Institution, die die darin flottierenden Individuen zu Personen macht und damit zu Bürgern mit Rechten und Pflichten, auf die jederzeit an jedem Ort eingegangen werden kann und die ebenso universell sanktioniert werden können« (138). Man wird keineswegs auf Schritt und Tritt überwacht und eingeschränkt, muss sich aber für nahezu jede lebenswichtige Leistung in der Form von Freiwilligkeit der digital vermittelten Kontrolle übernehmen.

Verf. gibt für diese Perspektive kaum Beispiele, so dass man sich nie ganz sicher sein kann, ob die Vision eines Internet, in dem »der Blick zu jedem Zeitpunkt an jeden beliebigen Punkt auf jedes beliebige Subjekt gerichtet werden könnte« (zumindest »beinahe«; 125), eher seinen sachlichen Einsichten oder seiner Foucaultlektüre geschuldet ist. Hinzu kommt, dass viele Argumente des abschließenden Teils noch nicht ganz ausgereift scheinen. Der »post-tayloristisch organisierte Sozialstaat« etwa wird zunächst »analog« zum Internet konstruiert (134), während eigentlich nur nachgewiesen werden müsste, dass es seine mediale Infrastruktur bildet – doch gerade diese These bleibt unbelegt. Das macht es schwer zu entscheiden, ob die Zuordnung von elektronischem Regieren und aktivierendem Staat wirklich längerfristige Aussichten verdeutlicht oder mit dem nächsten Wechsel in der politischen Konjunktur wieder zu revidieren sein wird. Der erheblich solidere erste Teil ist umgekehrt dadurch beeinträchtigt, dass er kritische Argumente weitgehend ausspart. Vorsichtige Zweifelsäußerungen wie die Bemerkung, dass der Käufer am »Bestehen« seiner Rechtspersönlichkeit »eigentlich gar kein Interesse hat« (44), verlieren sich in einem Meer technischer Rekonstruktion. Das polemische Resümee, im authentifizierenden Computer haue womöglich ein neuer »Geist«, »eingeblassen« von den »Zwängen des Kapitalismus« (112), wirkt vor diesem Hintergrund nur begrenzt stichhaltig. – Schönheitsfehler dieser Art sollten aber nicht den Blick dafür trüben, dass hier ein bislang nur erahntes Problemfeld erstmals durchsichtig erschlossen wird. Die Verschränkung digitaler Warenform, elektronisch vermittelter Bürgerschaft und ökonomisierter Staatlichkeit wird sich aller Voraussicht nach als einer der bestimmenden Herrschaftskomplexe des 21. Jh. erweisen.

Tilman Reitz (Jena)

Esping-Andersen, Gösta, Duncan Gallie, Anton Hemerijk u. John Myles, *Why We Need a New Welfare State*, Oxford UP, Oxford 2002 (xxvii + 244 S., Ln., 57,50 £)

Eine illustre Runde von Wohlfahrtsstaatsexperten liefert mit diesem Buch, das auf einem Report für die belgische EU-Ratspräsidentschaft basiert, eine Blaupause für eine umfassende Reform europäischer Wohlfahrtsstaaten zum »Social Investment State«. Die bestehenden Wohlfahrtsstaatsarchitekturen stünden, so die Ausgangsdiagnose, derzeit überall in Europa zur Disposition, weil sie nicht in der Lage seien, die neuen Herausforderungen zu bewältigen, die durch eine »revolution in demographic and family behaviour« sowie

»major changes in the social risk structure« im Rahmen einer neuen globalen ökonomischen Ordnung hervorgebracht werden (2). Im Kampf der Konzepte habe sich weder der Neoliberalismus noch der »Dritte Weg« als tragfähige Lösungsformel erwiesen. Ersterer sei aufgrund seiner Radikalität in Europa nicht durchsetzungsfähig, letzterer bleibe trotz richtiger Ansätze vage und dem naiven Glauben an den Markt verhaftet. Dagegen sollen im »sozialinvestiven Wohlfahrtsstaat« Gerechtigkeit und Effizienz vermählt werden, indem die Schwächsten geschützt werden, während Investitionen in Bereiche wie Kinder- und Frauenpolitik die Effizienz »post-industrieller Volkswirtschaften« (3) steigern, um so die Finanzierbarkeit des wohlfahrtsstaatlichen Arrangements zu sichern.

Esping-Andersen formuliert als Kernbestandteile dieses Programms eine »child-centered social investment strategy« (26) sowie einen »new gender contract« (68). Da in der post-industriellen Gesellschaft Lebenschancen immer stärker von kognitiven und kulturellen Fähigkeiten abhängen, die in der Kindheit erworben werden, wird die Familie mehr denn je zum Ausgangspunkt sozialer Ungleichheiten. Der Staat müsse daher über Investitionen in Bildung, staatliche Kinderbetreuung und die Eingliederung von erwerbslosen und allein erziehenden Eltern in den Arbeitsmarkt intervenieren, um eine zunehmende Polarisierung zwischen ressourcenschwachen und -starken Familien kompensieren und kumulative Prozesse sozialer Exklusion über Generationen hinweg verhindern zu können. Gleichzeitig seien eine wettbewerbsfähige, wissensbasierte Ökonomie ebenso wie die sozialen Sicherungssysteme, die aufgrund niedriger Geburtenraten durch immer weniger Beitragszahlende finanziert werden müssen, auf gut qualifizierte Arbeitskräfte angewiesen. »Islands of excellence in a sea of ignorance« (28) könne man sich nicht leisten. Eine ähnliche Doppelbegründung wird für die Ausrichtung der neuen Wohlfahrtspolitik auf Frauen angeführt: »Women's employment improves family welfare and at the same time helps to sustain future welfare state finances« (20). »Gender equality« werde damit zum Prüfstein jedes postindustriellen Gleichgewichts (10). Um Geburtenraten und Frauenerwerbstätigkeit gleichzeitig zu maximieren, müsse der Staat umfassend deren Vereinbarkeit forcieren, was sowohl ein »basic women-friendly policy package« (73) mit Mutterschutz, Erziehungszeiten, Kinderbetreuung und familienkompatiblen Arbeitsbedingungen verlange, aber auch Veränderungen der Anreizstrukturen für Männer, ihren Lebenslauf zu »feminisieren« (92). Nicht umsonst nehmen die Bereiche Kinder- und Frauenpolitik innerhalb des Buches den meisten Raum ein, markieren sie doch das Kennzeichnende und Neue einer sozialinvestiven Wohlfahrtsstrategie. – Die Beiträge von Gallie zur Arbeitsmarktpolitik und von Myles zur Alterssicherung zeichnen sich durch ihre differenzierte Bestandsaufnahme gegenwärtiger Sicherungs- und Regulationssysteme aus und warnen vor einseitigen Reformstrategien, die »Arbeit um jeden Preis« zur Quelle sozialer Inklusion erklären oder im Namen der Generationengerechtigkeit auf die Privatisierung von Alterssicherung setzen.

Vor dem Hintergrund real-existierender Reformdebatten wirken die Ausführungen sympathisch. Verf. grenzen sich gegenüber einer einseitig auf Aktivierung ausgerichteten Reformpolitik ebenso ab wie gegenüber neoliberalen Fundamentalangriffen auf die bestehenden Strukturen des Wohlfahrtsstaats. Auch für ihre eigene Reformstrategie gelte dabei: »social investment is not a substitute for social spending« (x). Das Leitbild einer inklusiven, relativ egalitären Gesellschaft mit Geschlechtergleichheit, wie sie Verf. im skandinavischen Wohlfahrtsstaatsregime bereits weitgehend verwirklicht sehen, ist gleichzeitig nicht die schlechteste aller »Welten des Wohlfahrtskapitalismus«. Skeptisch stimmt allerdings, dass es im »social investment state« keine Verliererinnen zu geben scheint. Die

eingeforderte Gewährung von Sicherheit für diejenigen, die nicht am Arbeitsmarkt teilnehmen (können), steht in eigentümlichem Kontrast zur hoch kompetitiven »postindustriellen Gesellschaft«. Die Möglichkeit, dass sich der sozialinvestive Wohlfahrtsstaat in einen Staat der individualisierten, entsolidarisierten »Arbeitskraftunternehmer« verwandeln könnte, thematisieren Verf. ebenso wenig, wie sie die vermeintliche Herausforderung des Wohlfahrtsstaats durch ökonomische Globalisierung und demographischen Wandel in Frage stellen. Damit reihen sich Verf. in die Riege sozialdemokratischer Modernisierer ein, die Reformpolitik als Sachzwangpolitik betreibt. Dass das Buch eher als Politikberatung zu lesen ist, denn als wissenschaftliche Analyse, zeigt sich auch daran, dass Verf. ihre Vision nicht nur an prominenter Stelle gegenüber der EU, sondern auch als Stargäste auf Konferenzen des »Modernen Regierens« und Klausurtagungen der SPD vortragen. Sie sind damit zu wichtigen Stichwortgebern der europäischen Sozialdemokratie bei der Modernisierung des europäischen Sozialmodells geworden.

Katrin Mohr (Göttingen/Berlin)

Rampton, Sheldon, u. John Stauber, *Weapons of Mass Deception. The Uses of Propaganda in Bush's War on Iraq*, Jeremy P. Tacher-Penguin, New York 2003 (248 S., br., 11,99 US\$)

Der laut dem CNN-Reporter Frank Buckley »sehr dramatische« Schlussakt des Irakkriegs, in dem George W. Bush in den Abendstunden des 1. Mai 2003 triumphierend den Sieg bekannt gab, fand auf dem Flugzeugträger USS Abraham Lincoln vor der kalifornischen Küste statt und war kulissentechisch »perfekt vorbereitet«. Der Flugzeugträger wurde in einen Idealwinkel zur Sonne positioniert, welche den heroischen Auftritt Bushs in das passende Licht tauchte. »Surrounded by gleaming military hardware and hundreds of cheering sailors in uniform, and with the words »Mission Accomplished« emblazoned on a huge banner at his back, he delivered a stirring speech in glow of sunset that declared a »turning of the tide« in the war against terrorism« (163). Auch wenn die meisten schon gelernt haben, verführerischen TV-Bildern zu misstrauen und zumindest die krudeste Propaganda mental auszufiltern, war doch die Erwartung verbreitet, am Ende des Feldzugs würden Erkenntnisse vorgelegt werden, welche den Krieg im Nachhinein rechtfertigen könnten, etwa die Entdeckung von Massenvernichtungswaffen oder Beweise für die irakische Unterstützung des internationalen Terrorismus. Der Umstand, dass auch Monate nach *mission accomplished* keine solchen Fakten vorliegen, wird nach der Lektüre des Buches nicht überraschen. Verf., Betreiber von PRWatch (eines kritischen Informationsportals über die Aktivitäten der globalen PR-Branche), zeigen, dass jeder Schritt des Feldzugs von ausgedehnten Desinformationskampagnen begleitet wurde – angefangen mit der anti-irakischen Position des Falken-Projekts »for a New American Century (PNAC)« bis hin zu den Vorbereitungen einer permanenten Präsenz von US-Truppen in der ölreichen Golfregion.

Ein beliebtes Vorzeigestück der Desinformation um den Krieg selbst war das Umstürzen einer Saddam Hussein-Statue durch amerikanische Soldaten, das von einer recht kleinen Gruppe Irakischer mit Jubelrufen quittiert wurde – einer Gruppe, die allerdings in den TV-Nachrichten überall als »Menschenmenge« präsentiert wurde. Eine Inszenierung, die die weltweite Akzeptanz der US-Intervention steigern sollte. Doch nicht alle Kunstgriffe des *perception management* waren gleich erfolgreich. Da war zum Beispiel der fehlgeschlagene Versuch der PR-Spezialistin Charlotte Beer, in einer *shared values*-Kampagne die US-Außenpolitik in der muslimischen Welt populär zu machen, also zu »branden«, wie es in der PR-Fachsprache heißt. Immerhin brachte es Beer zustande, das Council of American Muslims for Understanding zu erfinden, das auf leicht verständliche Art zeigen

sollte, wie einfach es ist, die Grundwerte des Islam mit dem nationalen Interesse der USA zu vereinbaren. Doch die Vorbehalte gegen die USA konnten auch damit nicht ausgeräumt werden. Die Kampagne wurde zwei Wochen vor den ersten militärischen Angriffen abrupt beendet.

Ein umfangreiches Kapitel ist den »wahren Lügen« gewidmet – Lügen, die als solche nicht erkennbar sind, weil alle auf sie Bezug nehmen wie auf Fakten oder weil sie durch offizielle Erklärungen in den Status bindender Wahrheit befördert wurden. Freilich kann auch das einfache Wiederholen irreführender Information die öffentliche Meinung formen. Die konzentrierte Desinformation vor dem Krieg, an der alle großen TV-Netzwerke und Printmedien beteiligt waren, überzeugte 79 % der US-Bevölkerung davon, dass der Irak die Massenvernichtungswaffen besaß oder zu erwerben begann, die nun nirgends zu finden sind. Diesen Effekt muss Rumsfeld gemeint haben, als er das Churchill-Diktum von den »Lügen als Leibwächter der Wahrheit« verwendete (54). Damit *perception manager* und Info-Krieger wie Bushs Chefpropagandist für den Irakkrieg, John W. Rendon, selbst *mission accomplished* melden können, bedarf es sprachlicher Kunstgriffe, die Verf. als *doublespeak* – eine Kombination aus den orwellschen *doublethink* und *newspeak* – bezeichnen. Die »Achse des Bösen«, die »Koalition der Willigen« und die »Operation Iraqi Freedom« gehören alle in diese Kategorie. Und warum soll man sagen »Menschen mit der Waffe bedrohen«, wenn »shaping the security environment« viel besser klingt (102)? *Doublespeak* schafft es auch, Massenvernichtungswaffen nur dann als solche zu bezeichnen, wenn sie in den Händen von Feinden sind, während die eigenen auf Namen wie *U.S. nuclear deterrent* hören.

Verf. legen eine engagierte, ausgezeichnet dokumentierte Analyse des PR-Feldzugs um den Irak-Krieg vor. Sie zeigen, wie die Bilder von diesem Krieg, an die sich alle erinnern, nur ein matter Abglanz der Phantasien sind, die von der US-Regierung mit der Unterstützung von PR-Agenturen, die sonst auch für Fast Food-Ketten oder Hollywood-Produzenten werben, entworfen und umgesetzt wurden. Der Krieg nur mehr ein Erfolgsbeweis der Desinformation? Politik als zynische Manipulation der Informationssphäre? Das Buch vermeidet jeden apokalyptischen Unterton, und vielleicht liegt es gerade in der nüchternen Sprache, die übrigens in scharfem Kontrast zum poppigen Cover steht, dass man als Leser beginnt, sich darüber Gedanken zu machen, wo sonst noch überall Desinformation als Information herumgereicht wird, jetzt, in diesem Moment; und auch darüber, wo in anderen Teilen der Erde gerade an Massenbetrugswaffen gebastelt wird, etwa in Europa, dessen Rolle in der Desinformationskampagne in dem Buch leider kaum gewürdigt wird. Was bleibt, ist die Herausforderung an die Friedensbewegung, sich gegen Massenbetrugswaffen stark zu machen. Massenbetrugswaffen sind für Kritikfähigkeit das, was Massenvernichtungswaffen für den Frieden sind.

Wolfgang Sützl (Wien)

Röder, Wolf Jürgen, u. Klaus Dörre (Hg.), *Lernchancen und Marktzwänge: Bildungsarbeit im flexiblen Kapitalismus*, Westfälisches Dampfboot, Münster 2002 (208 S., br., 19,80 €)

Mathes, Horst (Hg.), *Priorität politische Bildung*, Sprockhöveler Werkstatt, VSA, Hamburg 2002 (190 S., br., 12,80 €)

Die beiden Tagungsbände geben einen Überblick über die innergewerkschaftliche Debatte um die politische Grundlagenbildung für Mitglieder, Vertrauensleute und Betriebsräte. Diese Auseinandersetzung wird stellvertretend für den Streit um die politische Ausrichtung von Gewerkschaftsarbeit im Kapitalismus generell geführt. Seit 1999 betreibt der Vorstand der IG Metall das höchst umstrittene Projekt »Weiterentwicklung

der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit«. Röder, geschäftsführendes Vorstandsmitglied, gehört zu den Initiatoren des Projekts. Mathes, Leiter des IG Metall-Bildungszentrums in Sprockhövel, das in der IG Metall für gewerkschaftliche Bildung als Massenbildung steht, sieht das Vorstandsvorhaben außerordentlich kritisch. In der Debatte geht es um den Charakter der Bildungsarbeit: Stellt der Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit noch einen Orientierungspunkt für sie dar? Ist gewerkschaftliche Bildungsarbeit Dienstleistung für Betriebsräte oder hat sie einen eigenständigen politischen Orientierungsauftrag? Sind die »betrieblichen Spitzenfunktionäre« die Zielgruppe der Bildungsarbeit oder ist gewerkschaftliche Bildungsarbeit Massenbildung?

Laut Röder muss Bildungsarbeit konzeptionell »anschlussfähig werden für die beruflichen Biographien. Die Diskussion um die mögliche Zertifizierung von Bildungsabschnitten der politischen Weiterbildung ist ein Ausdruck dieses Bemühens« (14). Dörre setzt allgemeiner an. Für ihn hat der seit den 1970er Jahren entstehende »flexibel-marktzentrierte« (31) Kapitalismus zu einer Erosion der für die Bildungsarbeit bedeutenden »Basisphilosophien bzw. Kollektividentitäten« (38) geführt. Gemeint ist damit der Marxismus: »Eine verbindliche interne Theorie der Arbeiterbewegung ist nicht wieder herstellbar.« (42) Die Gewerkschaften müssten sich für die »neue Subjektivität abhängig Beschäftigter öffnen« (41). Kapitalismuskritik sei zwar notwendig, die der 60er und 70er Jahre – nämlich die Beweisführung wachsender Ungleichheit – wirke heute jedoch affirmativ, da sie ein hermetisches Bild des Turbokapitalismus zeichne. Kritik müsse zeigen, dass »frei nach dem Motto von Attac – eine andere Welt möglich ist« (42). – Eine Reihe von Aufsätzen widmet sich der Rolle von Tarifverträgen, der betrieblichen Mitbestimmung und der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit für die berufliche Weiterbildung. Zentrale Begriffe sind dabei »modulare Ausbildung« und »Kompetenzlernen«.

Mathes stellt dagegen die Frage, welchen Beitrag die gewerkschaftliche Bildungsarbeit zur Politisierung der Alltags leisten kann. »Was ist das für eine Welt, in der wir leben? Wie können wir besser verstehen und erklären, welche Interessen sich (nicht) durchsetzen?« (8) Die zunehmende Integration der politischen in die berufliche Bildung ist nach seiner Auffassung der Ökonomisierung der Lebensbereiche geschuldet – »mit der Tendenz, dass das Politische aus der Bildung verschwindet« (11). Das theoretische Fundament in diesem Band liefert Frank Deppe; er sieht in der Debatte die Spannung zwischen »einer Strömung, die die Modernisierung der Gewerkschaften wesentlich mit Image-Werbung verbindet, und denen, die nach wie vor an den Grundlagen einer gesellschafts- und kapitalismuskritischen politischen Bildung und Herstellung von Gegenöffentlichkeit festhalten« (18). Entgegen dem auch in der IG Metall eingezogenen Trend zur Telepolitik plädiert er für die Herstellung kritischer Gegenöffentlichkeit. Zu den zentralen Aufgaben der Bildungsarbeit gehöre demnach die Aneignung des Wissens um die »Grundverhältnisse der kapitalistischen Ökonomie« (33), die Debatte um Alternativen zum Sozialabbau und die Diskussion gesellschaftlicher Utopien. – Benno Hafener weist darauf hin, dass die berufliche Weiterbildung »Lernen« lediglich unter Verwertbarkeitskriterien, »gewissermaßen »entmenschlicht«« (81) betrachtet und daher kaum als Raster für politische Bildung geeignet sei. – Dieter Görs plädiert für eine politische Bildung, die Zusammenhänge erklärt: »Die durch die Medien und fachspezifische, schulische und berufliche Bildung begünstigte Fragmentierung des Wissens, der Erfahrung und des Bewusstseins führt dazu, dass die konkrete soziale Realität und die Totalität des gesamtgesellschaftlichen Daseins nicht mehr als Einheit erkannt und begriffen werden.« (96) Andere Beiträge (u.a. Mathias Werth und Jürgen Elsässer) konzentrieren sich auf die Rolle der Medien für die Herstellung von Öffentlichkeit.

Stefan Müller (Berlin)

Engler, Wolfgang, *Die Ostdeutschen als Avantgarde*, Aufbau, Berlin 2002 (207 S., Ln., 16,50 €)

Verf. versucht die gescheiterte Integration ›der Ostdeutschen‹ in eine gesamtdeutsche Gesellschaft als Chance zur Neudefinition gesellschaftlicher Verhältnisse umzudeuten – das Scheitern als Voraussetzung, als Avantgarde die Zukunft vorleben zu können und zu müssen. Von ihren westdeutschen Landsleuten nicht verstanden und diskriminiert, sehen sich ›die Ostdeutschen‹ als Bürger zweiter Klasse. Zurückgeworfen auf sich selbst, suchen sie mit dem »Wissens- und Erfahrungsvorrat, der ihnen geläufig war, nach Anknüpfungspunkten für die neue Zeit« (17). Verf. sieht darin mehr als Nostalgie. Die missglückte Integration des Ostens führe dazu, dass sich die ostdeutsche Identität als »Basis einer Überlebenseinheit« (22) restrukturiere. »Aus den Ostdeutschen *an sich* wurden die Ostdeutschen *für sich*.« (22) Unter den neuen, prekären Verhältnissen werde die, der DDR-Identität zugrunde liegende, Denk- und Verhaltensart, die damals nur »Beigabe« (22) zum System war, nun zum »kulturellen Band« (22), zu einem »ostdeutschen Gemeinsinn« (22), in dem ›die Ostdeutschen‹ lebensgeschichtliche Rückversicherung finden. »Noch immer bringt der Osten Deutschlands Menschen hervor, die sich ihr soziales Urteilsvermögen trotz aller in die entgegen gesetzte Richtung weisenden Tendenz bewahrt haben« (33). Solch ein Gerechtigkeits- und Demokratieverständnis muss zwangsläufig mit der Westkultur in Konflikt geraten. Nicht zuletzt führt es zu einem anderen politischen Verhalten, sei es die Wahlentscheidung für die PDS oder die generelle Ablehnung von Parteien. Gerade weil ›die Ostdeutschen‹ Erfahrungen mit einer die Freiheiten beschränkenden und militarisierten Gesellschaft gesammelt haben, stünden sie solchen Tendenzen schon bei ersten Anzeichen ablehnend gegenüber. Obzwar Verf. die Krise der PDS noch nicht berücksichtigen konnte, ließe sich aus seiner Analyse schließen, dass die Partei genau dann an Gunst verlieren musste, als sie im Interesse von Regierungsbeteiligungen ununterscheidbar vom etablierten System wurde. Notgedrungen muss sich Verf. auch gegen Positionen wehren, die das abweichende Verhalten ›der Ostdeutschen‹ als Spätfolgen der totalitären Diktatur diskreditieren. »Wer so verfährt, verfängt sich rettungslos in dem Vorurteil, die Menschen seien primär und unmittelbar durch das politische System und den Repressionsapparat geprägt und nicht vielmehr durch ihre Auseinandersetzung mit beiden.« (39)

Neben den Stärken bei der Bestimmung ›ostdeutscher Identität‹ hat die Studie auch einen gravierenden Nachteil: Der Schluss des Verf., dass die spezifisch ostdeutsche Situation als Vorbild für gesamtdeutsche Veränderungen anzusehen sei, erkennt, dass die Zerstörung der ostdeutschen Wirtschaft und die dadurch begünstigte ›Chance‹, sich von Lohnarbeit zu emanzipieren, verquickt sind mit der neoliberalen Zerstörung von Sozialstaatlichkeit und Arbeitsgesellschaft, welche irreparable negative Konsequenzen nach sich ziehen. Der intellektuelle Versuch, aus der Not eine Tugend zu machen, ist abgehoben von der deprimierenden Lage der Mehrzahl ›der Ostdeutschen‹. Zwar kann die These von den ›blühenden Landschaften‹ positiv gewendet werden: »Wo findet man denn mitten in Europa so reizvolle, abwechslungsreiche, weiträumige Landschaften wie in Ostdeutschland – dünn besiedelt, von Industrie, Abgasen und Beton verschont? Liegen hier nicht Ansatz und Ressourcen für eine ganz andere Standortpolitik?« (126) Der Traum von einer Gesellschaft der Muße in einem gesunden Biotop gerät aber zum Zynismus und ist Wasser auf den Mühlen neoliberaler Apologeten, die die Angleichung der Lebensverhältnisse auf den Sankt Nimmerleinstag vertagen wollen und Föderalismus nur befürworten, um sich aus der gesamtgesellschaftlichen Verantwortung zu schleichen. Verf. sieht die massive Abwanderung aus Ostdeutschland angesichts fehlender Industrieentwicklung als durchaus

problematisch, aber seine Idealisierung der Situation liefert Argumente, die eine Standortpolitik zugunsten des Ostens zerstören. Die Rede von ›den Ostdeutschen‹ als regionaler Gemeinschaft gaukelt eine Homogenität vor, hinter der Machtverhältnisse entlang von Klassen, Geschlecht u.a. verschwinden.

Stefan Bollinger (Berlin)

Thumfart, Alexander, *Die politische Integration Ostdeutschlands*, Suhrkamp, Frankfurt/M 2002 (1020 S., br., 20 €)

Verf. legt eine umfassende, gelegentlich ausufernde Untersuchung der politischen Transformation (im Sinne des Verf. besser: Transition) der vormaligen DDR zum Bestandteil des gesamtdeutschen politischen Systems vor. »Es geht um die in sich vielschichtige strukturelle und kulturelle demokratische Integration zweier Gesellschaften, die nicht nur über 40 Jahre getrennt waren, sondern die auch zwei unterschiedliche Kulturen (im weitesten Sinne des Wortes) entwickelt haben.« (11) Verf. resümiert den vollzogenen Wandlungsprozess des Ostens, macht deutlich, dass dieser in konkrete historische Rahmenbedingungen eingebunden war und nicht allein auf die Übernahme westdeutscher Blaupausen mit vorhersehbaren Resultaten zu reduzieren sei, wie es die vorherrschende Transformationsforschung sieht. Dagegen setzt er eine Fassung dieser Prozesse als Transition, weil der Umstellungsprozess trotz »angebbarer ungefährender Richtung dennoch als ein ergebnisoffenes, relativ unbestimmtes und fortdauerndes Geschehen« angesehen werden müsse (40). Sein Forschungsansatz hat das Ziel, »für die alte BRD, aber hauptsächlich die DDR jene über den Zeitverlauf sich verändernden Wechselverhältnisse von Struktur und Kultur zu rekonstruieren, um die gegenwärtigen Verschiebungen, Verläufe und Interferenzen beschreiben zu können« (33). So sollen 1. die politisch-administrative Institutionalisierung (Makroebene mit Parlamenten, Verfassung, Ministerien), 2. die intermediären Organisationen (Mesoebene mit Parteien, Verbänden, Kirchen und Medien) und 3. die individuellen politisch-kulturellen Orientierungen und Verhaltensweisen (Mikroebene) in ihrer Einheit und Widersprüchlichkeit untersucht werden (32f).

Das Material ist für viele Fragen eine Fundgrube, bleibt aber über weite Strecken analytisch unverarbeitet. Es sei etwa auf die massive Ausschaltung bzw. Zurücksetzung der ostdeutschen Eliten und ihren Ersatz durch mehr oder minder befähigte, aber – im westdeutschen Sinne – ›politisch korrekt‹ und sachkundig agierende Westimporte verwiesen. Westbeamte hatten »wenig Neigung, sich in den neuen Bundesländern zu engagieren« und bedurften großzügiger »Buschzulagen« (566). Die sachliche Feststellung, dass die Entsendung von Beratern und Aufbaustäben »Schneeballeffekte« (567) nach sich zogen, verharmlost die Tatsache, dass dahinter ein umfassendes Konzept westdeutscher Dominierung des Ostens steht. Ähnlich abgehoben bleibt der Blick auf die eigentliche Wende oder Revolution im Herbst 1989. Hier entstanden nicht nur die Bürgerbewegungen, sondern auch basisdemokratisch orientierte Strukturen wie die Runden Tische, deren Erfahrungen der Verf. auch in der Gegenwart noch präsent sieht. Verf. verfolgt jedoch nur westdeutsch definierte Demokratisierung. Aber der Zentrale Runde Tisch versuchte nicht nur eine ›Doppelherrschaft‹, sondern wollte gleichzeitig mit der Modrow-Regierung bleibende und fundamentale Veränderungen für eine erneuerte, souveräne DDR. Dies vernachlässigt Verf. ebenso wie den originär revolutionären Verfassungsentwurf des Runden Tisches vom April 1990, der zwar – wie richtig angemerkt wird – in einigen Elementen Einfluss auf ostdeutsche Landesverfassungen gewinnen konnte, aber ansonsten in seinem alternativen, demokratischen, sozialstaatlichen Ansatz genauso unter den Tisch gekehrt wurde wie generell der Gedanke an eine neue Verfassung für das vereinte Deutschland. Verf. konstatiert für die

Bundesrepublik ein aus konkurrenz- und konsensdemokratischen Elementen gemischtes politisches System (862). Bezogen auf letztere, verhandlungs- und ausgleichsorientierte Dimension unterstellt er, dass dafür gerade auch in der ostdeutschen Teilgesellschaft gute Voraussetzungen aus dem Herbst 1989 mitgebracht wurden. Als Beleg hebt er die im Westen wenig verstandene Bedeutung des Magdeburger Modells einer PDS-Tolerierung für eine SPD-geführte Regierung hervor (867). Die politische Kultur des Ostens mit ihren Vorstellungen von Gerechtigkeit und nicht formalisierter Demokratie mache ›die Ostdeutschen‹ zu besonderen Akteuren in der Bundesrepublik. Allerdings dürfte gerade diese Besonderheit die optimistische Erwartung einer dauerhaften »Systemzufriedenheit« und der Entwicklung eines »Gefühls der Zugehörigkeit zur gesamtdeutschen Bürgerschaft« (823) enttäuschen. Verf. ist klar, dass dies eine deutliche Verbesserung der wirtschaftlichen Lage und insbesondere der Situation der Jugendlichen voraussetzt. Die Erwartung einer aktiven Selbstbestimmung ›der Ostdeutschen‹ ist von ihrer politischen Mobilisierungsfähigkeit und -bereitschaft abhängig. Und damit ist noch nicht ausgelotet, welche Bedeutung die Dominanz Westdeutschlands für die politische Entwicklung Ost- und Gesamtdeutschlands haben wird.

Stefan Bollinger (Berlin)

Pädagogik

Lohmann, Ingrid, u. Rainer Rilling (Hg.), *Die verkaufte Bildung. Kritik und Kontroversen zur Kommerzialisierung von Schule, Weiterbildung, Erziehung und Wissenschaft*, Leske + Budrich, Opladen 2002 (355 S., br., 25 €)

Gemeinsam ist dem internationalen Autorenteam – vornehmlich aus dem Bereich der Erziehungswissenschaft, aber auch aus Soziologie, Recht, Informatik und Ökonomie – der kritische Blick für bildungspolitische Entwicklungen und deren Verzahnung mit dem gesellschaftlichen Formationsprozess. Im Mittelpunkt stehen vier Themenbereiche: Umbau der Bildung in der Wissensgesellschaft; Schule und Sozialarbeit zwischen Deregulierung und neuen Gestaltungschancen; Privatisierung und Marktorientierung in Universität und Weiterbildung; Alternativen für den Zugang zu Wissen und Information. Droht der totale Ausverkauf der Bildung angesichts kommerzialisierter Ver zweckung und Marktorientierung? Diesen Konflikt verdeutlicht bereits das Titelbild – eine gelungene Metapher: Humboldt durch Kreditkarten überlagert. Unter den Zwängen der gegenwärtigen Situation hilft allerdings kein allgemeines Lamento, es geht darum, nach Lösungswegen zu suchen. Verschiedene Autoren, so etwa Dieter Kirchhöfer, Gunnar Heinsohn und Otto Steiger bieten ernsthafte Bemühungen, neue Denkmodelle und Realisierungsmöglichkeiten. Wesentlich ist u.a. die Orientierung an der Zielgruppe, den bildungsbedürftigen Menschen, denn genau hier liegt einer der entscheidenden Bezugspunkte für die Gestaltung von Bildungs- und Gesellschaftssystemen jenseits der dominanten Trends zwischen Verstaatlichung und Privatisierung. Bei allen Lösungsvorschlägen gilt es, sich einerseits an der Würde, dem Wert und den Wünschen des einzelnen Individuums zu orientieren, andererseits aber auch dessen gesellschaftliche Einbettung zu berücksichtigen, ökonomische Rahmenbedingungen zu beachten, um effizient und »kundenorientiert« mit den finanziellen Möglichkeiten umzugehen. Vor allem sind die Vorschläge und Entscheidungen öffentlich zu machen, um sie auch politisch realisieren zu können. Insgesamt stellt der Band eine durchaus lesenswerte Auseinandersetzung mit der bildungspolitischen Situation dar, auch wenn er keine wesentlich neuen Impulse zu geben vermag. Analyse und Erkenntnis sind zwar

notwendige Voraussetzungen, ein erster Schritt, aber angesichts des sich rasant vollziehenden Ausverkaufs der Bildung wären programmatische Anstöße für gesellschaftspolitische Alternativen, »Mut zum öffentlichen Widerspruch« unerlässlich, um dem für den Einzelnen wie auch für die Gesellschaft desaströsen Prozess entgegen zu wirken.

Claus Claßen u. F. Hartmut Paffrath (Augsburg)

Comenius, Johann Amos, *Pampaedia – Allerziehung*, in deutscher Übersetzung hg. v. Klaus Schaller, Academia, Sankt Augustin 2001 (319 S., br., 24,50 €)

Verf. (1592 - 1670), tschechischer Gelehrter und letzter Bischof der böhmischen Bruderunität, Zeitgenosse von Bacon (dessen Denken ihn beeinflusste), Descartes und Hobbes, war seiner Zeit in manchem weit voraus, und vieles klingt modern. Das gilt insbesondere für sein dicht verfasstes pädagogisches Spätwerk »Pampaedia – Allerziehung«, den vierten Teil seiner »Allgemeinen Beratung«, das in einer bewahrenden und nicht modernisierenden deutschen Übersetzung herausgegeben wurde. Das Manuskript, das Verf. unvollendet hinterlassen hatte, war erst 1935, von anderer Hand zusammengestellt und ergänzt, aufgefunden worden; die erste lateinisch-deutsche Ausgabe ist seit über 30 Jahren vergriffen. Verf. gilt ebenso als verspäteter wie als verfrühter Aufklärer. In der *Pampaedia* erweitert er die pädagogischen Maßgaben *omnes* und *omnia* um *omnino* zu der dreigliedrigen pädagogischen Struktur »alle alles allumfassend« lehren. Nicht wenige Menschen, auch nicht viele, sollten zu wahren Menschentum geformt werden, sondern alle, »und zwar jeder einzelne, jung und alt, arm und reich, adelig und nichtadelig, Männer und Frauen, kurz jeder, der als Mensch geboren ist« (13). Dabei sollten Lehren und Lernen gründlich und empirisch, in der Erfahrung abgestützt vor sich gehen. Neu war in der *Pampaedia* die Erweiterung des pädagogischen Ansatzes auf ein das ganze Leben umspannendes sieben- bis achteiliges Schulsystem, das von der »Schule des vorgeburtlichen Werdens« bis zu den Schulen »des Greisenalters« und »des Todes« reichte. Grundlage aller Vorstellungen von Verf. war seine Auffassung vom Menschen als Ebenbild Gottes, die sich im Gleichheitsgedanken des »alle alles« ebenso manifestierte wie im angezielten allumfassenden Wissen. Im Kontext seines theozentrischen Weltverständnisses unterschied sich Verf. von dem im 18. Jh. entstandenen subjektorientierten, auf individuelle Autonomie gerichteten Menschenbild, womit er sich von der Modernität der Renaissance und ihrem Humanismus abhob. Insofern war er »verspäteter« Aufklärer.

Diese größeren Zusammenhänge, in denen Verf. mit seiner *Pampaedia* steht, werden vom Hg. im »Vorwort zur dritten Auflage« und im »Einführenden Nachwort« nur sparsam angesprochen. Ebenso wird die zeitüberdauernde Aktualität von Verf. nur ansatzweise herausgestellt. Dass Verf. ein Ahnherr des lebenslangen Lernens war, das bei ihm allerdings auf umfassende Bildung an Inhalten zielte, wird nur im Vergleich mit dem »Down-Load-Wissen« der Gegenwart, und das auch nur für die Schule und nicht für die Erwachsenenbildung thematisiert. Das Buch wendet sich nicht zuletzt an Comenius-Spezialisten. Das aus heutiger Sicht Spannende an der *Pampaedia*, die Teil eines umfassenden Konzepts zur Aufklärung in praktischer Absicht ist, wird nicht zur Diskussion gestellt. Es wäre reizvoll, die Widersprüche des Werkes zum gegenwärtigen pädagogischen Mainstream herauszuarbeiten, der im selbst organisierten und selbst gesteuerten Lernen seinen Ausdruck findet, weil Verf. genau diese Lernformen – seiner Zeit weit voraus – bereits thematisiert hat.

Wilhelm Filla (Wien)

Brezinka, Wolfgang, *Erziehung und Pädagogik im Kulturwandel*, Reinhardt, München 2003 (208 S., br., 33 €)

Verf. eröffnet sein Untersuchungsfeld mit der Unterstellung, dass die Ausdifferenzierung moderner Gesellschaften zersetzenden Charakter habe. Den Zusammenhalt von Gesellschaften schreibt er verallgemeinerten Grundsätzen (>Werten<) zu, die einer gemeinsam geteilten Kultur, Moral oder Glaubenstradition entstammen und Grundlage für Normen und Gesetze seien. Erziehung, die er ausschließlich in Erwachsenen-Kind-Verhältnissen theoretisiert, hat die Aufgabe, in den »Schützlingen« (20) Liebe zu den spezifischen Werten einer Gemeinschaft zu wecken, was als Garant für die Erreichung des Erziehungszieles »Lebenstüchtigkeit« (63), für Halt und Orientierung gilt. Sein Menschenbild sieht als anthropologische Konstante den egoistischen Menschen vor, ist also grundlegend gegen Gemeinschaft gerichtet. Daher ist für ihn die Vermittlung allgemeiner Angelegenheiten nur über »Glaubensgüter« (11) möglich. Seine Vorstellung richtet sich gegen einsichtsvolle, vernünftige Partizipation: »Die ungezügelt *alles* kritisierende Vernunft wirkt auf Glaubensgüter schwächend, zersetzend, auflösend.« (11) Verf. konstatiert für die momentanen gesellschaftlichen Verhältnisse: »Wir leben unter der Last einer überreichen *Mischkultur*« (12); es »herrscht nicht bloß Pluralismus, sondern Kulturkampf« (13). Der Zerfall von Gesellschaften, der sein zentrales Problem darstellt, geht für ihn mit dem moralischen Verfall der Individuen einher. Ein Symptom des Zerfalls sieht er in »unrechtmäßiger Gewalt« (46). Im Gegensatz zu der – Ordnung herstellenden – Staatsgewalt. Unrechtmäßige Gewalt entstehe aus »Verwahrlosung« (39) durch »Werteverlust« (47) und einer Menge weiterer »komplexer und multikausaler Zusammenhänge«, die im Detail schwer zu verstehen und zu entschlüsseln seien (46).

Als »Neokonservativer« formuliert Verf. sein Anliegen dahingehend, Gemeinschaften wieder auf eine Moral zu verpflichten. Das Erreichen dieses Ziels schreibt er der »richtigen Aufklärung« zu, die er unter anderem in diesem Buch leisten wolle. Zu diesem Zweck appelliert er an die Leserschaft, vorhandene Werte gegen Angriffe, im Wesentlichen gegen »falsche Ideale« (Vernunftglaube, Glaube an eine gewaltfreie Gesellschaft), zu schützen und »mutig« zu vertreten. Die bürgerliche Familie, eingebettet in Traditions- und Glaubensgemeinschaften, ist für ihn der einzige Ort, an dem »gute Erziehung« gelingen kann. Er will mit seinem Buch den Eltern »Mut zu guter Erziehung« (56) machen. Die Methoden sind altbekannt: Belohnung, Bestrafung, Belehrung – und vor allem »passiert« Erziehung indirekt über die Umgebung, die deshalb nicht nur stabil, sondern auch möglichst homogen in ihren »Wertvorstellungen« sein soll. Die staatlichen Institutionen ruft er auf, eine solche Umgebung herzustellen. An eine Wissenschaft (der Erziehung) stellt er den Anspruch der »Wertfreiheit«. Dies lässt sich nicht mit einer Pädagogik vereinen, die – seiner Konzeption nach – auf Wertungen angewiesen ist. So plädiert er für eine Trennung zwischen Pädagogik, die für ihn weltanschauliche Dimensionen enthält (Werte, Normen, Moral) und erziehungswissenschaftlicher Forschung, die wertneutral beschreiben soll. »Pädagogiker« müssten die Berufsausbildung von Pädagogen garantieren, indem sie diesen ausgewählte Forschungsergebnisse als praktisches, handlungsanleitendes Wissen vermitteln.

»Wissen« bzw. »Aufklärung« wird in seiner Konzeption von oben nach unten zugeteilt. Selbstaufklärung der Individuen bzw. deren spezifische Welterfahrung, die ja immer auch Denken und Wissen enthält, bildet in seiner Pädagogik eine Leerstelle und bleibt dem Zufall überlassen. Sichtbar wird dies in seiner Angst vor den »falschen Idealen«, vor denen er schützen will. Sein Rekurs auf »Grundwerte« (Institutionen wie Ehe, Familie,

soziale Marktwirtschaft, Rechtsstaatlichkeit und Demokratie) sowie auf ewige Werte (das Gute, Wahre und Schöne, 20) kann mit Richard Sennetts ›Rico‹ in *Der flexible Mensch* (Berlin 1998) als ein hilfloser Versuch gelesen werden, in Zeiten beschleunigter oder auf Dauer gestellter Veränderungen, in denen sich aus der eigenen Erfahrung keine gültigen Lebensprinzipien mehr gewinnen lassen, ideelle »Sicherheiten« herzustellen. Demokratie als Wert gedacht und nicht als politische Ordnung mit konkreten, praktisch erfahrbaren Inhalten, könnte eine Erklärung dafür liefern, weshalb zum Beispiel die Beschneidung von demokratischen Rechten der Studierenden in Österreich durch die schwarz-blaue Regierung auf so wenig Widerstand stieß. Wenn Demokratisierung von Gesellschaften ein angestrebtes Ziel ist, braucht es (Erziehungs-)Konzepte, die die Erfahrung der Individuen berücksichtigen bzw. auf ihr aufbauen.

Andrea Nagy (Innsbruck)

Jahrbuch für Pädagogik 2001, Zukunft, Redaktion: Ulla Bracht u. Dieter Keiner, Peter Lang, Frankfurt/M 2001 (512 S., br., 35 €)

Entgegen dem Mainstream der eigenen Disziplin und offizieller Bildungspolitik verfolgt das *Jahrbuch* konsequent die Position kritischer Erziehungswissenschaft. Es bildet eine der wenigen verbliebenen Plattformen argumentativer Gegenöffentlichkeit. Im Jg. 2001 geht es um nichts weniger als die »Zukunft« am Horizont weltweiter militärischer, ökonomischer, politischer und kultureller Konkurrenzkämpfe. Wie steht es in dieser Zeit um individuelle Möglichkeiten der Selbstbestimmung und Partizipation sowie um die Entwicklung solidarischen Handelns? Welche Rolle spielen neue Lernkulturen, Bildung und Erziehung? Durchaus kontrovers wird aus verschiedenen Perspektiven, Tätigkeitsfeldern und Fachgebieten diskutiert: 1. Weltverhältnisse, Weltbildung und Zukunft mit Beiträgen von Hans-Jürgen Krysmanski über »Das amerikanische Jahrtausend« sowie von Rainer Jansen und Jens Naumann über »Weltgesellschaft, Menschheitsgeschichte und Curriculum«; 2. Die für »Zukunft« notwendige Widerständigkeit der Erziehungswissenschaft mit Analysen von Fritz Osterwalder über »Moderne Demokratie und öffentliche Bildung« sowie von Ingrid Lohmann über »Erziehungswissenschaft und die Kommerzialisierung der Bildung«; 3. Neue Technologien und Konturen einer Schule der Zukunft mit Überlegungen von Jürgen Oelkers zur »Schule von gestern in der Gesellschaft von morgen« und von Karl Christoph Lingelbach zur »Zukunftsorientierung als Kategorie politischer Bildung«; 4. Das Neue und seine Zukunft mit Gedanken von Armin Bernhard zur »Pädagogik und der Zukunft einer verkehrten Welt« sowie von Ulla Bracht und Claudia Niewels zum »Zufall und der nicht notwendigen Entwicklung zum Guten«.

So unterschiedlich die einzelnen Beiträge auch sind, sie geben in ihrer Zusammenschau begründet Anlass, dass eine humane Entwicklungsperspektive von Bildung und Wissen für alle auf das Äußerste gefährdet ist durch die bedenkenlose Indienstnahme von Wissen und Bildung als Machtfaktor im Wettlauf um die Zukunft. Solchen – meist verschleierten – gesellschaftlichen Entwicklungen ist der Einzelne direkt ausgesetzt. Die neoliberale Ideologie verlangt, sich »flexibel« für die Zukunft zu disponieren, »risikofreudig« bereit zu radikaler Selbstkolonialisierung, um im »survival of the fittest« zu überleben. Kritischen Zeitgenossen bleibt kaum mehr als Rückzug und Isolation, den Opfern des Systems die Stigmatisierung zum »Sozialschrott« durch die angebliche Solidargemeinschaft. Fatal wird, wie C. Knobloch in seinem brillanten Essay beschreibt, die »Natur des Menschen« zur einzigen Variable erhoben, während die gesellschaftlichen Verhältnisse als unwandelbare Naturgesetze unberührt bleiben. Ein Prozess, in den auch die Pädagogik verstrickt ist durch ihren Zuschnitt aufs Individuum, ihre gesellschaftliche

Dienstleistungsfunktion und Fixierung auf das »gelingende Leben«. Zukunft – das macht das Jahrbuch deutlich – ist eine Aufforderung zu radikaler Selbstvergewisserung und Verortung gesellschaftlicher Entwicklungen und Optionen.

F. Hartmut Paffrath u. Claus Claßen (Augsburg)

Höhne, Thomas, *Pädagogik der Wissensgesellschaft*, transcript, Bielefeld 2003 (326 S., br., 25,80 €)

Mit der Diagnose »Wissensgesellschaft« soll ein technisch-wissenschaftlicher Epochenumbbruch bezeichnet werden, den Merkmale wie Dezentrierung, Netzförmigkeit, Virtualisierung, Computerisierung und Komplexitätssteigerung kennzeichnen. Verf. nimmt ein Netz von historischen und systematischen Diskursen zu diesen Phänomenen in den Blick, die sich tief in die aktuelle pädagogische Theorie und Praxis eingeschrieben haben. Die These von Verf. ist, dass zentrale Elemente der Diagnose genuin pädagogischer Herkunft sind, was er mit dem Begriff der »Pädagogisierung« kenntlich macht. Zunächst zeigt Verf. begriffsgeschichtlich, dass das Konzept der Wissensgesellschaft immer auf »kybernetisch-pädagogische Selbsttechnologien« (51) verweist: »Lernen avancierte zum zentralen Modus gesteuerter Entwicklung« (52). Er stellt Bezüge her zur Diskussion um immaterielle Arbeit, um die Virtualisierung des Sozialen, das Verschwinden der Dimension von Macht und Herrschaft, neue Wissensklassen und das Expertenwissen. Er zeigt die Vielschichtigkeit der Semantiken, die er später als Teil der »Ökonomisierung des Sozialen« bzw. der »Neoliberalisierung« kennzeichnet.

Verf. expliziert besonders zwei Aspekte der »Wissensgesellschaft«, die in den untersuchten Diskursen in der Regel übergangen werden: Macht und Subjektivierung. Damit erweitert er die herkömmliche systemtheoretisch inspirierte Pädagogisierungsdiskussion, in der lediglich die Expansion einer pädagogischen Semantik in andere Subsysteme der Gesellschaft konstatiert wird. Begrifflich wie historisch zeigt er, dass die gegenwärtige Zunahme pädagogischer Topoi in der Öffentlichkeit als *pädagogisierte* »Gouvernementalität der Gegenwart« (Foucault) begreifbar ist, die neben Disziplinierungstechniken allmählich zu (Selbst-)Kontrolltechniken übergeht. Die permanente Arbeit an sich, die schon im neuhumanistischen Bildungsbegriff gefordert wird, erscheint heute verallgemeinert neu als Appell der Selbstoptimierung, zum permanenten Umlernen, im Extrem: zur Nicht-Identität. Gemeint sind hier die Konzepte bzw. Gebetsmühlen aktueller Pädagogik wie »Lebenslanges Lernen«, »Neue Lernkultur« oder »Kompetenzerwerb«. Sie sind nicht nur anschlussfähig an die allgemeineren Diskurse der Wissensgesellschaft, der Flexibilisierung und Optimierung der Subjekte, sie sind nach Verf. auch konstitutiv für sie. Ohne sie sind die aktuellen Veränderungen nicht zu begreifen.

Verf. fragt nach den Konsequenzen dieser Entwicklungen für die Pädagogik, stellt aktuelle pädagogische Kritiken an ihnen dar und bespricht die aktuellen Thematisierungen des Wissensbegriffs in der Pädagogik. Er selbst grenzt Wissen gegen die Vorstellung eines bloß individuellen Vermögens ab und fordert, die foucaultsche Verknüpfung von Wissen und Macht ernst zu nehmen. Weder darf pädagogische Wissensvermittlung theoretisches Wissen von praktischem getrennt, noch unhistorisch oder ungesellschaftlich denken. Verf. anregendes Buch kann als fundierte kritische Intervention in ein komplexes Diskursfeld angesehen werden. Es ist nicht nur Pädagogen zur Reflexion angeraten, sondern kann auch ergänzend zu Analysen gelesen werden, die die aktuellen gesellschaftlichen Zumutungen nur aus der Ökonomie kommen sehen.

Fritjof Bönold (Nürnberg)

Gruber, Christine, u. Elfriede Fröschl (Hg.), *Gender-Aspekte in der Sozialen Arbeit*, Czernin, Wien 2001 (350 S., kt., 21,65 €)

Der Ausdruck *gender* ist im Begriff, salonfähig zu werden. Umso erstaunlicher ist es, dass Genderforschung in der deutschsprachigen Fachliteratur für soziale Arbeit bisher »kaum ein Thema war« (13). Diese Forschungslücke wollen Verf. – von der Wiener Bundesakademie für Soziale Arbeit – füllen. In 18 Beiträgen werden Familien- und Körperpolitik, rechtliche Aspekte, Armutsbekämpfung und Dimensionen der Globalisierung diskutiert. Weil *gender* im Laufe der Diskussionen an theoretischen Bezügen gewonnen hat, ist eine Begriffsklärung unumgänglich. Was die Einleitung der Hg. hier an Klarheit schuldig bleibt, holt Brückner im ersten Beitrag nach. Entscheidend für Genderforschung sei »nicht das Anderssein der Frau als Wesensform, [...] sondern die Aufdeckung dieses ›Andersseins‹ als kulturelle Konstruktion« (20). Statt neuer Weiblichkeits- und Männlichkeitszuschreibungen sei das Ziel die »Auflösung polarisierter Begriffe und polarer Denkschablonen« (21). Diese Begriffsklärung, die sich unschwer auf die radikale Denaturalisierungstheorie Judith Butlers zurückführen lässt, ist ebenso präzise wie vielversprechend. Und nicht einfach umzusetzen, wie sich bei weiterer Lektüre zeigt. Eindrücklich gelingt dies Rommelspacher in ihren beiden Beiträgen zu Globalisierung und Multikulturalismus: Die Globalisierung, so ihre These, führe nicht nur zu einer »weltweiten Vernetzung von Produktionsprozessen, Waren- und Finanzmärkten«, sondern auch zu »Transformationsprozessen« (27) im Geschlechterverhältnis. Sie fordert, dass in die Reflexion dieser Prozesse auch Kategorien wie »Ethnizität« und »Klasse« mit einbezogen werden, und zeigt anhand von »Fallbeispielen« in der Fachliteratur, dass auch die Sozialarbeit von gesellschaftlichen Zuschreibungsmustern (z.B. »die türkische Klientin«, »der deutsche Berater«) geprägt ist.

Andere Texte fügen sich weniger klar in den theoretischen Bezugsrahmen des Sammelbandes ein. So etwa »Frauen und Gesundheit« von Flügge. »Insbesondere Frauen«, lautet eine Problembeschreibung, »greifen zu der inzwischen in Fülle vorhandenen Ratgeberliteratur, die angeblich für jedes gesundheitliche [...] Problem ein [...] heilbringendes Programm kennt« (155). Nicht nur auf sprachlicher Ebene wird hier undifferenziert der Begriff »Frauen« verwendet. Auch inhaltlich ist Verf. weit entfernt von der Aufarbeitung eines Weiblichkeitsstereotyps; im Gegenteil, sie bestätigt und verstärkt es. Ebenso wie Flügge verwechselt auch Logar den Begriff *gender* mit der Kategorie »Frauen«. Sie schreibt über Gewalt in Familien und bleibt beinahe gänzlich bei einer bloßen Darstellung der sozialarbeiterischen Interventionen zum Schutz vor männlicher Aggression. Dabei drängt sich eine Auseinandersetzung mit stereotypen Männlichkeitsbildern und deren Einfluss auf männliche Gewalttätigkeit an dieser Stelle geradezu auf. Nur einem Teil der Beiträge gelingt es, Geschlecht als soziales Konstrukt sichtbar zu machen. Eine mögliche Erklärung dieser »Qualitätsunterschiede« könnte in der »Praxisnähe« der Sozialarbeit gesehen werden, die in Anbetracht der »harten Fakten« auch in theoretischen Schriften dazu verleitet, nach Lösungen, kaum aber nach Wurzeln zu forschen. Außerdem mögen die begrifflichen Differenzen darin gründen, dass sich *gender* schwer in einen adäquaten deutschen Begriff übersetzen lässt. Eine Tatsache, die wenig zur Klarheit, wohl aber zur Wirksamkeit des Wortes beiträgt, weil *gender* in seiner Unfassbarkeit mühelos überall eingesetzt werden kann. In dieser begrifflichen Unklarheit drohen differenzierte Beiträge unterzugehen. Insbesondere Fröschl zeigt anhand eines historischen Abrisses der Sozialarbeit, wie die Entstehung der Profession eng verbunden war mit gesellschaftlichen Geschlechterarrangements: Die Ideologie der »geistigen Mütterlichkeit« und das darin eingeflochtene Konzept der Fürsorge

seien bei der Entstehung der modernen Arbeitsteilung erst der Frau als geschlechtsspezifische Rolle, dann dem Berufsbild der Sozialarbeit(erin) eingeschrieben worden. Mit dieser Darstellung deckt Verf. einen bedeutenden *gender*-Aspekt auf, der bis heute mehrheitlich unbeachtet, gleichsam als blinder Fleck, noch immer Bestandteil sozialer Arbeit ist.

Michèle Amacker (Fribourg)

Soziale Bewegungen und Politik

Sorkin, Michael, u. Sharon Zukin (Hg.), *After the World Trade Center. Rethinking New York City*, Routledge, New York-London 2002 (240 S., geb., 22,64 €)

Verf. wollen die Bedeutung und Wirkung der Anschläge vom 11.9.2001 ausloten, ihr Verstehen befördern, ohne die Debatte durch Rückgriff auf Altbekanntes sogleich wieder, scheinbar wissend, abzuschließen. Die 19 AutorInnen, alle kritische StadtforscherInnen aus New York, versuchen unkonventionell zwischen alten Trends und neuer Situation zu vermitteln; ihnen scheint, als habe der 11.9. eine neue Epoche eingeleitet, die aber keinen radikalen Bruch mit der bisherigen imperialen (U.S.-)Politik darstellt. In der Einleitung wird jedoch eingeräumt, dass man noch nicht weiß, wie sich die Lage entwickeln wird. Verf. blicken, wie schon der Untertitel signalisiert, von New York auf New York und die Welt. Der erste Blick ist historisch: In mehreren Beiträgen wird die nicht erst seit dem 11.9. gewaltsame Geschichte New Yorks, von der Enteignung der Indigenen und SklavInnen (John Kuo Wei Tchen) über die Kriege der Kolonialzeit und der frühen Republik (Edwin G. Burrows) bis hin zu dem Bombenanschlag vom 16.9.1920 (Beverly Gage) untersucht und auf aktuelle Parallelen befragt. Als Zweites werden Architektur und Entstehungsgeschichte des WTC seit den späten 1950er Jahren in Augenschein genommen. Dabei besteht Einigkeit, dass die Twin Towers keine »neutral or innocent spaces« (David Harvey, 59) waren. Vielmehr repräsentierte ihre machtvoll-brutale, ganz auf Außenwirkung abstellende Architektur (Eric Darton) »the global marketplace« (Mark Wigley) in »the era of neoliberal globalization« (Harvey), mithin den Übergang von Fordismus zu flexibler Akkumulation, von einer gemischten zu einer FIRE-dominierten (*Finance, Insurance, Real Estate*) Stadtökonomie. »The WTC was bedecked with noble language about global unity, but its real life, and the changes it went through, belonged to the swampy history of Manhattan real estate deals.« (Marshall Berman, 7) Die Geschichte dieser Deals, die Bedeutung des WTC für New Yorks Stadtentwicklung, bildet den dritten Aspekt der Betrachtung. Peter Marcuse zeigt, auch unter Verweis auf Robert Fitchs großartiges *The Assassination of New York* (1993), dass Planung und Bau des WTC nichts mit den Zwängen »des Marktes«, aber viel mit dem Zugriff der Rockefeller auf die Stadtpolitik zu tun hatten; sein Standort Lower Manhattan hatte schon Jahrzehnte zuvor den Wettbewerb mit Midtown Manhattan verloren. Hier wird einsichtig, wieso die Twin Towers nach den Brüdern David und Nelson Rockefeller benannt wurden (M. Christine Boyer). Den von milliardenschweren Eliten dominierten und einseitig auf Manhattan ausgerichteten Projekten stellen Verf. das Konzept des »mixed zoning« (Andrew Ross) und das Bild einer polyzentrischen Metropole (Michael Sorkin) gegenüber. Der Bau des WTC führte seinerzeit zur Verdrängung der von kleinen Elektrogeschäften dominierten »Radio Row« wie auch des »Syrian Quarter«. Letzteres ist einer der Ansatzpunkte dafür, als vierten Aspekt die Bedeutung von Ethnizität und Rassismus zu reflektieren. Während Moustafa Bayoumi die jüngsten Veränderungen im Verhalten gegenüber AraberInnen reflektiert, untersucht Arturo Ignacio Sanchez die

unterschiedlichen Reaktionen der Latinos anhand eines Vergleichs von kolumbianischen und ekuadorianischen New YorkerInnen. Fünftens schließlich kreisen die Gedanken immer wieder um die unmittelbar politischen Dimensionen der Anschläge. Verf. erkennen in der Trauer- und Erinnerungsarbeit ein Terrain, in dem die Deutungshoheit politisch umkämpft ist. Sie erinnern daran, dass es für eine kurze, TV-werbefreie Zeit möglich war, »to talk about the collective good instead of individual interests« (Harvey, 61), dass die Solidarität des kollektiven »schlepping« (Berman) der Trümmer und des Zusammenkommens auf dem Union Square eine andere Wirklichkeit bedeuteten als der staatsoffizielle Amerikanismus. Letzterer wird in der politischen Nutzung der Anschläge durch die Bush-Regierung ausgemacht. Neil Smith zeigt, wie im nationalistischen Taumel die multiethnischen Täter- und Opfergruppen gleichermaßen nationalisiert bzw. rassifiziert wurden. Dieses »wir gegen sie« diene bloß der nationalistischen Formierung für den als »War against Terror« gerechtfertigten Krieg für eine weltweite us-amerikanische Vorherrschaft. Albert Scharenberg (Berlin)

Butterwege, Christoph, u. Gudrun Hentges (Hg.), *Zuwanderung im Zeichen der Globalisierung. Migrations-, Integrations- und Minderheitenpolitik*, 2. akt. u. überarb. Aufl., Leske + Budrich, Opladen 2003 (282 S., br., 12,90 €)

Ein Widerspruch prägt die Globalisierung: Die internationale Mobilität von Waren und Kapital wird begrüßt, die von Menschen hingegen beschränkt oder verhindert. Obwohl Migration eine Schlüsselrolle bei der Globalisierung spielt, wird sie in den Debatten über diese bisher kaum berücksichtigt. Diese Lücke wollen Verf. schließen und dazu beitragen, »die jüngsten Veränderungen der migrationspolitischen Agenda aufzugreifen, sie zu reflektieren und kritisch zu analysieren« (8). Die 13 Beiträge sind in drei thematischen Kapiteln angeordnet. Das erste führt in den Zusammenhang von Migration und Globalisierung ein. Johan Galtung entwickelt Hypothesen und Modelle für künftige Wanderungsbewegungen – allerdings ist die Aussagekraft seiner Prognose für die »nächsten 500 Jahre« (20) zweifelhaft, denn sie setzt die Stabilität der Faktoren voraus, anhand derer sie entwickelt wurde. Auch kann er nicht plausibel begründen, warum er, obwohl sich bei Migrationsbewegungen die Hautfarbe als »zu vernachlässigender Faktor erwiesen hat« (17), dennoch eine Graphik über die »rassische« Zusammensetzung der Weltbevölkerung« (18) entwickelt, in deren Beschreibung die Ethnien umstandslos und ohne Anführungsstriche als »Schwarze«, »Rote« etc. bezeichnet werden. Unvermittelt bleibt in dem abschließend skizzierten Zukunftsszenario »Massenhafte Migration, massive Entwicklung oder massenhafte Tötungen« (21) die Ankündigung von Verbrechen als Reaktion auf die Migration. Butterwege untersucht das Verhältnis von Zuwanderung und Wohlfahrtsstaat. Die ökonomische Konkurrenz im Rahmen der neoliberalen »Standortsicherung« führe zu einer Instrumentalisierung der kulturellen Differenz »als Ab- bzw. Ausgrenzungskriterium gegenüber Mitbewerber(inne)n um wohlfahrtsstaatliche Leistungen« (75). Neben den althergebrachten völkischen Nationalismus trete der »Standortnationalismus«, der »die traditionelle ›Sorge um das deutsche Vaterland‹ auf den Fetisch ›internationale Wettbewerbsfähigkeit‹ bezieht und »die Verteidigung des ›eigenen‹, als substanziiell bedroht dargestellten Wirtschaftsstandortes im Rahmen einer ›Globalisierung der Märkte‹ zum Fixpunkt politischen Handelns« macht (78). Gegenstand des zweiten Kapitels ist der »politische Umgang mit Flucht, Migration und Minderheiten in Europa und den USA« (109). In ihrer Betrachtung der Volksgruppenpolitik in Österreich vergleicht Hentges den individualrechtlichen Minderheiten- mit dem kollektivrechtlichen Volksgruppenschutz. Während der Minderheitenschutz mit einem republikanischen Staatsverständnis korres-

pondiere, entspreche dem Volksgruppenschutz ein völkisches. In Österreich würden einer kleinen Zahl anerkannter »Volksgruppen« Minderheitenrechte zugestanden, während der Mehrheit der Migranten elementare Bürgerrechte versagt blieben. »Die Rückbesinnung auf die eigenen (vermeintlichen) Wurzeln und die österreichische Identität«, die sich in Bestrebungen zum Erhalt traditioneller Minderheiten ausdrücke, diene »als Antwort auf die Herausforderung der Globalisierung, die vermeintliche Gewissheiten in Frage stellt« (150). Im dritten Teil werden die Frage der Integration und Perspektiven einer multi-kulturellen Demokratie untersucht. Wie Hentges unterscheidet auch Dieter Oberndörfer zwischen Republik und Nation. Sein Postulat, der Nationalstaat müsse »dort überwunden werden, wo er entstand« (212) offenbart jedoch eine eurozentrische Perspektive, die sich weder durch die von diesem Ereignis ausgehende »politische Symbolwirkung« (211), noch durch sein normatives Ziel, die Schaffung einer »offenen europäischen Republik« (212), rechtfertigen lässt. Mark Terkessidis untersucht die argumentativen Verschiebungen vom rassistischen zum neorassistischen Diskurs und entlarvt dabei Ethnopluralismus wie Multikulturalismus als Spielarten des letzteren. Wie auch Erol Yildiz diagnostiziert er eine durch die postmoderne Gesellschaft »strukturell erzeugte Multikulturalität« (240, vgl. 257). Während aber bei Terkessidis die vielfältigen Lebensstile nur konsumierbar sein müssen, um nicht als »Fundamentalismus« gebrandmarkt zu werden, avanciert die Diversifizierung der Lebenswelten bei Yildiz gar zum Indiz einer »kulturellen Demokratisierung« (263). Doch dass diese, wie er annimmt, auch zu politischer Demokratisierung führt, darf wohl bezweifelt werden: Statt Ausdruck von Gleichheit und Integration zu sein, kann eine Pluralität der »nebeneinander existierenden Sub- und Partialkulturen« (258) auch zu Hierarchisierung und Exklusion führen. – Das Buch eignet sich als Einstieg in eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema, aber auch zur Hintergrundinformation für Menschen, die beruflich in Kontakt mit Migranten kommen. Julia Hörath (Berlin)

Wagenknecht, Sahra, *Kapitalismus im Koma – Eine sozialistische Diagnose*, edition ost, Berlin 2003 (160 S., br., 9,90 €)

Den Hauptteil des Buches bilden Wirtschaftskolumnen, die zwischen Dezember 2001 und Juli 2003 in der Tageszeitung *Junge Welt* erschienen sind und Themen wie Steuerreform und Rürup-Kommission behandeln. Gekleidet in kritisch-provozierende Fragen vertritt Verf. v.a. drei Punkte: Die aktuellen Reformen seien eine »Interessenpolitik« (66) der Umverteilung von unten nach oben, notwendig sei aber eine Politik der Nachfragesteigerung, und ohnehin sei der Kapitalismus am Ende. Dabei bleibt ihre Interessenanalyse dualistisch: das Kapital ist Gewinner, die Arbeiterklasse und der – aus parteitaktischen Gründen erwähnte – Mittelstand sind Opfer. Die »herrschende Politik« sieht sie allein vom »Klasseninteresse« gelenkt (88); die von der materialistischen Staatstheorie herausgearbeitete »relative Autonomie des Staates«, das Terrain, auf dem um soziale Kompromisse gerungen wird, bleibt ausgeblendet.

Weiter analysiert Verf. die »Drecksarbeit« der SPD/PDS-Koalition in Berlin – ebenfalls dualistisch: »Hauptleidtragende der Koalitionsvereinbarung sind [...] die Schwächsten; getroffen werden allerdings auch beträchtliche Teile der Mittelschichten. Alles dagegen, was die tatsächlich Reichen irgendwie behelligen könnte [...], bleibt sorgsam ausgespart.« (51) Das ist wohl richtig, doch versperrt die rein ökonomietheoretische Analyse den Weg, nach der alltäglichen Reproduktion des Kapitalismus zu fragen. Menschen tauchen nur als Opfer von Kapitalinteressen auf, von Armut ist zwar die Rede, aber sie wird v.a. als Kostenfaktor und auf der Ebene fehlender Nachfrage behandelt. Dabei finden sich

deutliche Anklänge an den Keynesianismus, der »sympathischer« sei »als das Abwürgen jeder konjunkturellen Regung durch dumpfbackene Austeritätspolitik«; »staatliches deficit spending« sei »die profitkonformste Antwort auf das kapitalistische Nachfrageproblem« (54). Folgerichtig plädiert Verf., um die Lage der arbeitenden Klasse zu verbessern, nur für Lohnerhöhungen. Den Schluss bildet ein Traktat für den Sozialismus und gegen die Barbarei. Darin verspricht sich Verf. eine menschenwürdigere Gesellschaft von der Sozialisierung der größten Wirtschaftskonzerne. Auch hier denkt sie die Verbesserung der Lebensbedingungen lediglich mit Keynes und nicht auf Überwindung der Ausbeutung hin; die Analyse der Triebkräfte revolutionärer Veränderung wird durch die Hoffnung ersetzt, der Kapitalismus zerstöre sich selbst: »Statt über kapitalistische Effizienz und kreatives Unternehmertum sinnieren stockkonservative Leitartikler über ein möglicherweise Jahrzehnte anhaltendes Siechtum der westlichen Ökonomien« (34) – selbst neoliberale Protagonisten sind also desillusioniert und können nur noch zusehen, wie der Kapitalismus dahinstirbt.

Der Versuch, die Hegemonie- und Kriegspolitik der USA mit der Zweiteilung der Welt in Arm und Reich, der deutschen Innenpolitik, der Suche nach Alternativen und einem neuen Europa zusammenzudenken, ist wenig systematisch und bleibt in politischer Rhetorik stecken. »Das Machtkartell der Giganten ist auflösbar, wenn Eigentum wieder zum Wohle der Allgemeinheit dienstbar gemacht wird«, indem Mobilität, Kommunikation, Bildung, Alterssicherung »dem Zugriff privaten Kapitals und damit der Logik maximaler Renditen entzogen werden« (149). Die Behauptung, Europa werde von einem Machtclub aus 500 Wirtschaftskonzerne beherrscht, ist in dieser Form eine Verschwörungstheorie. Würden die Konzerne »entflochten«, meint Verf., »und ihre Betriebs- und Vertriebsstätten, ihre Anlagen und ihre Infrastruktur mehrheitlich ins Eigentum jener Länder übergeben, auf deren Territorium sie stehen, bekäme Europa nach innen und außen ein neues Gesicht. Denn dann endlich würden all die Veränderungen möglich, deren Umsetzung bis heute am Widerstand der Konzernlobby scheitert« (159). Sie selbst stellt die Frage, wer das umsetzen soll, und antwortet mit der Aufforderung, die Menschen müssten sich »querstellen« und ihr »Menschenrecht auf ein würdiges, sozial gesichertes Leben ohne Angst einfordern« (160). – Insgesamt argumentiert Verf. mit ökonomischem Sachverstand, aber ökonomistisch. Von marxistischen Theorien, die den Staat als »Verdichtung von Kräfteverhältnissen« (Poulantzas) begreifen und das Verhältnis von Akkumulation und Regulation analysieren, scheint sie nichts zu wissen. Das führt zu Fehl- und Kurzschlüssen; sie reduziert den Sozialismus auf Sozialisierung und verkennt die Wirkungsmächtigkeit des Kapitalismus in der Alltäglichkeit des Lebens.

Ralf Brodesser (Hamburg)

Geden, Oliver, *Männlichkeitskonstruktionen in der Freiheitlichen Partei Österreichs*. Eine qualitativ-empirische Untersuchung, Leske + Budrich, Opladen 2004 (136 S., br., 14,90 €)

Als der deutsche Bundeskanzler vor knapp drei Jahren angesichts antisemitischer Anschläge den »Aufstand der Anständigen« ausrief, wurde auch für Rechtsextremismusforschung ad hoc mehr Geld bereitgestellt. Wissenschaftliche Leerstellen und gesellschaftstheoretische Defizite sind damit nicht behoben worden. Vor diesem Hintergrund ist es erfreulich, dass Verf. Geschlechterkonstruktionen und -konstellationen im Rechtsextremismus zum Gegenstand macht. Mit R. Connell begreift er Männlichkeit als eine in sozialer Interaktion reproduzierte und in Institutionen verfestigte Praxis, die stets relational ist und daher nur im Plural existiert. Da Männlichkeiten offenkundig rechtsextreme Einstellungsmuster und Handlungsformen kodieren, jedoch nur selten explizit in diesen Zusammenhang

gestellt werden, wird zu Recht moniert, die bisherige Forschung zum Thema weise »zahlreiche Defizite und Lücken« (24) auf. Dies jedoch »in erster Linie auf forschungspraktische Hindernisse« (25), d.h. »vielfältige Probleme bei der Gestaltung von Feldzugängen und Forschungsinteraktionen« (11) zurückzuführen, ist wenig plausibel. Vielmehr dürfte die politische Brisanz der Artikulation von Geschlechterverhältnissen und Antiindividualismus, Antiliberalismus, Rassismus, völkischem Nationalismus sowie Autoritarismus (nach Verf. die wichtigsten Elemente des Rechtsextremismus) dafür verantwortlich zeichnen. Unvergessen sind C. Brownings *Ganz normale Männer* oder K. Theweileits *Männerphantasien*. Verf. hätte nicht nur seinen Gegenstand, sondern auch dessen Untersuchung als »politisch umkämpftes Feld« fassen müssen. Aus der Kombination von Rechtsextremismus- und Männlichkeitsforschung folgert er, es gelte »empirische Ansatzpunkte zu finden, um Rechtsextremismus unter männlichkeitstheoretischen Gesichtspunkten untersuchen zu können« und »zu rekonstruieren, wie männliches Geschlechterhandeln von den Akteuren selbst thematisiert und kontextualisiert wird« (27). Untersucht wird dies an der FPÖ. Emporgekommen auf Basis der »konsensorientierten politischen Kultur« (29) des österreichischen Postfaschismus und seiner korporatistischen Grundlage, erweist sich diese heute als rechts-extreme Partei, die in Wählerschaft, Mitgliedern und Mandatsträgern deutlich von Männern dominiert wird. Leider bricht die Beschreibung postfaschistischer Geschlechterverhältnisse zwischen Burschenschaften und Sportlertum schnell zugunsten der Erörterung weiterer forschungspraktischer Aspekte ab, die in dieser Genauigkeit gar nicht von Interesse sind. Wo Verf. versucht, über die Schilderung der Kontaktaufnahme zu Parteifunktionären hinaus Forschungsmethoden zu entwickeln, wird – da von Subjektinstitution und Ideologie zu handeln wäre – Diskursanalyse theoretisch nicht als Dispositivanalyse konkretisiert.

Die Stärke der Studie liegt im empirischen Teil. Hier hat Verf. institutionell abgesicherte Konstellationen sehr wohl im Blick. In der Untersuchung der FPÖ-nahen *Neuen Freien Zeitung* arbeitet er einen frauenpolitischen Diskurs heraus, dessen Antifeminismus sich nicht nur in der Dethematisierung männlicher Privilegien, sondern auch im direkten Angriff auf politische Alternativen artikuliert. Allerdings finden sich auch Gemeinsamkeiten mit Teilen der Frauenbewegung, etwa wenn lohnfetischistisch die Forderung nach »gleichem Lohn für gleiche Arbeit« (71) erhoben wird. Grundlegender und expliziter werden Männlichkeiten in der rechtsintellektuellen Wochenzeitung *Zur Zeit* (ZZ) behandelt. Ausgehend von einem klassischen Bild hegemonialer Männlichkeit, das diese mit Öffentlichkeit, Wissen und kämpferischer Einsatzbereitschaft paart, diagnostiziert die ZZ ein »Mann-Sein in der Krise« (75), für das eine weit verbreitete Negation biologischer Dispositionen und zunehmende gesellschaftliche Benachteiligung von Männern die Ursache abgeben sollen. Die Rehabilitation der Familie als »Keimzelle von Volk und Staat« (79f) vollzieht sich über den Kampf gegen Homosexualität und Geburtenrückgang. Durch gleichartige Wissens-, Deutungs- und Orientierungsformen bilden die abschließend untersuchten Funktionäre der FPÖ-Vorfeld-Organisation *Ring Freieitlicher Jugend* »Diskursgemeinschaften« (111) mit den analysierten Zeitschriften. Auch bei den jungen Männern lässt sich ein Gefühl der Benachteiligung ausmachen, hervorgerufen etwa durch gleichstellungspolitische Maßnahmen. Zwar existiert ein »Wissen um die historische und kulturelle Variabilität von Männlichkeit« (91), dies führt jedoch keineswegs zu dem Wunsch, eine Veränderung in deren Ausgestaltung zu erreichen. Vielmehr dominiert dezidiierter Antifeminismus. Die Hoffnungen der Funktionäre richten sich darauf, dass die FPÖ »das gesellschaftliche Klima in einer Weise zu beeinflussen vermag, dass traditionellere Geschlechterarrangements auch für Frauen wieder attraktiver werden« (100) – auf die faschistische Vorstellung »weiblicher Eigentlichkeit«.

Abschließend plädiert Verf. für eine »*De-Moralisierung* qualitativer Forschung« (109). Dafür soll eine offene Kommunikation über Forschungsfelder und ihre Einsätze sowie die Praktikabilität forschungsethischer Dogmen angestrengt werden. Doch nicht nur in Forschungsfeldern erweist sich bisweilen die »Nützlichkeit der Nicht-Thematisierung ›anstößiger‹ Aspekte« (109); sie sichert im vorliegenden Fall auch die Anschlussfähigkeit an den wissenschaftlichen Diskurs: Da Männlichkeitsideale im Rechtsextremismus »in ihrem Kern keine genuin rechtsextremen Männlichkeitsideale« (119) sind, müsste Antifaschismus als Subversion herrschender Geschlechterverhältnisse konkretisiert werden.

Kolja Lindner (Berlin)

Ökonomie

Ziegler, Jean, *Die neuen Herrscher der Welt und ihre globalen Widersacher*, Bertelsmann, München 2003 (318 S., br., 22,90 €)

Amin, Samir, *Für ein nicht-amerikanisches Jahrhundert. Der in die Jahre gekommene Kapitalismus*, VSA, Hamburg 2003 (182 S., br., 14,80 €)

Ziegler hat eine Kampfschrift vorgelegt, gerichtet gegen Analysen der Weltordnung, die wie selbstverständlich die Perspektive der USA bzw. der reichen Länder einnehmen (vgl. Hack in *Das Argument* 252). Zur Zeit als Sonderbotschafter der UN-Menschenrechtskommission für das Recht auf Nahrung tätig, belegt Verf. auf Grundlage eigener Erfahrungen ein Bild ›der Welt‹, das zeigt, wie sich globale Entwicklungen aus der Perspektive des ›Südens‹ ausnehmen, einschließlich der Stützung korrupter Regime. Zum Wichtigsten gehört das Kapitel über die »unrentablen Völker« (193ff). So bezeichnen private Anleger die »less advanced countries« (LAC), jene 49 ärmsten Länder (34 davon in Afrika), die mit einer Bevölkerung von insgesamt 640 Mio. Menschen über weniger als ein Prozent des Welteinkommens verfügen. Dieses Elend der Welt werde nicht zuletzt vom IWF erzeugt und verwaltet. Warum sind, fragt Verf., die vorwiegend an US-Universitäten ausgebildeten Fachleute der Weltbank und des IWF so blind und ignorant, dass sie »zu idealen Janitscharen« des US-Imperiums (213) werden können? Eine eigenwillige Antwort findet er wenige Straßen vom Hauptsitz der Weltbank und des IWF entfernt in den Armenvierteln Washingtons, von denen die Mitarbeiter der Institute ebenso wenig wüssten wie von den Ländern, über deren Schicksal sie urteilen. Mitarbeiter von WTO, Weltbank und IWF bezeichnet Verf. als »Söldlinge«, da sie faktisch »immer zugunsten des Auslandskapitals und der inländischen herrschenden Klassen« (180) agierten; zumal der IWF stehe »im ständigen unmittelbaren Dienst der Außenpolitik der USA« (191). Andererseits sei die WTO »in Wahrheit eine imperiale Macht, fürchterlich in ihrem Zorn und souverän in den von ihr verhängten Sanktionen« (150). Die Praxis der Weltbank schließlich entspringe, bei allen Änderungen, doch immer »der reinen Banker-Mentalität, was die systematische Ausbeutung der betreffenden Populationen und die erzwungene Öffnung ihrer Länder für die Beutejäger des globalisierten Kapitals impliziert« (168). Mit den »Beutejägern« hat Verf. sich im Kapitel zuvor befasst, in dem er die Jagd nach »Blutgeld«, »die wilde Gier nach Erfolg, nach maximalem Profit, nach Macht« geißelt, die die »Seins- und Handlungsweise der Oligarchien des globalisierten Kapitals« kennzeichnen (79). Zwar herrscht zwischen diesen Oligarchien ein »erbarmungsloser Krieg« (77), wenn es aber um die gemeinsamen Interessen gehe, dominierten Korruption und »Ausplünderung der Staaten der Dritten Welt« (81). Mit langen Anleihen bei Habermas und Dahrendorf belegt Verf. die »Agonie des Staates«;

zudem zieht er (angewidert) die berühmte Rede des ehemaligen Bundesbankchefs Tietmeyer heran, der den in Davos versammelten Staatschefs kundtat: »Von nun an stehen Sie unter der Kontrolle der Finanzmärkte!« (99) Hier verfehlt Verf. jedoch die Bedeutung des Vorgangs. Was in den Abschnitten über die internationalen Organisationen noch in konkrete Argumentationen umgesetzt wird, schlägt um in die Schwäche einer weitgehenden Personalisierung, hinter der die Strukturzusammenhänge verloren gehen. Sorgfältiger ist die Darstellung der Steuerparadiese, in denen sich ein grundlegender Konflikt zwischen »Beutejägern und republikanischen, demokratischen Staaten« manifestiere: Für die »neuen Herrscher« sei es generell unerträglich, Steuern oder Sozialabgaben zahlen zu müssen (131). Von hier aus ist es nur ein kleiner Schritt zu Korruption und organisiertem Verbrechen, das als »verschärfter Kapitalismus« angesehen werden müsse (vgl. Ziegler u. Mühlhoff, *Die Barbaren kommen: Kapitalismus und organisiertes Verbrechen*, München 1998). »Beutejäger« und »Söldlinge« sind Agenten einer Konstellation, die schon zu Beginn des Buches vorgestellt wird: »Das Imperium«, das nach dem Zerfall der Sowjetunion die Welt beherrsche, habe die 1991 aufkeimenden Hoffnungen zerstört. Statt auf die bestehenden multilateralen Organisationen zu setzen, um in der neuen, globalen Gesellschaft ein kollektives Sicherheitssystem zu etablieren, »haben die Gebieter des Kapitals auf die militärische Schlagkraft der amerikanischen Supermacht gesetzt. Anstelle einer internationalen Schlichtung von Konflikten zwischen Staaten haben sie das Diktat des amerikanischen Imperiums gewählt« (34). Ausgeblendet bleibt u.a., dass nach 1990 auch die USA zunächst nicht auf die militärische Karte setzten, sondern auf eine neoliberale Form der Globalisierung, die auf der aggressiv umgesetzten Behauptung beruhte, der »freie Markt« könne alles alleine regeln. Sieht man von den neokonservativen Think Tanks ab, so änderte sich dies erst in der zweiten Amtszeit der Regierung Clintons. Rabiat ist Verf. Zuspitzung: »Mit ihrer Entscheidung für das amerikanische Imperium und gegen die planetarische Demokratie haben die Gebieter der Welt die Menschheit um mehrere Jahrhunderte zurückgeworfen. Von all den verschiedenen Oligarchien, die in ihrer Gesamtheit das Kartell der Herrscher der Welt bilden, ist die nordamerikanische bei weitem die mächtigste, kreativste und lebendigste.« (35) Die USA sind kein einfacher »National«-Staat, sondern ein »Imperium, das mit seinen Streitkräften – zu Wasser, zu Lande, in der Luft und im Weltraum – [...] die ständige Expansion der oligarchischen Weltordnung garantiert« (ebd.). Ergebnis ist eine »Privatisierung des Planeten«, die gleichbedeutend ist »mit dem Ausschluss und der territorialen Einsperrung der Armen« (65). Grund zur Hoffnung sieht Verf. weder bei den Nationalstaaten noch in der UNO, sondern in der »neuen planetarischen Zivilgesellschaft«, die gegen die »planetarische Tyrannei des Finanzkapitals« aufbegehre (222). Er beschreibt »Fronten des Widerstands« (238ff) und »Waffen des Kampfes« (250ff), die gegen die vermeintliche Alternativlosigkeit der dominierenden Form der Weltveränderung gerichtet sind, etwa anhand der Landlosenbewegungen in Brasilien (264ff). Die den Planeten beherrschende Macht sei dadurch gekennzeichnet, dass sie sich nicht am Kampf der Ideen um demokratische Mehrheiten beteilige, sondern sich in Schweigen und absolute Diskretion flüchte (251). Entscheidend ist daher die »Wiederauflösung des öffentlichen Raums« (262), wodurch die »Kombattanten der Hoffnung« in die Lage versetzt werden, »das Schweigen der neuen Herrscher zu brechen und ihr Treiben aufzudecken« (262). Sympathischer und ermutigender als der grassierende Zynismus der Weltstrategen ist Verf. engagierte Empörung allemal.

Auch Amin richtet sich gegen vereinseitigende Betrachtungen der Welt aus dem »Norden«. Ganz bescheiden will Verf. die »Debatte über die Zukunft des kapitalistischen Weltsystems« eröffnen (7). Im Zentrum des »real existierenden« Weltsystems steht neben

dem bekannten *Grundwiderspruch* zwischen Kapital und Arbeit der *Hauptwiderspruch* zwischen Zentrum und Peripherie (30). Diese im Kapitalismus immer schon bestehende Polarisierung sei mit den sozialistischen Revolutionen (Russland, China) und denen der nationalen Befreiung tiefgreifend verändert worden: Die »gegen das dominante Kapital durchgesetzte Industrialisierung« hat zu derart ungleichen Ergebnissen geführt, dass man jetzt unterscheiden muss zwischen »Peripherien ersten Ranges«, die zu potentiellen Konkurrenten geworden sind, und »marginalisierten Peripherien«, denen dies nicht gelungen ist (18). »Eine neue, künftig bestimmende Scheidelinie der Polarisierung« wird von den »fünf neuen Monopolen« der dominanten Länder der Triade« markiert. Diese »betreffen 1.) die Hochtechnologien, 2.) die weltweit bedeutsamen Finanzbewegungen [...], 3.) den Zugang zu den Naturschätzen des Erdballs, 4.) den Bereich Kommunikation und Medien sowie 5.) die Massenvernichtungswaffen« (17). Zentrale Bedeutung hat dabei der »kollektive Imperialismus der Triade«. Der Imperialismus sei »kein gesondertes Stadium des Kapitalismus«, vielmehr ist sein expansionistischer Drang dem System »von Anfang an« inhärent (61). Während es früher aber um konkurrierende Imperialismen ging, komme es im globalisierten Kapitalismus zur Vereinheitlichung der Interessen: »Die doppelte Option für eine kollektive Steuerung des Weltmarktes und damit auch des globalen politischen Systems [...] zeigt an, dass sich gemeinsame Interessen des transnationalen Kapitals aller Partner der Triade herausbilden. Mit den Praktiken ihres Hegemonismus, das zu diesem Bild gehört, verteidigen die USA nicht nur ihre eigenen Interessen, sondern jene des Kollektivs der Triade.« (76) Damit ist zugleich eines der Grundprobleme von Verf. Konstruktion angesprochen. Je nach Kontext ist die Rede von einem monolithischen »Block« der imperialistischen Triade« (135), einer Einheit mit gemeinsamen Interessen (die am besten von den USA vertreten werden), oder eben von einer Gruppierung von Vasallenstaaten, die sich »im Gefolge der USA-Hegemonie« (103) bzw. in deren »Kielwasser« (110) bewegen. Eine Sonderstellung nimmt die Triade ein, jener »Exklusivclub, der den Ländern des Ostens und Südens keinen Zutritt gewährt« (169). Angesichts der zentralen Stellung des Begriffs und seiner eher affirmativen und theoriefreien Verwendung seit seiner Einführung durch Kenichi Ohmae (1985) hätte man einige Erläuterungen mehr erwarten können. Hier schlägt sich die Kritik nieder, die Verf. früher immer wieder am altersschwachen Kapitalismus übte, der »den arbeitenden Klassen und den Völkern« bzw. der »Mehrheit« der Menschheit »nichts mehr zu bieten« hat (130f). Nach der Zerschlagung des kommunistischen Gegners habe die »zivilisierte Welt« nunmehr einen neuen Feind gefunden: den Süden (132). Wie andere Passagen kann man diese Bemerkungen als »Revanche« für den Eurozentrismus ansehen, für den »der Süden« im Zweifelsfall auch immer nur ein graues Einerlei war. Der Versuch, den Spieß (der Ignoranz) umzudrehen, rächt sich aber: Indem Verf. den »kollektiven Imperialismus der Triade« undifferenziert als Pauschalfeind vorstellt, leidet seine Analyse ebenso wie seine unendlich gut-gemeinten radikalen Strategieempfehlungen. Verf. scheint nicht im Kapitalismus des 21. Jh. angekommen zu sein. Immer wieder werden die transnationalen Konzerne für das ganze Elend der Welt verantwortlich gemacht. Kontrafaktisch wird behauptet, einen Weltmarkt für Arbeitskräfte könne es nicht geben. Die widersprüchliche Wirkung der neuen Produktivkräfte wird einseitig negativ beurteilt (58; 101). Die Polarisierung in »Nord« und »Süd« bleibt zu schlicht – man lese einmal aktuelle Untersuchungen über informationstechnologisch gestützte Dienste oder den Prozess des netzbasierten Outsourcing und den Nutzen, den Arbeitskräfte in Indien, China usw. daraus ziehen. Ein Teil der Defizite geht offenbar auf Übersetzung und redaktionelle Bearbeitung zurück. Das beginnt bei der verfälschenden Titelgebung:

Der Buchtitel »Jenseits des senilen Kapitalismus« ist in den Untertitel gerutscht und wird eher harmlos übersetzt. Die Beschwörung eines »nicht-amerikanischen 21. Jh.« im neuen Titel beansprucht einen aktuellen Bezug, dem Verf. in keiner Weise gerecht wird. Das von der Gruppierung um Kristol, Kagan u.a. betriebene *Project for the New American Century* ist für Verf. kein Thema. Schludrig wirkt auch die Zusammenstellung der Texte mit den vielen Wiederholungen. Ungenügend ist schließlich der Umgang mit Literaturverweisen resp. -belegen. Viele der strategischen Überlegungen, die Verf. anstellt, sind plausibel und bedenkenswert: So die Betonung der Bedeutung der Regionalisierung (141ff), die später allerdings durch eine genau so engagierte Betonung des Lokalen (166ff) übermalt wird. Einigermaßen unerträglich aber ist der apodiktische Duktus, der nicht nur einzelne Aussagen prägt – etwa die Behauptung, der Euro habe keine Chance gegen den Dollar (114) –, sondern streckenweise die ganze Argumentation kennzeichnet. Er erinnert an den selbstgerechten Ableitungsmarxismus der frühen 1970er Jahre, von dem man eigentlich gedacht hatte, dass er angesichts der Entwicklungen der vergangenen drei Jahrzehnte schamvoll im Orkus der Geschichte verschwunden ist.

Lothar Hack (Hasbergen)

Mahnkopf, Birgit (Hg.), *Management der Globalisierung*, edition sigma, Berlin 2003, (351 S., br., 22,90 €)

»Wozu noch ein Buch über Strukturen, Prozesse und Akteure der Globalisierung?«, fragt Hg. (7). Weil es sich um einen komplexen, widersprüchlichen Prozess handelt, der sich auf veränderte Geld- und Kapitalmärkte, Produktions- und Arbeitsweisen, Staats- und Rechtsformen etc. bezieht. Dies erfordert es immer wieder, unterschiedliche Perspektiven und Einzelanalysen zusammenzubringen. Aus ökonomischer Sicht etwa thematisiert Hansjörg Herr das in den Entwicklungsländern herrschende Problem der Außenverschuldung in fremder Währung und fordert, »zur Stabilisierung der ökonomischen Beziehungen zwischen den Zentren und den Entwicklungsländern die Kapitalströme so zu steuern«, dass »Entwicklungsländer in eine langfristige Konstellation von Leistungsbilanzüberschüssen kommen« (77). Die aus der Deregulierung der internationalen Finanzarchitektur entstehende Frage, »welche Wechselkursregime Entwicklungs- und Schwellenländer heute noch wählen können«, beschäftigt auch Heribert Dieter (323). Während er beschränkte Kapitalverkehrskontrollen befürwortet, hält Hans-Joachim Stadermann es für unmöglich, sich »einer Politik der weniger harten Währung zu entziehen« (98). Joachim Scholz-Ligma unterscheidet verschiedene Strategien des »internationalen Marketing« (123) zwischen Standardisierung und Differenzierung der Güterproduktion (124). Er diskutiert aus betriebswirtschaftlicher Perspektive die Rolle länderspezifischer Faktoren – »die Kaufkraft, die Steuern, die Anzahl der Konkurrenten und Wettbewerbsintensität« (130) – für unternehmerische Konkurrenztaktiken. Ein kritisches Forschungsinteresse fehlt. Mahnkopf geht der Frage der *global governance* als einem »system of rules« (14) nach und verdeutlicht, dass die Öffnung nationaler Ökonomien »im Rahmen der Zollrunden des GATT, später der WTO und die Deregulierungsoffensive in den 1970er Jahren politisch gewollt waren und sind« (13). Obwohl *global governance* »im Unterschied zu Government über keine formelle Autorität verfügt« (19), führt es zur Erosion des traditionellen Nationalstaates, der – relativ vereinfachend – laut Verf. »seit der Herstellung des Westfälischen Friedens von 1648 von den drei Prinzipien der Territorialität, Souveränität und Legalität geprägt wurde« (17). Synthetisierend stellt sie die mittlerweile bekannten, aber immer noch zentralen Aspekte der Umbruchsdebatte dar: das Auftreten »netzwerkartiger Steuerungsprozesse an Stelle hierarchischer Politikprozesse« (21), das potenziell zur Überwindung

nationalstaatlicher Kompetenzverluste führen könne, die Denationalisierung des Staates sowie dessen Transformation im Prozess der Informalisierung und Lokalisierung der Politik. Gleichzeitig hebt Verf. zwei Widersprüche der *global governance* hervor: Erstens verfügen »die (meisten) Staaten« »noch immer allein über das förmliche Gewaltmonopol«, und »nach wie vor« sind es »allein die Staaten, die Völkerrecht setzen können« (17). Zweitens stehen trotz der Internationalisierung der Entscheidungsprozesse die Charakteristika der »selektiven Weltherrschaft« – der »neuen nationalen Sicherheitsstrategien« der USA und des von ihnen »beanspruchten ›Rechtes auf Selbstverteidigung durch Präventivhandlungen‹ – in eklatantem Widerspruch zum allgemeinen Gewaltverbot der UN-Charta« (47). Zwar ist Globalisierung ein vielschichtiger und alles andere als widerspruchsfreier Prozess. Aber die begriffliche Heterogenität der in diesem Band versammelten Aufsätze, ihre disparaten Ansätze und unzusammenhängenden Fragestellungen sowie die unkritische Einführung von Konzepten wie z.B. des »internationalen Personalmanagements« (Laila Maija Hofmann, 191) vermitteln einen Begriff der Globalisierung, den Jessop zurecht als »chaotic concept« kritisiert hat. Dieses Problem lässt sich auch nicht, wie Mahnkopf in der Einleitung hoffte, unter Verweis auf die »Pluralität der Ansätze« auflösen.

Maria Markantonatou (Keele)

Polanyi, Karl, *Chronik der großen Transformation. Artikel und Aufsätze (1920-45)*, Bd. 1: Wirtschaftliche Transformation, Gegenbewegungen und der Kampf um die Demokratie, hg. v. Michele Cangiani u. Claus Thomasberger, Metropolis, Marburg 2002 (328 S., br., 29,80 €)

Polanyis Hauptwerk *The Great Transformation* und die dort entwickelte Kategorie der Entbettung liefern in vielen Fällen den normativen Hintergrund kritischer Globalisierungsanalysen. Der vorliegende Sammelband gestattet einen Blick in den Steinbruch, aus dem dieses Werk hervorgegangen ist. Er ermöglicht es, die theoretische wie auch politische Entwicklung Polanyis nachzuvollziehen. Themen sind die politischen Kämpfe in den 1920er Jahren, die Weltwirtschaftskrise, der Zusammenbruch der Demokratie in Deutschland und Europa, der New Deal, die Entwicklung in der Sowjetunion u.a. Die organisierenden Stichwörter sind Freiheit, Demokratie, Marktgesellschaft und Entbettung. Die Idee der »Verantwortung als Grundlage der inneren Freiheit des Menschen« (14) ist Ausgangspunkt der Kritik des Verf. am kapitalistischen Marktsystem. Sowohl Bürokratisierung als auch die Dynamik des Preismechanismus entwickeln mit der Zeit ein Eigenleben und entziehen sich der ›Übersicht‹ des einzelnen Individuums. Die Marktgesellschaft bietet nur Raum für eine »entfremdete« Form der Freiheit, die Individuen als voneinander isoliert und atomisiert denkt. Verf. Antwort ist der Ruf nach umfassender Demokratisierung. Seine -Kritik der Objektivierung gesellschaftlicher Verhältnisse nimmt Anleihen bei der marxischen Kritik der politischen Ökonomie, entnennt sie aber zugleich und nimmt ihr den revolutionären Impuls. Der von Seiten der Wirtschaft vorgebrachten Anklage, Politik bringe mit ihren Interventionen in Marktprozesse Inflation, Subventionismus, Protektionismus, Trade-Unionismus usw. hervor, stellt Verf. die Forderung nach einer neuen »Massenkultur wirtschaftlicher und politischer Bildung« gegenüber (151). Den wirtschaftlichen und politischen Eliten seiner Zeit wirft er vor, die »Demokratie«, statt sie »zur wirtschaftlichen Verantwortung zu erziehen« (153), preisgegeben zu haben. Er verdeutlicht an Beispielen, dass Marktintervention nicht notwendigerweise eine ›Funktionsstörung‹ wirtschaftlicher Entwicklung zur Folge habe. Umgekehrt: Gerade die ›Einbettung‹ des Marktes in die Gesellschaft fördere die menschliche Entwicklung. Die Transformationen

der kapitalistischen Produktionsweise analysiert er aber gerade als Prozess der fortschreitenden ›Entbettung‹ des Marktes aus seinem gesellschaftlichen Rahmen. Damit bietet er einen nützlichen Ansatz zum Verständnis der neoliberalen Periode kapitalistischer Globalisierung, der allerdings die Rolle von Staat und Politik in diesen Prozessen vernachlässigt.

Yasar Aydin (Hamburg)

Pongratz, Hans J., u. Günter G. Voß, *Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen*, edition sigma, Berlin 2003 (279 S., br., 15,90 €)

Mayer-Ahuja, Nicole, *Wieder dienen lernen? Vom westdeutschen »Normalarbeitsverhältnis« zu prekärer Beschäftigung*, edition sigma, Berlin 2003 (359 S., br., 24,90 €)

Gesterkamp, Thomas, *gutesleben.de. Die neue Balance von Arbeit und Liebe*, Klett-Cotta, Stuttgart 2002 (237 S., Ln., 18 €)

Decker, Peter, u. Konrad Hecker, *Das Proletariat. Die große Karriere der lohnarbeitenden Klasse kommt an ihr gerechtes Ende*, GegenStandpunkt, München 2002 (279 S., br., 20 €)

Die »Ich-AG« ist inzwischen Bestandteil des Sozialgesetzbuches. Der Mensch als »Unternehmer seiner Arbeitskraft und Daseinsvorsorge« war schon das Leitbild der bayrisch-sächsischen Zukunftskommission. Und nun soll es der »Arbeitskraftunternehmer« (AKU) sein? Pongratz und Voß ordnen sich anders ein: »Wir konstatieren wachsende Anforderungen an Erwerbstätige, als Unternehmer der eigenen Arbeitskraft zu agieren, ohne sie vorab bewerten (oder propagieren) zu wollen.« (8f) Ausgangspunkt ist, dass Arbeitskräfte im Zuge von betrieblichen Reorganisationsprozessen unter Bedingungen der »Entgrenzung« von Arbeit mit neuen Anforderungen konfrontiert werden. Selbstkontrolle als verstärkte selbständige Planung, Steuerung und Überwachung der eigenen Tätigkeit, Selbst-Ökonomisierung als zunehmend aktive Vermarktung der eigenen Fähigkeiten und Leistungen sowie Selbst-Rationalisierung im Sinne einer tendenziellen Verbetrieblichung der eigenen Lebensführung kennzeichnen den neuen Typus Arbeitskraft. Was unter dem Regime tayloristischer Arbeitsorganisation als dysfunktional gegolten hat, solle jetzt aktiv einbezogen werden: die Subjektivität der Arbeitskräfte. Die dominante Position des »proletarischen Lohnarbeiters« im Frühkapitalismus, dann des »verberuflichten Arbeitnehmers« im Fordismus wird nun im ›Postfordismus‹ sukzessive vom AKU eingenommen. Bisher treten die Charakteristika des neuen Typus in projektförmig organisierten Branchen der I&K-Technologien, der Medien- und Kulturberufe, im Weiterbildungssektor, der Organisationsberatung etc. auf – »offenbar eignet sich der Typus des AKU vor allem zur Beschreibung wichtiger zukunftssträchtiger Erwerbsfelder« (29). – Also kein Ende der Arbeitsgesellschaft, sondern der »Übergang zu einer flexibilisierten Hyperarbeitsgesellschaft« (21). Für Angestellte bedeutet dies Projektarbeit, für Arbeiter Teamarbeit. Auf ihre Ausgangsfrage nach der bisherigen Verbreitung des AKU antworten Verf. vage: »Wir finden sowohl Anhaltspunkte für Wandlungstendenzen in Richtung AKU als auch Hinweise auf ein beträchtliches Beharrungsvermögen.« (191) Während die befragten weiblichen Angestellten als »Prototyp« (211) des AKU gelten, sind die Männer eher dem verberuflichten Arbeitnehmer zuzuordnen. Verf. erklären dies mit dem »Familienkalkül« von Frauen, aufgrund dessen sie sich frühzeitiger und bewusster als Männer mit eigenen Ansprüchen und beruflichen Möglichkeiten auseinander setzten und somit eine reflexivere Haltung einnehmen könnten. Die ambivalente Bewertung resultiert aus den scheinbar widersprüchlichen Ergebnissen, die Verf. in den unterschiedlichen Bereichen der Erwerbsorientierungen ermittelt haben. Der in Bezug auf Leistung vorherrschende Optimierungsgedanke (anstelle von Leistungssicherung oder -erfüllung) entspreche eher dem AKU, während

eine berufsbiografische Absicherungsmentalität eher auf den Typus des verberuflichten Arbeitnehmers verweise. Im Bereich der ›Elastizität‹ von Arbeit und Privatleben stellen Verf. eine mittlere Entsprechung der erfragten Orientierungen zum AKU fest. Kurz, Flexibilisierung und Leistungsoptimierung gibt es nur bei entsprechender sozialer Sicherung. Politisch sei es deshalb notwendig, sich offensiv auf *employability* und *flexicurity* »als Leitkonzepten gegenüber Tendenzen der Entgrenzung von Arbeit« (249) zu beziehen. Dass es keine »eindeutige und ungebrochene Entwicklung« (227) in Richtung des neuen Arbeitskrafttypus gebe, stehe nicht im Widerspruch zur AKU-These. Vielmehr erfordere die zu erwartende mittelfristige Pluralität der Arbeitskrafttypen eine »Erweiterung, keine Revision« (242) des Ansatzes. »Ebenso wie neue Produktivkräfte den bestehenden entwachsen – sie als Nährboden nutzend ihre Potenziale aufgreifend und weiterentwickelnd –, ebenso entsteht ein neuer Arbeitskrafttypus als ›Aufhebung‹ des alten im doppelten Sinne von Bewahrung und Überwindung.« (240) Zudem gelte es, die Funktionalität einer Arbeitskräftepluralität für die kapitalistische Verwertung zu beachten. Neben der Entwicklung des AKU und dem Fortbestehen des verberuflichten Arbeitnehmers erfolgt auch ein strategischer Rückgriff auf das kostengünstige Modell der proletarisierten Arbeitskraft. Verf. räumen selbst ein, dass die AKU-These als Idealtypus und Prognose »im strengen Sinne nicht überprüfbar« (10) ist. Mit ihrer Forderung nach *flexicurity*, erweitern um das Konzept der *employability*, bestärken Verf. jedoch jene Kritik, die die These vom AKU als ideologisches Konstrukt und Leitbild begreift. Denn beide Konzepte zielen im Kontext neoliberaler Reformen eher auf eine mit Druck durchgesetzte Rekommodifizierung der Arbeitskraft. Hinweise dafür liefern das »Job-AQTIV-Gesetz«, die Hartz-Gesetze und Agenda 2010, aber auch die europäische Beschäftigungspolitik. Der Begriff des AKU vermag zur Versachlichung einer Diskussion beizutragen, die das »unternehmerische Selbst« als Leitbild propagiert und Herrschaftsverhältnisse im Betrieb ausblendet. Der Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit verschwindet mit dem AKU nicht, sondern wandelt sich »in einen strukturellen Widerspruch zwischen Unternehmern unterschiedlicher Art« (32), zwischen zu unternehmerischem Denken aufgeforderten abhängigen Beschäftigten und ihrer Firmenleitung. Verf. bezeichnen als Unternehmer also nicht wie Schumpeter einen Akteur schöpferischer Zerstörung, vielmehr gehen sie davon aus, dass »jede Form von Lohnarbeit im Kapitalismus einen mindestens rudimentär ›unternehmerischen‹ Umgang mit der eigenen Arbeitskraft« (243) erfordert. Der AKU sei im Unterschied zu den anderen Typen eben jener, bei dem das Unternehmerische explizit werde; allerdings bleibt er ohne Verfügungsgewalt über Produktionsmittel und auch ohne Kommandogewalt über Arbeitsabläufe. Das Unternehmerische zeigt sich bei ihm allenfalls in der Spezifik ›managerialen‹ Denkens, mit der über die eigene, zur Wichtigkeit gelangten Subjektivität verfügt werden kann. Mit ihrer Studie tragen Verf. dazu bei, dem nach wie vor unterbestimmten Postfordismus-Begriff deutlichere Konturen zu geben. Ebenso deutlich werden aber auch die Kontinuitätslinien, die in einer fortdauernden Orientierung an den sozialstaatlichen Institutionen des Fordismus bestehen. Die Diskussion um die konkrete Ausformung des ›Postfordismus‹ ist also nach wie vor offen.

Mayer-Ahuja nähert sich den neuen Arbeitsverhältnissen über die Erosion des »Normalarbeitsverhältnisses« (NAV). Dieses war sowohl Norm als auch Normalität, umfasste sozial- und arbeitsrechtliche wie lebensweltliche Normalitätsannahmen. Entdeckt wurde es, als bereits erste Erosionserscheinungen festgestellt wurden. In der gegenwärtigen Reformdebatte wird eine weitere Aufweichung des NAV unter dem Stichwort »einfache Dienstleistungen im Niedriglohnssektor« als Heilmittel gegen Arbeitslosigkeit und die

Finanzierungskrise des Sozialstaats propagiert. Anhand des Reinigungsgewerbes, das als »typisches Beispiel für eine auf »einfache« Dienstleistungen spezialisierte Branche« (19) gilt, rekonstruiert Verf. das Verhältnis von normaler und prekärer Beschäftigung. Prekarität bestimmt sie als eine besondere Form atypischer Beschäftigung, welche das Niveau der im NAV gewährleisteten betrieblichen Integration, materiellen und rechtlichen Absicherung unterschreitet. Prekäre Arbeit »impliziert somit nicht unbedingt Armut, völlige Entrechtung und betriebliche Isolation, wohl aber eine *relative* Benachteiligung in diesen drei Dimensionen gegenüber« der »für die jeweilige historische Situation prägenden Form der Erwerbsarbeit« (15). Während das Feld der Normalarbeit vorwiegend von Männern besetzt war, waren Frauen vor allem in atypischen Beschäftigungsverhältnissen tätig. »Frauenerwerbsarbeit war demnach Bewahrerin prekärer Beschäftigung, weil mit ihrer Hilfe vormoderne Formen von Prekarität länger am Leben erhalten wurden, und zugleich Wegbereiterin prekärer Beschäftigung, weil sie die Entstehung moderner Formen von prekärer Arbeit erleichterte.« (91) Durch die rechtliche Aufwertung sozialversicherter Teilzeitarbeit, die Flexibilisierung des Kündigungsschutzes, die Aufweichung des Nacht-, Sonn- und Feiertagarbeitsverbots sowie die Erweiterung der Möglichkeiten von Leiharbeit wurde das NAV sukzessive aufgeweicht. Verf. untersucht den öffentlichen Dienst, privatwirtschaftlich spezialisierte Gebäudereinigungsfirmen sowie Privathaushalte als drei unterschiedliche Organisationsformen des »Putzens«. Sie konstatiert eine »doppelte Privatisierung« (115), da zum einen Beschäftigungsverhältnisse aus dem öffentlichen Sektor in den privatwirtschaftlichen und zum anderen von der Privatwirtschaft in den Privathaushalt verlagert wurden. Dabei sind nicht nur die Tariflöhne des Reinigungsgewerbes hinter den Durchschnittseinkommen deutlich zurückgeblieben, vieles deutet zudem »darauf hin, dass diese gering qualifizierte Dienstleistungsbranche die beschäftigungspolitischen Erwartungen von Befürwortern der »Niedriglohnstrategie« nicht erfüllt hat« (115). Die Alternativen sieht Verf. daher nicht in einer Vermarktlichung von Reproduktionsarbeit, sondern eher in sozialer Absicherung und Professionalisierung bestehender einfacher Dienstleistungen sowie in der alten Forderung nach Arbeitszeitverkürzung mit vollem Lohnausgleich. So wäre jedenfalls ausreichend Zeit, erwerbstätig zu sein und selber zu putzen. Dadurch könnten zumindest die institutionellen Anreize verringert werden, die zu einer typischen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung führen (312).

Gesterkamp fordert für sich und seine Geschlechtsgenossen Weitergehendes: Neue Männer braucht das Land. Männer, die sich zu solchen besonders dadurch entwickelten, dass sie »gute Väter« werden, die mithin akzeptieren, dass mit »der postindustriellen Gesellschaft [...] sich zugleich das Geschlechterverhältnis« wandle (37) – allerdings in einem bekannten männlichen Sinne: »Statt »Strohsterne basteln« stehen dann »Hütten bauen« oder »Planeten erforschen« auf dem Programm. Die eigenständige Papa-Galaxie verschaffe gemeinsame Erlebnisse und gebe Männern die Möglichkeit, das Zusammensein mit Kindern mit speziellen Interessen zu verbinden« (210). Was halt Männer so können: »Herstellen von Leichtwinddrachen«, »akkurate Feinarbeit am Holzbumerang«. Dabei »sollen Väter ihren persönlichen Stil entfalten« (210) – einfach leben, Wald, Lagerfeuer, weg von der Berieselungskiste. Sind das die Initiationsriten neuer Väterlichkeit? Eisenhans, ick hör dir trapsen... Mit »niedrigschwelligen Angeboten« dieser Art versucht Verf. »Väterlichkeit« jenseits der reinen Ernährerrolle positiv männlich zu besetzen. Gegenüber solchen essentialistischen Anwendungen findet sich vieles von dem, was unter Stichwörtern wie »Entgrenzung von Arbeit« oder »Wandel der Familien« diskutiert wird, quergebüstet wieder. »Gutesleben.de« ist ein locker geschriebenes Sachbuch eines Journalisten, der sich

auskennt. Nicht nur im Wandel der Erwerbsarbeit, sondern ebenso im Bereich der vieldiskutierten, aber selten umgesetzten Beschwörungen der Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Elternschaft. Verf. beharrt darauf, dass weder Familiengeld noch eine (eigentlich dringend notwendige) Ausweitung der öffentlichen Kinderbetreuung etwas bringen, wenn »er« ein gesellschaftlich und betrieblich positiv sanktionierter *workaholic* ist: »Männer müssen bei der Arbeit ›fauler‹ sein dürfen« (189) – um mehr Zeit für die Familie oder sich selbst haben zu können. Familienernährer zu sein hält Verf. für keine zukunftsweisende Rollenzuschreibung für Männer, Hausfrau zu sein sei nicht attraktiv für Frauen, die auch Mütter sein wollen. Institutionelle Anreize, wie sie durch den Familienlohn oder durch das Ehegattensplitting bestehen, zementierten jedoch die althergebrachten Rollenzuweisungen. Der für den Verf. notwendige Wandel müsse vielseitig angegangen werden. Institutionell bedürfe es der Flexibilität und Sicherheit (*flexicurity*), individuell einer sowohl von Frauen als auch Männern betriebenen Re-Definition von Geschlechteridentitäten: »So wie sich Mütter ein ›feminisiertes‹ Klima im Beruf wünschen, so brauchen Väter ein stärker von männlichen Werten geprägtes Leben mit Kindern.« Und Singles tragen alles mit Fassung, während arbeitslose Geringqualifizierte ob sich ausweitender Beschäftigungsmaßnahmen keine Zeit haben, die Fassung zu verlieren. Fazit: Ein aus der und für die potenziell gut verdienende Mittelschicht geschriebenes Buch, das letztlich auf Lohnarbeitszentriertheit beharrt.

Während Pongratz und Voß, Mayer-Ahuja und Gesterkamp eher das Neue und das Offene betonen, fokussieren Decker und Hecker die Konstanten kapitalistischer Ausbeutung. Bereits der Untertitel ist so gewählt, dass er die Mühe erspart, das ganze Buch zu lesen: Das Proletariat ist politisch emanzipiert, sozial diszipliniert, global ausgenutzt, nationalistisch verdorben. Auf jeden Fall ist es kein Hoffnungsträger für grundlegende gesellschaftliche Veränderungen. Warum dies so sei, ergibt sich aus einer einfachen Darstellung: Zum einen liegt es am kapitalistischen System, dessen Ökonomie gestützt durch den Einfallsreichtum herrschender Eliten die Träger der Ware Arbeitskraft stets aufs Neue korrumpieren kann – dies wäre *eine* Deutung der AKU-These. Während Verteidiger des Sozialstaats dessen Institutionen stets als »Errungenschaften« vereinzelt, betreiben Verf. die Vereinseitigung aus entgegengesetzter Perspektive, indem sie sozialstaatliche Institutionen ausschließlich als List der Kapitalisten und ihres Staates darstellen, ihre eigene Machtposition zu sichern. Die Gewerkschaften hätten aufgrund ihres eigenen Macht- und Geltungsanspruchs das Ihrige hinzugetan. Zum anderen ergebe sich die fehlende Perspektive aus der Bequemlichkeit der Proletarier selbst, die sich über das Nötige hinaus und bis zur Selbstverleugnung den Bedingungen anpassen, über die sie keine Verfügungsgewalt haben: »Die *praktische Nötigung*, sich nach Maßgabe des ›gesellschaftlichen Seins‹ einzurichten, ist immer wieder dieselbe – und der *Fehler*, darin seine Zufriedenheit zu suchen, auch.« (278) Das Streben der »objektiven« Proletarier beschränke sich demnach auf Affirmation: »Sie haben gründlich abgerechnet mit ihrer Klassenlage, halten sich für alles Mögliche – Rheinländer, Führerscheinbesitzer, SPD-Wähler, Betriebsnudeln, Bergsteiger ...– eher als für Proletarier und renommierten mit all den bürgerlichen ›Identitäten‹, die ihnen aufs Auge gedrückt werden.« (279) Was folgt daraus? Verf. bieten als Ansatz, dass sich die Lohnabhängigen die schlichten Gedanken machen sollten, »*wozu das Ganze eigentlich gut sein soll*, was sie da treiben« (279). Christian Brütt (Berlin)

Geschichte

Winock, Michel, *Das Jahrhundert der Intellektuellen*, aus dem Frz. v. Judith Klein, mit einem Vorwort v. Ingrid Galster, UVK, Konstanz 2003 (884 S., Ln., 49 €)

Wie einst Victor Klemperer den Stoff des frz. 18. Jh. dadurch bändigte, dass er ihn auf den Horizont zweier herausragender Gestalten, Voltaire und Rousseau, verengte, so gruppiert Verf. seine Geschichte der französischen Intellektuellen im Umfeld dreier großer Männer: Barrès, Gide, Sartre. Zwar geht diese Reduktion auf die Figur des Großintellektuellen mit dem Versuch einher, die Vielstimmigkeit des Geschehens in Form einer Gliederung einzufangen, die Nummer an Nummer reiht: Die Kurzform der 62 Artikel, die selten länger als zehn Seiten sind, etabliert eine offene Folge, an der immer weitergeschrieben werden könnte. Am Schluss steht aber doch die Frage nach dem »Ende der Intellektuellen«, deren Voraussetzungen undiskutiert bleiben und die ihre Evidenz nur aufgrund der Konstruktion gewinnt, die dem Buch selbst zugrunde liegt: Herausgeschnitten aus ihrer Verbindung mit bestimmten gesellschaftlichen Gruppen, abgekoppelt von ihrer organisierenden Funktion in der Gesellschaft, erscheinen »die Intellektuellen« von vornherein als individualisierte Gestalten, Repräsentanten einer Berufsgruppe, Kirchenmänner ohne Kirche, von denen, als Vereinzelteten, billig behauptet werden kann, ihr historischer Moment sei abgelaufen. Die Gestaltung des Gemeinwesens soll nicht »das Monopol einiger weniger, sondern die Sache aller« sein (796), ruft Verf. am Ende aus, als hätte ein Sartre je einen Monopolanspruch erhoben und als wäre der Intellektuelle, der sich dazu verstiegen hätte, jemals mehr gewesen als das Kind, das Schallplatten dirigiert. Dass Verf. am Ende behaupten kann, »das Geschrei der Pamphletisten und das Unterzeichnen von [...] Manifesten« sei weniger »dauerhaft« als »die tägliche Arbeit der anonymen Intellektuellen – insbesondere als Erziehende« (796), wirkt als Ertrag der monumentalen Studie unfreiwillig komisch: Nicht nur mischt sich in diese Geschichte der Intellektuellen damit ein anti-intellektuelles Ressentiment, es ist auch nicht einsichtig, warum das Tun der einen aufs Verfassen von Manifesten zu reduzieren ist und warum dieses im Gegensatz zu alltäglicher Erziehungsarbeit stehen soll. So rächt sich, dass der zugrunde gelegte Intellektuellenbegriff an die Eigenart der intellektuellen Tätigkeiten selbst gebunden wird – symbolisiert in deren vornehmstem Arbeitsinstrument, der »Feder« –, statt an die Spezifik ihrer gesellschaftsbildenden Funktion. Eine Geschichte der Intellektuellen, das wäre von Gramsci zu lernen, sollte als Geschichte intellektuell-moralischer Reform, in der Perspektive auf die Verbindung von Intellektuellen und Volk geschrieben werden. Der Blick auf die »politischen Auseinandersetzungen zwischen Schriftstellern, Philosophen, Künstlern, Wissenschaftlern« (13), den Verf. bevorzugt, wäre darin nur ein Element, mitunter ein untergeordnetes, bedeutet doch »eine neue Kultur zu schaffen [...] nicht nur, individuell »originelle« Entdeckungen zu machen«, sondern vor allem eine »Masse von Menschen« dahin zu bringen, »die reale Gegenwart kohärent [...] zu denken« (Gramsci, *Gefängnishefte* 6, H. 11, § 12, 1377).

Man muss die Leistung des Autors vor seinem Fazit in Schutz nehmen. Was er zur Dreyfus-Affäre schreibt, die auf etwa hundert Seiten ausgebreitet wird, liest sich so spannend wie ein Krimi und ist zugleich ein modernes Lehrstück in Sachen kultureller Hegemonie. Die ursprünglich individuelle Betroffenheit einiger weniger Literaten, die ihrer Empörung über einen Justizirrtum Ausdruck geben, dessen Opfer ein subalterner jüdischer Offizier ist, gewinnt die Dimension einer sozialen Bewegung, an der sich die Geister scheiden. Wo die überkommenen Institutionen versagen – die Politik so gut wie die Justiz, die Armee und die Kirche –, kristallisiert sich eine Bewegung von unten, die im Namen

von ›Gerechtigkeit‹ und ›Wahrheit‹ auftritt und das Feld der Auslegung der obersten ideologischen Werte antagonistisch besetzt. Zola, der Vorkämpfer für Dreyfus Rehabilitation, wird zwar vom Justizapparat seinerseits verurteilt, zeigt sich aber überzeugt, dass »Frankreich mir dafür dankbar sein [wird], dass ich dazu beigetragen habe, seine Ehre zu retten« (44). So wird den Nationalisten und Militaristen die Bestimmung dessen, was ›Frankreich‹ jeweils ›ist‹, streitig gemacht. Die Geburt der ›Intellektuellen‹, als welche die ›dreyfusards‹ widerwillig wahrgenommen werden, hängt nicht an schriftstellerischen Qualitäten als solchen, sondern an deren Nutzung, die Zivilcourage einschließt. Erst in dieser Verbindung gewinnen sie die Fähigkeit zu einer Gruppenbildung, die einen Geist des Bruchs zu organisieren vermag, der über den ursprünglichen Kreis der Engagierten weit hinausgreift.

»Mehr noch als die Dreyfus-Affäre bewirkt [...] die Affäre Zola eine Umgruppierung der intellektuellen Kräfte in zwei sich befehdende Lager« (47); die Gründung einer »Liga für die Verteidigung der Menschenrechte« provoziert umgekehrt im gegnerischen Lager eine »Liga des französischen Vaterlandes«, die jedoch bald an den inneren Gegensätzen scheitert und durch Maurras *Action française* beerbt wird. Dass allerdings ausgerechnet Maurras eine »Strategie à la Gramsci«, einen »Gramscismus von rechts avant la lettre« verfolgt haben soll, weil es ihm darum ging, »die Öffentlichkeit zu erobern« (100), bleibt oberflächlich. Denn dieses »Oberhaupt« (91) des Nationalismus, das davon überzeugt war, man könne die »Notwendigkeit der Monarchie wie ein Theorem demonstrieren« (Maurras, 98), war der erste, der seine Grundformel »politique d'abord« selbst missachtet hat, wie Gramsci bemerkt (*Gefängnishefte* I, H. 1, § 48, 123). Für ihn ist Maurras das Gegenteil eines Politikers mit Sinn für hegemoniale Prozesse; die ideologische Geschlossenheit der Führungsgruppe um die *Action française* ist sektiererischen Charakters, und wenn Maurras in Paris und Daudet in Brüssel ohne Absprache dieselbe Phrase zum selben Ereignis produzieren, so deshalb, weil hier »zwei Phrasendreschmaschinen« am Werk sind, »die seit zwanzig Jahren [...] dieselben Phrasen im selben Moment« sagen (ebd.).

Wo immer sich Gelegenheit bietet, markiert Verf. seine Distanz zu engagierten Positionen. Eine »bestimmte zeitgenössische Soziologie« – deren Stichwortgeber ungenannt bleibt – schlage zwar ein nuanciertes Herangehen an die »Auseinandersetzungen innerhalb des ›literarischen Feldes‹« vor, schließe aber die »Zweckfreiheit von Handlungen, die Wirkungen des Zufalls« aus (68f). Man kann Bourdieu kaum mit spitzeren Fingern anfassen. Wichtiger ist, dass der »Zufall« keineswegs den Nullpunkt gesellschaftlicher Bedingtheit repräsentiert: Wenn die Erzeugung eines Ereignisses immer das Ergebnis eines widersprüchlichen Zusammenwirkens von Kräften ist – deren Resultate sich kaum berechnen lässt –, so käme es eben auf den Versuch an, die bestimmende Kraft zu sein oder zumindest, »dass wir, von unserem Standpunkt, daraus weniger ›Zufall‹ oder ›Natur‹ und mehr Wirkung unseres Tätigseins und Willens machen« (Gramsci, *Gefängnishefte* 5, H. 9, § 65, 1122). Zutreffender ließe sich der Sinn von intellektuellem Engagement kaum formulieren.

Peter Jehle (Berlin)

Prokop, Siegfried, Intellektuelle im Krisenjahr 1953. Enquete über die Lage der Intelligenz der DDR. Analyse und Dokumentation, Schkeuditzer Buchverlag, Schkeuditz 2003 (348 S., br., 18,50 €)

Verf. analysiert auf Basis einst geheimer Akten Lage und Wirken der Intelligenz 1952/53 und publiziert erstmals einen Teil dieses Bestands. Zur Vorgeschichte des 17. Juni 1953 ist Verf. Feststellung wesentlich, dass der von Walter Ulbricht auf der II. SED-Parteikonferenz im Juli 1952 proklamierte »Aufbau des Sozialismus« kein Geniestreich zur Verhinderung

eines Ausverkaufs der DDR an den Westen war, wie neuerdings u.a. Ex-Kulturminister Bentzien behauptet. Vielmehr wurde das Aufbau-Konzept, nachdem im März Stalins Plan für ein neutrales Gesamtdeutschland am westlichen Nein gescheitert war, von sowjetischen und SED-Vertretern erarbeitet und durch die KPdSU-Spitze gebilligt (16). Zusätzlich zu den harten Reparationen und zur beginnenden Remilitarisierung bürdete dies der DDR eine weitere große Last auf, die im Zeichen »verschärften Klassenkampfes« durch höhere Abgaben und Preise bei verminderter Sozialleistung tragbar gemacht werden sollte. Verf. geht nach Darstellung der 1953 von Moskau verordneten Kehrtwende »Neuer Kurs« auf die doppelgleisige Politik von Innenminister Berija ein und konstatiert: Einesteils sondierte das NKWD, ob der zweite deutsche Staat nicht doch noch gewinnbringend veräußert werden könne. Andernteils befahl dessen Chef am 17.6.1953 den Einsatz der Sowjetarmee gegen rebellierende ostdeutsche Arbeiter, um dem Westen die Illusion zu nehmen, »die sowjetische Herrschaft lasse sich durch einen Volksaufstand vertreiben« (81, 86).

Aus Verf. Bericht über die DDR-Intellektuellen geht die vorwärtsweisende Rolle des Kulturbundes (KB) und seines Präsidenten Johannes R. Becher hervor. Die KB-Präsidialratstagung am 15.7.1952 galt formell dem Zweck, Konsequenzen aus der II. Parteikonferenz zu ziehen. Becher und andere polemisierten dabei jedoch gegen Dilettantismus von SED-Kulturfunktionären, die »unziemliche Behandlung« der Ingenieure und Techniker und willkürliche Verhaftungen (22ff). Später, nach dem Slánský-Prozess und der Festnahme jüdischer »Mörderärzte« in Moskau sowie der Liquidierung der Volksbühnenorganisation in der DDR, brachte der KB-Präsident die Enquete über die Lage der Intelligenz auf den Weg. Sie belegt nicht nur Auswirkungen der Gesellschaftskrise auf diese Schicht (49), sondern auch Differenzen mit der Partei- und Staatsführung. Bei einer Zusammenkunft in Jena und der Zentralen Intelligenzkonferenz am 27.5.1953 in Berlin meldeten führende Wissenschaftler Widerspruch gegen die Verkürzung der Oberschuldauer von zwölf auf zehn Jahre und die Überlastung der Universitäten an. Der im Politbüro seines autoritären Kurses wegen bedrängte Ulbricht gab der Intelligenz damals Recht. Auch stellte er ihr nach dem 17.6. das Zeugnis aus, »in den Tagen der faschistischen Provokationen loyal gearbeitet« zu haben. Er versuchte, wie Verf. anmerkt, hierdurch einen Keil zwischen Intellektuelle und Arbeiter zu treiben (85f, 93). Doch ist die Loyalität der Ersteren m. E. keine Legende. Das Gros der Intelligenz kritisierte zwar teilweise den bisherigen Kurs der Regierung, stand aber hinter ihr.

Die Präsidialratstagung des KB am 3.7.1953 markierte einen Höhepunkt an Aktivität. Becher verlangte, der KB müsse zur überparteilichen Organisation der Intelligenz werden. Er solle vornehmlich auf Einhaltung der Gesetzlichkeit achten; Justizminister Fechners Hinweis auf das geltende Streikrecht sei richtig. Weitere Ratsmitglieder bekundeten Misstrauen gegenüber den Regierenden. Theodor Brugsch und Ernst Niekisch verurteilten die offizielle Verfälschung des 17.6. zur faschistischen Aktion. Der Präsidialrat berief sich in seiner Resolution außer auf die Intelligenzkonferenz vom 27.5. auch auf den 17.6. Er forderte Freiheit der Meinungen von Forschung, Lehre, Kunstschaffen und Schullehrtätigkeit, verwandte sich für wahrheitsgetreue Information und Berücksichtigung sozialer Belange (103ff). Gleichartig verlangte die Akademie der Künste. Brecht und Harich polemisierten erfolgreich gegen Zensurpraktiken der staatlichen Kunstkommission. Auf diese Vorstöße, die dem Politbüro der SED als konterrevolutionär erschienen, wurde mit bestellten Leserbriefen und einem Protestartikel des beamteten Kunstkritikers Besenbruch im ND geantwortet. Am 24.9. ging der KB-Präsidialrat auf Rückwärtkurs und stufte die Berufung auf den 17.6. zum Missverständnis herab. Gleichzeitig schätzte allerdings Ernst Bloch den weiter propagierten »Neuen Kurs« treffend so ein, dass sich damit nur der Alte

»ein paar Phrasen zugelegt, nichts erfüllt« habe (131f). Bei einem Gespräch des Ministerpräsidenten mit Intellektuellen am 19.10. kanzelte Otto Grotewohl emanzipatorische Forderungen als »faulen Liberalismus« ab und verteilte zugleich Zuckerbrot: Brechts Berliner Ensemble erhalte ein eigenes Haus, die Altersversorgung für Künstler werde kommen, Möglichkeiten zum Austausch Kunstschaffender mit dem Westen würden erhöht (133ff). Künstler wie Stefan Heym blieben kritisch. Auf die Frage, ob er über den 17.6. die Wahrheit schreiben dürfe, antwortete Grotewohl mit: »Bitte schön.« (140) Der betreffende, auch dem Westen gegenüber kritische Roman konnte erst nach Ende des SED-Regimes im Osten erscheinen. – Verf. bewertet die Forderungen der Intelligenz von 1953 als theoretisch gehaltvoller, gesellschaftlich bedeutsamer und emanzipatorischer als die der streikenden Arbeiter. Sein Urteil, dass sich beide Gruppen nur durch Zerbrechen des »Regimes der Funktionäre« (148f) hätten durchsetzen können, ist ebenfalls richtig. Und da sie getrennt marschierten, konnten sie getrennt geschlagen werden. Manfred Behrend (Berlin)

Gruppe Arbeiterstimme (Hg.), *Der spanische Bürgerkrieg. Gegen den Strom*, München 2002 (236 S., br., 12 €)

Im Zentrum der versammelten Texte steht weniger der Kampf des republikanischen Spanien gegen die faschistischen Truppen Francos als die Auseinandersetzungen und Spaltungen innerhalb des republikanischen bzw. linken Lagers, v.a. zwischen Revolutionsgegnern und Revolutionären. Diese politischen Differenzen setzten sich auch in der DDR (und Teilen der kommunistischen West-Linken) fort und mündeten in ein einseitiges Geschichtsbild des Antifaschismus. Parteikommunisten verdammt stalinistische Anhänger der Revolution, etwa die KPD-Opposition und die Internationale Vereinigte Kommunistische Opposition (IVKO), auf die vorliegendes Buch zurückgeht. Der Band ist Neuauflage einer Broschüre von 1987. Er bringt Artikel aus der Nürnberger »Arbeiterstimme«, die Spaniens Entwicklung in der Zeit vor dem Bürgerkrieg bis zu dessen bitterem Ende nachzeichnen, einen Rundbrief der IVKO vom 26.8.1936 sowie diverse Berichte aus Spanien. Der Zweitaufgabe wurden Artikel zur Auseinandersetzung um den Bürgerkrieg aus den 1990er Jahren hinzugefügt.

In parteioffiziellen Positionen von KP und SED galten Trotzlisten, linke Anarchisten und der KPDO nahestehende Kommunisten als Verräter, besonders unter Hinweis auf den angeblich durch sie inszenierten »Hinterlandputsch« in Barcelona im Mai 1937. Einer solchen Geschichtsfälschung arbeitet dieses Buch entgegen, ebenso wie Heleno Sanas *Die Libertäre Revolution – Die Anarchisten im spanischen Bürgerkrieg* von 2001. Beide Publikationen würdigen außer Kampfhandlungen die Ansätze zur sozialen Revolution, wozu die Aufteilung von Grundbesitz an Landarme, die Inbesitznahme von Betrieben durch Arbeiter, ein progressives Bildungs- und Gesundheitswesen, demokratische Regierungs- und Justizinstanzen zählten. Hierfür wirkten Linke verschiedener Richtungen, vor allem die der KPDO und IVKO nahestehende Arbeiterpartei der Marxistischen Einheit (POUM), die 1935 durch Fusion aus der KP verstoßener Gruppen um Andres Nin und Joaquin Maurin gegründet worden war. Die POUM propagierte eine straff organisierte Armee, in der gleichzeitig die Soldaten mitbestimmen sollten. Diesen an der Revolution orientierten Gruppen standen bürgerliche Republikaner, rechte Sozialisten und Anarchisten, die KP und ihr katalanischer Ableger PSUC gegenüber. Letztere betrachteten den Krieg als reinen Abwehrkampf gegen faschistische Invasoren. Sie wurden von der Sowjetunion ab Oktober 1936 unterstützt, seit Moskau die Nichtinterventionspolitik der Westmächte aufgekündigt hatte. Herausgearbeitet wird, wie Agenten und ihnen nahestehende parteikommunistische

Polizeiangehörige Provokationen gegen die Revolutionäre inszenierten und bei deren Unterdrückung Schmutzarbeit leisteten, etwa bei den Morden an Nín und ca. 50 anderen Genossen. Bis heute hält sich in manchen linken Kreisen die Position, der Kampf allein gegen Franco und dessen Schutzpatrone unter Verzicht auf Revolution wäre nötig gewesen, um den Krieg zu gewinnen. Doch ging der Krieg auch verloren, weil die Linke gespalten war und Revolutionäre unterdrückt wurden. Dies schwächte das antifaschistische Potenzial und machte die Spanische Republik weniger attraktiv. Stalin und die Seinen hatten außenpolitisch nichts davon. Statt wie erwartet durch antirevolutionäres »Wohlverhalten« England und Frankreich als Verbündete beim Eindämmen Hitlers zu gewinnen, gaben diese im Zuge der Appeasementpolitik Spanien, zur selben Zeit auch die Tschechoslowakei, preis. Gründe für Moskau, selbst bei hierdurch mitverursachtem eigenem Misserfolg revolutionäre Entwicklungen andernorts zu stoppen, gehen aus einer Äußerung Níns gegenüber August Thalheimer hervor, »dass der Sieg in Spanien, auch über eine Auswirkung auf Frankreich und andere Länder, das innere Regime in der SU ändern könne« (99), ebenso aus dem Rundbrief der IVKO, worin es heißt: »Wächst der Bürgerkrieg in Spanien hinüber zur proletarischen sozialistischen Revolution, so würde das [...] gleichzeitig bedeuten, die tatsächliche Aufhebung der Voraussetzungen für das Monopol der KPdSU in der Führung der Kommunistischen Internationale.« (60) Hierdurch erklärt sich auch die Brutalität stalinistischen Eingreifens gegen oppositionelle Linke in Spanien und der Versuch, 1938 beim Prozess gegen die POUM-Führung in Barcelona Terrorjustizmethoden durchzusetzen. Zu Beginn der Kämpfe ein Jahr zuvor hatte die POUM ihre anarchistischen Gesprächspartner auf die Alternative hingewiesen: »Entweder stellen wir uns an die Spitze der (Abwehr-) Bewegung, um den inneren Feind zu vernichten, oder die Bewegung scheitert und wir sind vernichtet.« (80) Das war, wie sich zeigen sollte, zutreffend. Fragwürdig erscheint hingegen die Anmerkung Bolzes zum Ausharren der POUM-Soldaten an der Front, während ihre Partei im Hinterland massakriert wurde, es gebe »kein besseres Zeugnis für die großartige revolutionäre und antifaschistische Ergebnisheit« dieser Truppen (161). – In der Neuauflage des Buches enthaltene Artikel der 90er Jahre, etwa über die Barrikadenkämpfe, über den Film *Land and Freedom* von Ken Loach sowie über den Franco in die Hände gefallenen Maurín, tragen zu erweiterter Geschichtskennntnis bei. Eine Analyse Mauríns über den spanischen Anarcho-Syndikalismus belegt Ursachen für den Verfall dieser linken Strömung. Generell leistet der Band einen Beitrag zur Diskussion über eine der Ursachen, die zur weltweiten Niederlage der Arbeiterbewegung und der Ansätze zum Sozialismus geführt haben.

Manfred Behrend (Berlin)

Sprotte, Maik Hendrik, *Konfliktaustragung in autoritären Herrschaftssystemen. Eine historische Fallstudie zur frühsozialistischen Bewegung im Japan der Meiji-Zeit*, Tectum, Marburg 2001 (408 S., br., 25,90 €)

Die Zeit der sog. Meiji-Restauration (1868-1912) umfasst die Regierungszeit des bei seiner Inthronisierung erst 14-jährigen Kaisers Mutsuhito (Meiji). Sie beendete die 200-jährige Shogunat-Herrschaft der Kriegerkaste der Samurai, die Japan in strikter Isolation abseits des frühen Handelskapitalismus gehalten hatte. Der von oben befohlene Okzidentalismus der Meiji-Zeit brachte das Land durch eine Industrialisierung im Zeitraffer schon ca. 1899 auf den Stand europäischer Großmächte, was spätestens mit dem Sieg über Russland 1905 belegt wurde. Gerade der Vergleich mit Deutschland macht Japan interessant: Beide Länder sind Nachzügler als Industrie- und Kolonialmächte, die ihre innere Zerrissenheit durch strammen Nationalismus, Militarismus und Rassismus

kompensierten, bis hin zum japanischen »Nationalen Eugenikgesetz« nach deutschem Vorbild (1940). Beide Nationen wurden von Militär, Industrie und reaktionärer Politik in imperiale Kriege und Kriegsverbrechen getrieben. Eine Untersuchung des frühen Sozialismus in Japan muss in erster Linie der Frage nach den Gründen für das politische und organisatorische Scheitern der Linken nachgehen. Im Gegensatz zum deutschen wurde der japanische Sozialismus niemals zu einer wirklichen, politisch einflussreichen Massenbewegung (22f). Parteigründungen sozialistischer bzw. anarchistischer Prägung wie die Nihon Shakai To (Japanische Sozialistische Partei) brachten es selbst im Jahre 1907, in der kurzen, etwas liberaleren Regierungszeit des Fürsten Saionji, nur auf wenige Dutzend bis Hundert Mitglieder, bevor sie vom Staat aufgelöst wurden (226). Dennoch gab es international angesehene Vertreter wie Katayama, der ein Protagonist der gemäßigeren Richtung wurde. Anders als arabischen, indischen und chinesischen Sozialisten gelang es der japanischen Linken nicht, ihre Ideen mit der traditionellen Kultur zu verbinden. Sie blieben westlichen Vorbildern verpflichtet und konnten so auch an oppositionelle Regungen gegen den kaiserlichen Okzidentalismus kaum anknüpfen. Die Integration des asketisch-kriegerischen Moralkodex der Samurai, des bushido, durch einige Sozialisten stand zudem in Widerspruch zu pazifistischen Tendenzen gegenüber dem russisch-japanischen Krieg, die zeitweise Chancen einer Massenbasis eröffneten.

Verf. konzentriert sich bei seiner Analyse auf die Wechselwirkung der repressiven Politik des Meiji-Regimes mit der Radikalisierung sozialistischer bzw. anarchistischer Gruppen. Er zieht dafür neuere japanische Literatur und auch bisher vernachlässigtes Material aus deutschen wie japanischen Universitäts- und Staatsarchiven heran. Der im Titel genannte Begriff des »autoritären Herrschaftssystems« bezieht sich auf ständische, militärische, ökonomische oder auch »stammesmäßige« Machtdurchsetzung unter Ausschaltung »aller anderen Kräfte im Staate«, was Verf. zur Fragestellung seiner Studie führt: »Analyse der Motivation, Funktionsweise, Instrumentalisierung und Wirkung politischer Maßnahmen zur Ausschaltung eines politischen Gegners« (13). Konkret geht es dabei besonders um den staatlichen Terror, der in der sog. »Hochverratsaffäre« (1910/11) und der Hinrichtung des bekannten Sozialisten Kotoku kulminierte (eine Analogie zum Fall Luxemburg/Liebknecht sei angedeutet). Die Polizei hatte 1910 die führenden Köpfe der Linken verhaftet, unter der fadenscheinigen Begründung, sie wären in Planungen für ein Attentat auf den Kaiser verstrickt. Der Schauprozess und der schnelle Justizmord an zwölf angeklagten Sozialisten wird in seiner historischen Bedeutung für Staat und Sozialismus diskutiert. Durch das hohe Ansehen des Kaisers beim Volk bewirkte der »Hochverratsprozess« eine dauerhafte Isolation der Sozialisten und ihrer Ideen. Der Kampf des Staates gegen die Frühsozialisten wird bei höflicher Zurückhaltung mit einer Bewertung des Meiji-Regimes vor allem im Hinblick auf Ideen und Taten einzelner Akteure dargestellt. Durch die Personalisierung kommt der Bezug des politischen Geschehens auf ökonomische und sozialhistorische Entwicklungen zuweilen etwas zu kurz. Dennoch bietet das Buch einen instruktiven Blick in die sonst allzu eurozentrisch behandelte Geschichte des Sozialismus.

Thomas Barth u. Isumi Kamiyo (Hamburg)

Herbert, Ulrich, u. Lutz Raphael (Hg.), *Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980*, Wallstein, Göttingen 2002 (587 S., Ln., 40 €)

Die DDR ist Geschichte. Die Bundesrepublik muss dagegen noch historisiert werden. An letzteres hat sich die zuständige Geschichtswissenschaft erst seit wenigen Jahren wirklich gewagt. Immerhin ist mittlerweile die Diskussion über die *Dynamischen Zeiten*

(Schildt) der 1960er Jahre in vollem Gange. In der Rezeption dieses Jahrzehnts überwiegt die Erzählung von der »Erfolgsgeschichte« Bundesrepublik, der Wandlung von einer post-nationalsozialistischen zu einer »liberalen« und »westlichen« Gesellschaft. Der vorliegende Sammelband nimmt diesen Faden auf und spinnt ihn bis in die 70er Jahre weiter. Herbert gibt in einem einleitenden Beitrag die Richtung vor: »Die Herausarbeitung der Belastungen durch die NS-Zeit trägt [...] nicht zur Delegitimierung der Geschichte der Bundesrepublik bei, sondern ermöglicht erst einen Blick auf den stattgehabten Wandel« (19).

Fast alle Beiträge folgen dieser Diktion. Im ersten Abschnitt, der mit »Abwehr und Legitimation« überschrieben ist, stellen Jörg Später und Jan Friedmann dar, wie über die Abwehr einer moralisch verstandenen »Kollektivschuld« der Deutschen das Verhältnis von Opfern und Tätern des NS auf den Kopf gestellt wurde. Durch eine Umdefinition der juristisch bestimmten Debatte der Westalliierten wurde ein »Furor des Zurückweisens« der Verantwortung für NS-Verbrechen organisiert (90). Seine Wirkung zeigte sich auch in der Rezeption von Texten über die Vernichtung der europäischen Juden, die von Nicolas Berg beschrieben wird. Hilbergs *The Destruction of the European Jews* wurde hierzulande in den 60er Jahren weder wahrgenommen noch übersetzt (110), konnte dagegen in den 80er Jahren zum »Klassiker« (und Bestseller) avancieren (132). Schließlich analysiert Jan Eckel, wie sich die Deutung des Widerstands gegen den NS bis in die 70er Jahre in Richtung einer zunehmenden Kritik der autoritären Elemente der national-konservativen Opposition wandelte. Im zweiten Abschnitt (»Kontinuität und Integration«) geht es um Lebenswege der gesellschaftlichen Eliten zwischen NS und Bundesrepublik. Patrick Wagner schildert zunächst die zentrale Rolle, die (ehemalige) NS-Kriminalisten beim ideologischen wie personellen Aufbau von Institutionen wie dem BKA gespielt haben. Bernhard Brunner hat die Lebenswege der deutschen SIPO-Chefs analysiert, die im besetzten Frankreich u.a. für die Deportationen der jüdischen Bevölkerung verantwortlich waren. Er kommt zu dem Befund, dass die Kommandeure, von der Adenauer-Regierung aktiv vor Strafverfolgung geschützt, »auf das Ganze gesehen auch in der Bundesrepublik höchst erfolgreich waren« (240). Im dritten Abschnitt des Bandes widmet sich Moritz Scheibe dem Diskurs der »Demokratisierung«; Christina von Hodenberg schildert die Umorientierung eines Teiles der bundesdeutschen Medien von ihrer Unterstützung des »antikommunistischen Integrationskurses« der Adenauer-Regierung (295), der mit »Kamingesprächen« und autoritärer »Lenkung« abgesichert wurde, zum investigativen und politisch interessierten Journalismus. Gegenstand des vierten Abschnitts schließlich ist der Wandel der Normen und der Einstellung gegenüber Normverstößen. »Unehelichen Kindern« wurden langsam gleiche Rechte zugestanden, bei der Interpretation von Jugendkriminalität berücksichtigte man zusehends »soziale Kriminalitätsursachen«, die Heimerziehung verschwand, Homosexualität – noch bis in die 60er Jahre als »Sittenverstoß« und »Krankheit« definiert – wurde zumindest für Erwachsene entkriminalisiert, die »Schulzucht«, d.h. körperliche Gewalt und Internierung unabhängig von bürgerlichen Rechten, geriet in den Mittelpunkt der Kritik einer neuen Pädagogik und der Kampagnen der Schülerbewegung.

Bis auf den letzten, in dem Cornelia Brink sehr instruktiv die Modifikationen der Zwangseinweisung in die Psychiatrie schildert, folgen alle Beiträge Herberts grundlegender These. So erscheinen vor dem Hintergrund der tristen 50er Jahre die ersten Jahre der 70er, auf die die meisten Schilderungen zugespitzt sind, umso leuchtender. Gleichzeitig wird vor diesem Skript die unmittelbare Nachkriegsgeschichte neu erzählt. So meint Wagner, dass die »Traditionslügen« der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft »zu jenen Faktoren (gehören), die eine Verwestlichung und Liberalisierung der bundesdeutschen

Gesellschaft erst [!] ermöglichen« (213). Und Nicolas Berg kommt gar zu dem Schluss, die Geschichtsrevision sei »das Medium des Nachdenkens« über den NS gewesen (138). Die Geschichte der Bundesrepublik wird auf diese Weise zur Geschichte eines universellen Lernprozesses, der Täter und Opfer, Sieger und Besiegte (wieder)vereinigt. Herbert illustriert dies mit einem »Modell aus der Migrationsforschung«. Auch die Migranten, heißt es hier, seien in Einwanderungsgesellschaften von ihren »überholten« und »hemmenden« Traditionsbezügen langsam abzubringen gewesen (40). Dieses »Modell« möchte Herbert auf die Geschichte der Bundesrepublik übertragen, wobei er in einer merkwürdig technokratischen Sprache behauptet, dass »die Menschen« dreier Generationen bedürften, »um in einem steten und zu Teilen katastrophischen trial-and-error-Verfahren die adäquaten Anpassungs- und Steuerungsstrategien« gegenüber der Moderne zu entwickeln (49).

Wo das Ende der Geschichte derart eindeutig ist, bleibt die Gegenwart nicht unangetastet. Die Aktualität der 50er Jahre, die sich in Projekten wie der »geschlossenen Unterbringung« von Jugendlichen ebenso zeigt wie in der ungebrochenen Medienmacht der *BILD*-Zeitung, bleibt ausgespart. Soziale Konflikte, Rassismus, der Ausbau der Sicherheitsapparate usw. werden dethematisiert. Revolten, die gegen Schulzucht und Heimerziehung, Fabrik und Gefängnis stattfanden, kommen nur als Teil des »Lernprozesses« vor. In der Kritik dieser Erfolgsstory sollte zwar nicht bestritten werden, dass der Versuch, traditionellen Formen der Disziplinierung Einhalt zu gebieten, seit Ende der 60er Jahre in vielen Bereichen durchaus erfolgreich war. Es wäre aber eine Illusion zu glauben, dass solche Erfolge eindeutig, nicht-ambivalent und dauerhaft sein könnten. Denn mit der Revolte fielen ironischerweise auch Schranken für eine Bewirtschaftung des Subjektes auf neuer, flexibler Grundlage. Selbst wo sie durchgesetzt wurde, bedeutet »Liberalisierung« nicht einfach nur »Freiheit«.

Peter Birke (Hamburg)



Die *Stiftung Fraueninitiative* in Köln fördert Frauen und Frauengruppen die an der theoretischen Weiterentwicklung einer bedürfnisorientierten Ökonomie aus feministischer Sicht oder konkreter Praxiserfahrungen von Frauen mit Ökonomie arbeiten. Ausgangspunkt von Überlegungen kann eine Defizitanalyse der heute vorherrschenden Ökonomie sein, der Gegenstand aber sollte anknüpfen an alternativen theoretischen Ansätzen, die weiter zu denken wären. Stichworte wären: Bedürfnisorientierte Produktion; Organisation der gesellschaftlich notwendigen bezahlten und unbezahlten Arbeit; Stadtteilplanung für unbezahlte Arbeit; Verteilungsfragen; Entscheidungskriterien; Wirtschaftsordnung; Existenzsicherung; Machtstrukturen; benötigte Qualifikationen; die Gestaltung von freien Kooperationen; Möglichkeiten und Grenzen lokaler Ökonomie.

Gefördert werden Arbeiten für ein Jahr mit monatl. 850 EUR bis max. 1.000 EUR. Das Arbeitsergebnis soll in deutscher Sprache verfasst sein. Bewerbungen: Vorstellung des gewünschten Themas, der Fragestellung, des Ziels und der Vorgehensweise (ca. 5 Seiten); tabellarischer Lebenslauf; Skizzierung feministisch-politischer Aktivitäten und der derzeitigen Arbeitssituation. Arbeitsbeginn: 2004/05.

Anschrift: Stiftung Fraueninitiative, PF 190308, 50500 Köln.

Verfasser/innen

V: Veröffentlichungen A: Arbeitsgebiete M: Mitgliedschaften

Amacker, Michèle, 1980; Studentin der Sozialarbeit, Sozialpolitik und Philosophie an der Univ. Fribourg (CH). M: Frauenrat für Außenpolitik

Aydin, Yasar, 1971; Doktorand und Lehrbeauftragter an der Hamburger Univ. für Wirtschaft und Politik, Dipl.-Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler, Dipl.-Soziologe. A: Fremden-thematik in der gegenwärtigen Soziologie

Barrow, Clyde W.; Ph.D., Prof. am Center for Policy Analysis der Univ. of Massachusetts. V: *Globalisation, Trade Liberalisation and higher Education in North America: The Emergence of a New Market under NAFTA?* (Mitverf., 2004); *More than Historian: The Political and Economic Thought of Charles A. Beard* (2000); *Economic Impacts of the Textile and Apparel Industries in Massachusetts* (2000). A: Marxistische Staatstheorie, Politische Ökonomie, Politische Theorie. M: Academic Labor, American Political Science Association, Policy Studies Organization, Western Political Science Association

Barth, Thomas, 1962; freier und Online-Journalist, Dipl.-Psychologe, Dipl.-Kriminologe, Lehrbeauftragter für Ethik in den Studiengängen InterMedia und Mediengestaltung der priv. FH Vorarlberg GmbH (Österreich), sozialwiss. Tätigkeit in Internetprojekten zur Integration von Benachteiligten (Senior Online) und Netzdemokratie (EDEN: European Network for Electronic Democracy). V: *Soziale Kontrolle in der Informationsgesellschaft* (1997). A: Psychologie des Computers, Hacker-Subkultur, Medienkultur des Internet

Behrend, Manfred, 1930; Dr. phil., Historiker. V: *Der schwere Weg der Erneuerung: Von der SED zur PDS* (Mithg., 1991); *Franz-Josef Strauß. Eine politische Biographie* (1995); *Leo Trotzki (1879-1940). Verdienste und Fehler eines großen Revolutionärs* (1999). M: Gesellschaftswissenschaftliches Forum, Förderverein für Forschungen zur Geschichte

Birke, Peter, 1965; M.A., Geschichtswissenschaftler, Doktorand. V: *Demokratie als Idee und Wirklichkeit. Erstes Doktorandenseminar der Rosa-Luxemburg-Stiftung* (Mitverf., 2002). A: Geschichte ›wilder Streiks‹ seit 1967, Gewerkschaftsbewegung und Sozialpolitik. M: Gruppe Blauer Montag (Hamburg)

Bollinger, Stefan, 1954; Dr. phil. habil., Politikwissenschaftler, Dozent in der Erwachsenenbildung, Lehrbeauftragter an der Freien Univ. Berlin. V: *1989 – eine abgebrochene Revolution* (Mithg., 1999); *Die DDR war anders. Eine kritische Würdigung ihrer sozialkulturellen Einrichtungen* (Mithg., 2002); *Deutsche Einheit und Elitenwechsel in Ostdeutschland* (Mithg., 2002). A: Geschichte der DDR, Soziale Bewegungen, Konflikttheorie. M: Helle Panke e.V., Gesellschaftswissenschaftliches Forum, GEW, BdWi, Historische Kommission beim Parteivorstand der PDS

Bönold, Fritjof, 1966; Dr., Lehrbeauftragter am Institut für Pädagogik an der Univ. Erlangen-Nürnberg und Dozent am Bildungszentrum Nürnberg. V: *Subjekt-Geschlecht-Erziehung. Zur Kritik und pädagogischen Bedeutung von Geschlechtlichkeit in der Moderne* (2003). A: Geschlechterforschung, Gender Mainstreaming, Bildungstheorie

Brodesser, Ralf, 1969; Doktorand an der Hamburger Univ. für Wirtschaft und Politik. A: Materialistische Psychologie, Regulationstheorie, Gewerkschaften. M: InkrIT HH, Teamenden-arbeitskreis ver.di Jugend (Hessen)

Brütt, Christian, 1970; Dipl.-Politologe, wiss. Mitarbeiter am Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt Univ. Berlin. A: Sozialstaatstheorie, Arbeitsmarktpolitik

Claffen, Claus P., 1977; Dozent, cand.-phil. im Diplomstudiengang Pädagogik der Univ. Augsburg. V: *Die Chemiker. Dramatische Komödie* (1998). A: Schlüsselqualifikationen, Ausbildung/Bildung

Cohen, Robert, 1941; Ph.D., apl. Prof. für Germanistik an der New York Univ. V: *Peter Weiss in seiner Zeit* (1992); »Expressionismus-Debatte« (*HKWM3*, 1997); »Nach der Katastrophe. Aus dem New Yorker Tagebuch« (*Argument* 244, 2002). A: Weimarer Moderne, Literatur und Holocaust, marxistische Literaturtheorie. M: The International Brecht Society, Anna Seghers-Gesellschaft

Ebbrecht, Tobias, 1975; M.A., Filmwissenschaftler. V: *The final Insult. Das Diktat gegen die Überlebenden* (Mithg., 2003). A: Film, Nationalsozialismus, Erinnerungspolitik

Filla, Wilhelm, 1947; Dr., Dozent für Weiterbildung an der Univ. Klagenfurt, Generalsekr. des Verb. Österreichischer Volkshochschulen, Vorsitzender der Österreichischen Gesellschaft für Politische Bildung. V: *Wissenschaft für alle – ein Widerspruch?* (2001)

Hack, Lothar, 1940; Dr. phil., Sozialwissenschaftler, Ltg. GiFO-Projekt. V: *Die Wirklichkeit, die Wissen schafft* (Mitverf., 1985); *Technologietransfer und Wissenstransformation. Zur Globalisierung der Forschungsorganisation von Siemens* (1998). A: Gesellschaftstheorie, gesamtgesellschaftliche Analysen, industrielle FE-Organisation

Heinrich, Michael, 1957; Dr. rer. pol., z.Zt. Vertretungsprofessur für Allgemeine Volkswirtschaftslehre an der FHTW Berlin. V: *Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition*, 2. erw. Aufl. (1999). A: Kritik der politischen Ökonomie, Geschichte ökonomischer Theorie. M: Redaktion Prokla

Hörath, Julia, 1975; Studentin der Politikwissenschaft an der Freien Univ. Berlin. A: Politische (insbes. feministische) Theorie, Politische Ökonomie, NS-Geschichte, M: Stipendiatin der Heinrich-Böll-Stiftung

Jameson, Fredric, 1934; Prof. für Vergleichende Literaturwissenschaft, Prof. für Romanistik, Vorsitzender des Literature Program und des Center for Cultural Theory an der Duke Univ. A: Moderne, Literatur und Film aus der Dritten Welt, der moderne französische Roman und Film, Jean-Paul Sartre, Marx & Freud, Frankfurter Schule. V: *A Singular Modernity* (2002); *The Cultural Turn: Selected Writings on the Postmodern 1983-1998* (1998); *Brecht and Method* (1998)

Jehle, Peter, 1954; Dr. phil., Lehrer. V: *Werner Krauss und die Romanistik im NS-Staat* (1996); *Gramsci, Gefängnishefte Bd. 9* (Mithg., 1999)

Kamiyo, Izumi, 1961; M.A. in Philosophie und Geschichte

Klenner, Hermann, 1926; Dr. jur., Prof. em. V: *Deutsche Rechtsphilosophie im 19. Jahrhundert* (1991); *Das wohlverstandene Interesse. Rechts- und Staatsphilosophie in der englischen Aufklärung* (1998); *Die Geschichtlichkeit des Rechts* (2003). A: Rechtswissenschaft

Kniest, Christoph, 1963; M.A., Doktorand und Lehrbeauftragter an der Freien Univ. Berlin. V: *Eingreifendes Denken. W.F. Haug zum 65. Geburtstag* (Mithg., 2001); *Sokrates zur Einführung* (2003). A: Griechische Antike, Politische Philosophie

Lindner, Kolja, 1980; Student der Politikwissenschaft an der Freien Univ. Berlin. A: Politische Theorie

Markantonatou, Maria, 1974; Soziologin, Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Strafrecht. A: Kriminologie, soziale Kontrolle, Staatstheorie

Mohr, Katrin, 1973; Dipl.-Soziologin, Doktorandin am Graduiertenkolleg »Die Zukunft des Europäischen Sozialmodells« der Univ. Göttingen. A: Wohlfahrtsstaatsforschung, Soziologie sozialer Ungleichheiten

Morgenroth, Claas, 1974; M.A., wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl Germanistik an der Univ. Düsseldorf. A: Literatur der Gegenwart, Literaturtheorie

Müller, Stefan, 1966; Dipl.-Politologe, wiss. Mitarbeiter am Otto-Suhr-Institut der Freien Univ. Berlin. A: Gewerkschaftliche Bildungsarbeit, industrielle Beziehungen, Widerstand im Nationalsozialismus. M: IG Metall

Nagy, Andrea, 1972; Studentin der Erziehungswissenschaften an der Univ. Innsbruck. A: Erziehung/Generation/Lebenslauf

Oittinen, Vesa, 1951; PD, Dozent am Institut für Philosophie der Univ. Helsinki, Mitarbeiter der finnischen Akademie

Paffrath, F. Hartmut, 1940; Dr., apl. Prof., Univ. Augsburg. V: *Kritische Theorie und Pädagogik der Gegenwart. Aspekte und Perspektiven der Auseinandersetzung* (Hg., 1987); *Die Wendung aufs Subjekt. Pädagogische Perspektiven im Werk Theodor W. Adornos* (1992); *Perspektiven zur Weiterentwicklung der Erlebnispädagogik. Schwerpunkte: Ethik und Evaluierung* (Mithg., 2002). A: Pädagogik des 20. Jahrhunderts, Kritische Theorie/Erziehungswissenschaft, Erlebnispädagogik, Umweltbildung. M: Deutsche Gesellschaft für Erziehungswissenschaft

Reitz, Tilman, 1974; Dr., wiss. Mitarbeiter am philosophischen Institut der Univ. Jena. V: *Bürgerlichkeit als Haltung. Zur Politik des privaten Weltverhältnisses* (2003); »Friedhof der Kuscheltiere. Die Neutralisierung Adornos« (*Argument* 254, 2003)

Reuter, Julia, 1975; Dr. phil, wiss. Mitarbeiterin am Institut für Philosophie der RWTH Aachen. V: *Ordnungen des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Fremden* (2002). A: Körpersoziologie, Kultursoziologie

Reutlinger, Alexander, 1980; Student der Philosophie und Volkswirtschaftslehre an der Freien Univ. Berlin. A: Kritische Theorie der Gesellschaft. M: Wissenschaftlicher Beirat des Bündnisses gegen Antisemitismus und Antizionismus

Scharenberg, Albert, 1965; Dr. phil., Dozent für Politik am Otto-Suhr-Institut und am John F. Kennedy-Institut der Freien Univ. Berlin. V: *Schwarzer Nationalismus in den USA. Das Malcolm X-Revival* (1998); *Berlin: Global City oder Konkursmasse?* (Hg., 2000); *Das Ende der Politik? Globalisierung und der Strukturwandel des Politischen* (Mithg., 2003). A: Globalisierung, Nationalismus, Migration, Urban Studies

Schmidt, Carsten, 1960; Angestellter

Schultz, Rainer, 1977; Student der Geschichtswissenschaft, Philosophie und Politikwissenschaft an der Humboldt Univ. Berlin. A: Bildungspolitik, Lateinamerika, soziale Bewegungen. M: AK kritische Geschichte, AK Lateinamerika bei der PDS, FG BRD-Kuba, IG Medien

Simon, Roger I., 1942; Prof. of Education and Cultural Studies am Ontario Institute for Studies in Education der Univ. Toronto. V: *Between Hope and Despair: Pedagogy and the Remembrance of Historical Trauma* (Mithg., 2000)

Solty, Ingar, 1979; Student der Politikwissenschaft. A: Materialistische Staatstheorie, Imperialismustheorie, Kritische Theorie. M: IG Metall

Sützl, Wolfgang, 1961; Dr., M.A., Mitarbeiter der Netzkulturinstitution Public Netbase (Wien), Lehrbeauftragter in Philosophie und Politikwissenschaft an den Univ. Wien und Innsbruck, in Mexiko und in Spanien, wissenschaftlicher Übersetzer. V: *Die Politik der Infosphäre* (2003). A: Politische Theorie der Neuen Medien, Informationsethik, Ethik und internationale Beziehungen. M: International Center for Information Ethics (ICIE)

Weber, Klaus, 1960; Dr. phil. habil., Prof. für Psychologie an der FH München. V: *Rechte Männer. Eine sozialpsychologische Studie zu Rassismus, Neofaschismus und Gewerkschaften* (2001); *Blinde Flecken. Psychologische Blicke auf Faschismus und Rassismus* (2003, AS 296). A: Psychologie und Faschismus, Subjekttheorien. M: GEW, BdWi, InkriT

Zurawski, Nils, 1968; Dr., Soziologe und Ethnologe, wiss. Mitarbeiter im DFG-Projekt »Stadt, Raum, Überwachung« am Institut für kriminologische Sozialforschung der Univ. Hamburg. V: *Virtuelle Ethnizität. Studien zu Identität, Kultur und Internet* (2000). A: Gewalt, Ethnizität/Identität, politische Anthropologie, Internetforschung, Überwachung, Urbanität, Nordirland, qualitative Sozialforschung. M: BdWi, DGS, Association of Internet Researchers (a.o.i.r.)

Ästhetik & Kommunikation

122 / 123

Geschichtsgefühl

W.Schivelbusch: »mit plötzlicher allmählichkeit gestört durch die fliegerangriffe«

P.Nolte: Jürgen Habermas und das bundesrepublikanische Geschichtsgefühl

St.Schlak: Hans-Ulrich Wehler und das verlorene Charisma

Ä&K-Gespräch mit E.Nolte: »Dem Ideologehistoriker wird es an Arbeit nicht fehlen«

M.Heidegger: Brief an Ernst Nolte (1965)

H.Sack: Gebt Hitler nie Eure Handynummer. Eine Rückschau auf die Ausstellung »Holocaust«

G.O.Kirner: »Krise ohne Alternative«. Das Geschichtsgefühl der Res moderna amissa

Ä&K-Gespräch mit O.Marquard: »Ich bin ein Weigerungsverweigerer«

K.K.Patel: Nach dem Ende der Geschichte. Robert Kagan und das amerikanische Geschichtsgefühl

H.D.Kittsteiner: Carl Schmitt in der heroischen Moderne

A.Cammaon: 1989 – die ignorierte Revolution

W.Engler: Dämonendämmerung und Aasgeruch. DDR-Vergangenheit zwischen literarischer Archäologie und medialem Schlußverkauf

34. Jg. 2004

Hg.: Ästhetik & Kommunikation e.V./Potsdam Kolleg f. Kultur u. Wirtschaft Berlin. – Redaktion: R.Althammer, H.Berking, I.Bindsel, H.Boehnecke, C.Dornagen, T.Fichter, E.Haebler, D.Häuser, D.Hoffmann-Axthelm, E.Knödel-Bunte, V.Hammann, K.Hickethor, G.Kayser, H.Schwengel, W.Siebel, D.Spreen (geschäftsf.), G.Treusch-Dieter. – Ersch. 4-mal jährl., Einzelheft 11 €, Jahresabo 39 € incl. Versand. – Redaktion und Verlag: Ästhetik & Kommunikation e.V., Wallstr. 60, 10179 Berlin

MARXISTISCHE BLATTER

1 / 2004

C.Schuhler: Münchner Konferenz für Sicherheitspolitik – ein Fall für die Friedensbewegung?

J.Guilliard: Irak: Wirtschaftlicher Ausverkauf und neokoloniale Diktatur

W.Gerns: Schewardnadse gestürzt – wie weiter in Georgien?

G.Pohl: Die schleichende Revision der Panamakanalverträge

Die erweiterte EU – Ziele, Probleme, Perspektiven

A.Wehr: Kommt jetzt die große Krise der EU?

G.Polikeit: EU-Verfassung und Weltmachtehrgeiz

A.Latzo: Die Osterweiterung der EU im internationalen Kräfteringen

W.Gerns: Russland und die EU-Osterweiterung. Statt »Partnerschaft« eine Mauer durch Europa

K.-H.Gräfe: Die Osterweiterung der Europäischen Union und die sog. Beneš-Dekrete

Positionen

W.Richter: Zum Zusammenhang von Rechtsentwicklung und Neofaschismus

G.Feldbauer: Italiens Bruch mit der faschistischen Achse

W.Seppmann: Die Aktualität der Entfremdungstheorie

H.Münchow: »Trotz allem«. Ein Beitrag zur Geschichtsdebatte

42. Jg. 2004

Herausgeber: G.Binus, H.Gabrecht, Th.Hagenhofer, N.Hager, H.H.Holz, H.-J.Knoben, R.Landefeld, F.Schmid, W.Seppmann, H.Stehr, P.Strutynski, W.Teuber sowie die gesamte Red. – Jährlich 6 Hefte, Einzelz. 7,50 €, Jahresabo 42,50 € (erm. 27,50 €). – Verlag: Neue Impulse Verlag GmbH, Hoffnungstr. 18, 45127 Essen, NeueImpulse@aol.com – Redaktion: G.Deumlich, L.Geisler, W.Gerns, M.Idler, H.Kopp (v.i.S.d.P.), H.Lederer, D.Lohaus, U.Mölnberg, R.Steigerwald, K.Wagener. – Anschrift: s. Verlag, Tel. 0201/236757. – www.MarxBlaetter.placerouge.org

PROKLA Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft

133

Imperialistische Globalisierung

R.Köbler: Imperialismus und Globalisierung. Anmerkungen zu zwei Theoriekonzepten

I.Schmitt: Transatlantische Beziehungen: das Ende einer wunderbaren Freundschaft?

I.Wallerstein: Auftakt zur globalen Anarchie

W.-D.Narr: Introvertierte Imperialismen und ein angstgeplagter Hegemon. Für eine utopische Transzendenz der Globalisierungskritik

H.Dieter: Die Demontage der multilateralen Wirtschaftsordnung durch die Dritte Welle des Regionalismus

Ch.Görg u. M.Wissen: National dominierte globale Herrschaft. Zum Verhältnis von Uni- und Multilateralismus in der »Neuen Weltordnung«

Ch.Brütt: Von Hartz zur Agenda 2010. Die Realpolitik im »aktivierenden Sozialstaat«

134

Die kommende Deflationkrise?

H.Herr: Deregulierung, Globalisierung und Deflation

E.Altvater: Inflationäre Deflation oder die Dominanz der globalen Finanzmärkte

E.Hein, Th.Schulden u. A.Truger: Lohnentwicklung und Deflationsgefahren in Deutschland und Europa

C.Kaiser: Deflation und Arbeitsmarkt in Japan

M.Heine: Wie Deflationen entstehen und was (nicht nur) die SPD von Brüning gelernt hat

P.Salama: Eine neue Art von Finanzkrisen in Lateinamerika

L.Wacquant: Was ist ein Ghetto?

34. Jg. 2004

Herausgeber: Vereinigung zur Kritik der politischen Ökonomie e.V. – Redaktion: E.Altvater, M.Heinrich, H.Herr, B.Mahnkopf, K.Müller, S.Nuss, P.Schaper-Rinkel, D.Schmidt. – Erscheint vierteljährlich. Einzelheft 10,20 €, Jahresabo 8,20 € zzgl. Porto. – Redaktionsanschrift: Postfach 100529, 10565 Berlin. – Verlag Westfälisches Dampfboot, Dorotheenstraße 26a, 48145 Münster

WIDERSPRUCH

Beiträge zur
sozialistischen Politik

45 / 2003

A.Gorz: Auf dem Weg in eine posthumane Zivilisation. Kenntnisse vs. Wissen, Wissenschaft vs. Lebenswelt

J.Becker: Informations- und Kommunikationstechnologien in der Kontrollgesellschaft

R.Kössler: Informationszeitalter. Manuel Castells Analyse des Epochenbruchs

R.Fischbach: Die Phantome der Wissensgesellschaft

St.Meretz: Freie Software. Über die Potentiale einer neuen Produktionsweise

Auf dem Weg zu einer »Charta der Bürgerrechte für eine nachhaltige Wissensgesellschaft«

I.Lohmann: Universitäten im globalen Bildungsmarkt

J.S.Volken: Schwachköpfe und Faulenzer. Armutsrisiken in der Bildungsgesellschaft

G.Pardini u. W.Schöni: Arbeit und Berufsperspektiven in Call Centers. Die Marktanbindung der Beschäftigten in der Dienstleistungsökonomie

Diskussionen

M.R.Kratke: Soziale Gerechtigkeit und »neue Sozialdemokratie«

A.Demirovic: Freiheit und Menschheit. Zur Idee der Gattung in Freiheit bei T.W.Adorno

R.Graf: Gramsci für das 21. Jahrhundert. Zum Abschluss der deutschen Ausgabe von Gramscis Gefängnisheften

Herausgeber und Redaktion: R.Amsler, H.Aubert, P.Franzen, R.Graf, S.Howald, W.Schöni, U.Sekinger, T. Soiland, P.Ziltener. – Ersch. halbjährlich, Einzelheft 25 Fr./16 €, Jahresabo 40 Fr./27 € zzgl. Versand. – Redaktionsadresse: Postfach, CH-8026 Zürich. – Vertrieb@widerspruch.ch, www.widerspruch.ch

Summaries

Clyde Barrow: Theory of the State and the US-Superstate.

An Interview by Ingar Soltý

The transatlantic relations mirror internal conflicts between an increasingly unilateral US and multilateral Japan and EU both of which might act as possible agents of control. However, more crucial to the development of the US-superstate seem to be the internal class relations in the US itself. The Bush administration appears to be ideologically overdetermined. Leading class fractions articulate their dissatisfaction with Bush's Iraq policy. Indeed, contradictions and resistance which indicate a far-reaching desire for decidedly social democratic policies within the US also emerge among the American population. Much may be achieved by a self-confident reintroduction of a programmatic socialist left articulating itself in public rather than isolating itself from the public by withdrawing into its ivory tower.

Fredric Jameson: A Monument of Radical Instants

Peter Weiss *Aesthetics of Resistance* marks a powerful intervention into the sense of history and the construction of the past: an intervention felt both in the German West and East and cutting across, while acknowledging, the sterile polemics about Stalinism still current in that period. Posthumously, it now has a significant role to play in the historicity a united Germany must construct in order to incorporate the experience of the DDR, at the very moment when History is about to absorb Germany and its neighbors into some new and larger, transnational unity. Weiss' novel wishes to be an indication of the historical work of liberation that has not yet become history. The empty space in the frieze of the Pergamum altar, at the spot where the lion's paw of Heracles would hang, designates precisely something absent, unrealized. Literature cannot and should not fill this space by way of compensation, but rather render its contours sharp and visible.

Julia Reuter: Embodiments – The Materiality of Performances

Based on Erving Goffman's interactional approach and Judith Butler's gender studies the article focuses on the question, how bodies support and undermine social order. It reconstructs the concept of materiality as well as resistance of the body. The rise of the body concept in social science should not be understood as a return of biologicistic explanations, rather as a revelation of entangled connections between materiality and performativity.

Roger Simon: The Pedagogical Insistence of Public Memory

Public memory may reveal the poverty of the present, the inadequacy of our experience, the requirement that we revise not only our own stories but the very presumptions which regulate their coherence and intelligibility. On such terms, public memory has the potential to expand the ensemble of people who count for us, people who in

telling their stories change our own. The article focuses on testimonies from the Vilna Ghetto under Fascist rule and from the displacement of Canadian natives. In order to understand the testimony of the victims of past violence, one has to question one's own frame of understanding, and to rework one's collective identities.

Klaus Weber: The Daily Effort of Producing Normality. Recognized Experience of Social Inclusion and Exclusion

Socio-psychological literature tends to restrict the question of normality and its everyday creation to ›conformity in groups‹. Weber presents a student research project that utilizes the method of memorywork for investigating strategies of adjustment and normalisation during childhood and youth. He focuses on the anxiety of nonconformist behaviour imposed by society as well as on the constructions of coherence of action potency and normality. The practically orientated setting of investigation also raises theoretical questions (e.g. concerning gender-related adjustment of the subjects) and thus allows to reconsider the problems of coherence of individual liberation and its counter-acting forces.

Nils Zurawski: Northern Ireland. Terror As a Symbol of EverydayLife

Terror and violence have been influencing Northern Irish society for more than 30 years. Far from getting used to the low level violence, the people have found various ways to deal with the traumas and losses of it. Zurawski investigates the symbolic discourses and rituals of mourning in the British province, especially those accompanying the commemoration of »Bloody Sunday«. He demonstrates that the same rituals and symbols serve as both, as an internal means to overcome trauma and an external strategy to attack the believed enemy.



Feministische Theorie bei Argument

Bettina Stötzer

InDifferenzen

Feministische Theorie in der antirassistischen Kritik

Argument Sonderband Neue Folge AS 293

ISBN 3-88619-293-8 · 17,90 € [D]

Im Buchhandel oder direkt vom
Argument-Versand, Reichenberger Str. 150, 10999 Berlin
Fax: 030 / 611 42 70, versand@argument.de



Argument
www.argument.de

Soziale Bewegungen und Politik

Sorkin, Michael, u. Sharon Zukin (Hg.), <i>After the World Trade Center. Rethinking New York City</i> (Albert Scharenberg)	144
Butterwegge, Christoph, u. Gudrun Hentges (Hg.), <i>Zuwanderung im Zeichen der Globalisierung. Migrations-, Integrations- und Minderheitenpolitik</i> (Julia Hörath)	145
Wagenknecht, Sahra, <i>Kapitalismus im Koma – Eine sozialistische Diagnose</i> (Ralf Brodesser)	146
Geden, Oliver, <i>Männlichkeitskonstruktionen in der Freiheitlichen Partei Österreichs</i> (Kolja Lindner)	147

Ökonomie

Ziegler, Jean, <i>Die neuen Herrscher der Welt und ihre globalen Widersacher</i> (Lothar Hack)	149
Amin, Samir, <i>Für ein nicht-amerikanisches Jahrhundert. Der in die Jahre gekommene Kapitalismus</i> (Lothar Hack)	149
Mahnkopf, Birgit (Hg.), <i>Management der Globalisierung</i> (Maria Markantonatou)	152
Polanyi, Karl, <i>Chronik der großen Transformation. Artikel und Aufsätze (1920-45), Bd. 1: Wirtschaftliche Transformation, Gegenbewegungen und der Kampf um die Demokratie</i> (Yasar Aydin)	153
Pongratz, Hans J., u. Günter G. Voß, <i>Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen</i> (Christian Brütt)	154
Mayer-Ahuja, Nicole, <i>Wieder dienen lernen? Vom westdeutschen »Normalarbeitsverhältnis« zu prekärer Beschäftigung</i> (Christian Brütt)	154
Gesterkamp, Thomas, <i>gutesleben.de. Die neue Balance von Arbeit und Liebe</i> (Christian Brütt)	154
Decker, Peter, u. Konrad Hecker, <i>Das Proletariat. Die große Karriere der lohnarbeitenden Klasse kommt an ihr gerechtes Ende</i> (Christian Brütt)	154

Geschichte

Winock, Michel, <i>Das Jahrhundert der Intellektuellen</i> (Peter Jehle)	158
Prokop, Siegfried, <i>Intellektuelle im Krisenjahr 1953. Enquete über die Lage der Intelligenz der DDR. Analyse und Dokumentation</i> (Manfred Behrend)	159
Gruppe Arbeiterstimme (Hg.), <i>Der spanische Bürgerkrieg. Gegen den Strom</i> (Manfred Behrend)	161
Sprotte, Maik Hendrik, <i>Konfliktaustragung in autoritären Herrschaftssystemen. Eine historische Fallstudie zur frühsozialistischen Bewegung im Japan der Meiji-Zeit</i> (Thomas Barth u. Isumi Kamiyo)	162
Herbert, Ulrich, u. Lutz Raphael (Hg.), <i>Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980</i> (Peter Birke)	163

Buchhandlungen, die das Argument-Verlagsprogramm führen

Augsburg	Probuch, Gögginger Straße 34 (0821/579173)
Berlin	Argument-Buchladen, Reichenberger Straße 150 (030/611 39 83) Motzbuch, Motzstraße 32 (030/2115958) Schleichers Buchladen, Königin-Luise-Straße 40/41 (030/841902-0) Schwarze Risse, Mehringhof - Gneisenastraße 2a (030/6928779) Eulenspiegel Buchladen, Hagenbruchstraße 7 (0521/175049)
Bielefeld	Eulenspiegel Buchladen, Hagenbruchstraße 7 (0521/175049)
Bremen	Buchladen im Ostertor, Fehrfeld 60 (0421/785 28)
Düsseldorf	BiBaBuZe, Aachener Straße 1 (0211/34 00 60)
Essen	Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8 (0201/820700)
Esslingen	Provinzbuch, Küferstraße 26 (0711/352738)
Frankfurt/M	Unibuch, Jügelstraße 1 (069/775082) Karl Marx Buchhandlung, Jordanstraße 11 (069/778807) Herbert Bärsch Nachf. GmbH, Hostatostr./Albanustr. 29 (069/314032-0) Jos Fritz, Wilhelmstraße 15 (0761/26877)
Freiburg	Buchladen Rote Straße, Nikolaikirchhof 7 (0551/42128)
Göttingen	Heinrich Heine Buchhandlung, Schlüterstraße 1 (040/441133-0)
Hamburg	Annabee, Gerberstraße 6 (0511/1318139)
Hannover	Buchhandlung Schöbel & Kube, Plöck 65 (06221/26036)
Heidelberg	Amei s Buchecker, Goschenstraße 31 (05121/34441)
Hildesheim	ABC Buchladen GmbH, Goethestraße 77 (0561/777704)
Kassel	Zapata Buchladen GmbH, Jungfernstieg 27 (0431/93639)
Kiel	Der Andere Buchladen, Zülpicher Straße 197 (0221/416325)
Köln	Buchladen zur Schwarzen Geiss, Am Obermarkt 12 (07531/15433)
Konstanz	Cardabela, Frauenlobstraße 40 (06131/614174)
Mainz	Roter Stern GmbH, Am Grün 28-30 (0542/24787)
Marburg	Basis-Buchhandlung, Adalbertstraße 41b-43 (089/2723828)
München	Buchhandlung Rosta, Aegidiistraße 12 (0251/449026)
Münster	Buch Weiss, Hauptstraße 4, (07127/21328)
Neckartenzlingen	Buchhandlung Libresso, Bauerngasse 14 (0911/225036)
Nürnberg	Buchhandlung Carl v. Ossietzky, Markt 24 (0441/13949)
Oldenburg	Jakob Fetzer, Georgenstraße 26 (07121/239080)
Reutlingen	Basel Buchlade, Theaterpassage Theaterstraße 7 061/2718404
Schweiz	Bern Buchhandlung Candinas, Münsterergasse 41 (031/3121285)
Österreich	Innsbruck Buchhandlung Parnass, Marktgraben 17 (0512/571212) Wien Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstraße 18 (0222/4063221)
Niederlande	Utrecht De Rooie Rat, Oudegracht 65 (031-30-2317189)

Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

Augsburg	Frauenbuchhandlung Elisara, Schmiedgasse 11 (0821/154303)
Bochum	Frauenbuchladen Amazonas, Schmidtstraße 12 (0234/683194)
Bremen	Hagazussa, Friesenstraße 12 (0421/74140)
Düsseldorf	Frauenbuchladen, Becherstraße 2 (0211/4644050)
Göttingen	Laura GmbH, Burgstraße 21 (0551/47317)
Hamburg	Frauenbuchladen, Bismarckstraße 98 (040/4204748)
Kassel	Frauenbuchladen Aradia e.V., Pestalozzistraße 9 (0561/17210)
Köln	Rhiannon, Moltkestraße 66 (0221/523120)
Leipzig	Frauenbuchladen Tian, Könnertitzstraße 92 (0341/4797475)
Mannheim	Frauenbuchladen Xanthippe, T3, 4 (0621/21663)
München	Lillemor s Frauenbuchladen, Barerstraße 70 (089/2721205)
Nürnberg	Frauenbuchladen, Innerer Kleinreutherweg 28 (0911/352403)
Tübingen	Frauenbuchladen Thalestris, Bursagasse 2 (07071/26590)
Schweiz	Zürich Frauenbuchladen, Gerechtigkeitsgasse 6 (01/2026274)
Österreich	Wien Frauenzimmer, Lange Gasse 11 (0222/4068678)